





Europäisches

Sklavenleben.

Roman

von

F. W. Hackländer.

Vierte Auflage in vier Bänden.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1876.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Am Neujahrstage.

Wie immer, so lange wir nach unserem christlichen Kalender rechnen, war das alte Jahr acht Tage, nachdem die Weihnachtsbäume gebrannt, zu Ende gegangen. — Es ist das für die Menschen eine angenehme Periode: viel Festtage, Geschenke, Lust und Freude aller Art, namentlich in der Sylvesternacht, wo Jeder so viel als möglich sich bemüht, vom alten Jahre fröhlich Abschied zu nehmen und das neue jubelnd zu empfangen.

Trotz den erneuerten Verordnungen einer hochpreislichen Polizei hatte es auch dieses Mal wieder an allen Ecken der Stadt geknallt, ja selbst in der Nähe der Polizeidirektion, wo sich einige Mordschläge mit unerhörtem Spektakel entladen, so daß der Präsident erschrocken aus seinem Bette aufgefahren war und sogleich nach seiner Nase gegriffen hatte, weniger, um sich zu überzeugen, ob sie ihm nicht weggeschossen worden, als vielmehr, um, während er diese treue Freundin sanft befühlte, mit sich zu Rathe zu gehen, wie dem heillosen Unfuge ein- für allemal gründlich zu steuern wäre.

Nach der geräuschvollen Sylvesternacht folgte nun ein heiterer Neujahrstag, heiter insofern, und auch freundlich und gefällig, als er in starkem Froste und blauem Himmel erschien, die nasse Erde trocknete und sich auf diese Art der vielen lackirten Stiefel und Stiefelchen, auch schwarzer Fräcke und weißer Strümpfe erbarmte, die namentlich am heutigen Vormittag in der Stadt umherschwärmten. Das lief und rannte, behend und eilfertig, durch ein-

ander mit vergnügten Gesichtern, bald hier einem Freunde zurufend, dort einem Bekannten winkend, jetzt plötzlich stehen bleibend, um mit herabgerissenem Hute einen Vorgesetzten zu grüßen, dann wieder davon springend, um in irgend ein ansehnliches Haus zu verschwinden, wo die schwarzen Fräcke und weißen Handschuhe in langer Reihe auf einander folgten.

Auch vielerlei ward von den Gratulanten in der Hand und unter dem Arme getragen, als: zierliche Paketchen von weißem Papier mit rothen und blauen Schnüren, Düten mit Zuckerwerk, Blumenbouquets; und alles das wurde sorgfältig gehütet, daß man es nicht in dem Menschengewühl zerdrückte oder zerstieß, und damit es wohlbehalten an den Ort seiner Bestimmung gelange. Dort angekommen, blinzelte man an dem Hause in die Höhe, nöthigte die schüchternen Hemdkragen ein Weniges aus dem schwarzen Halstuche heraus, besah die Handschuhe und schlüpfte dann in den Hausflur.

Dazwischen rollten Wagen in großer Anzahl durch die Hauptstraßen der Stadt, die Pferde mit den besten Geschirren bedeckt, die Kutscher en grand tenue, die Lakaien hinten auf, ordentlich triefend von Wichtigkeit.

Wenn man zufällig in die Gegend kam, wo sich die Ministerien befanden, so war man ordentlich betäubt von all' dem Gerassel, von dem Rufen der Bedienten, von dem Zuschlagen der Wagenthüren. Am allergrößten war das Gedränge der Equipagen an den Einfahrten des königlichen Residenzschlosses, und obgleich die allerhöchsten und höchsten Herrschaften die förmliche Gratulationscour abgesagt hatten, so entleerte doch ein Wagen nach dem andern seinen Inhalt in reichgestickter Uniform mit Hut und Degen an der großen Freitreppe, die vermittelst des Marmorvestibuls zu einem Vorzimmer führte, wo ein großes Buch aufgeschlagen lag, in welchem alle ihre Namen und Titel einschrieben.

Der gewöhnliche Rapport war natürlicherweise heute ebenfalls in großer Uniform erschienen, wo Jeder, der das Glück hatte, vor Seine Majestät zu gelangen, durch ein unbeschreibliches Achselzucken, durch eine außergewöhnliche Neigung des Kopfes, ja durch ein paar

sanft gelispelte Worte kund und zu wissen that, wie doppelt glücklich er sich schätze, am heutigen Tage, wo alle Gratulationen verboten seien, dieselben doch wenigstens pantomimisch anbringen zu können.

Die Rapporte dauerten übrigens am Neujahrstage nie lange, und sobald sie beendigt, beeilte sich Jeder aus dem Schlosse und aus der engen Uniform zu kommen, um zu Hause im Kreise der Seinigen frei und behaglich aufzuathmen.

Das Gefolge frühstückte alsdann allein, natürlicherweise, weil es die höchsten Herrschaften ebenso machten, und weil man sich doch ein wenig vorbereiten mußte auf das große Hofdiner des heutigen Tages, bei dem ein paar kleine Toaste fielen, und wo man doch seinem Nachbar und seiner Nachbarin etwas Angenehmes sagen mußte.

Wie überhaupt an Sonn- und Feiertagen, so besonders am Neujahrstage, namentlich wenn das Wetter so schön wie heute war, lag das Schloß ziemlich öde und leer. Die Herrschaften waren alsdann spazieren gefahren, das große und kleine Gefolge befand sich zu Hause, von den Kammerdienern und Lakaien hatte sich hinweg gestohlen, wer dies nur mit seiner Dienstpflicht zu vereinbaren wußte, so daß sich oft im Vorzimmer, wo zu anderer Zeit drei, vier an den Wänden zusammen standen, oder in den Ecken mit einander flüsterten, sich jetzt höchstens eine einzelne Livrée zeigte, aus der ein melancholisches Gesicht verdrießlich auf den mit Menschen bedeckten Kastellplatz blickte. Ueber allen Gängen und Treppen lag eine tiefe Stille; nur zuweilen hörte man in der Ferne eine Thür öffnen, einen Lakaien niesen oder draußen eine Schildwache husten.

Wahrhaft traurig und schwermüthig war an solchen Tagen, wo auf Häusern und Straßen ein heller Sonnenschein glänzte, das Zimmer der Adjutanten. Es lag gegen die Nordseite und ging, wie wir bereits wissen, auf einen kleinen finsteren Hof hinaus, eigentlich auf einen von drei Gebäuden gebildeten Winkel, durch den man nicht reiten und nicht fahren durfte, durch den nur sehr wenige Menschen gingen, und den, namentlich an Wintertagen,

beständig kalte und frostige Schatten ausfüllten. Die vorderen und Hauptgebäude ließen dorthin kein Licht, und das Einzige, was man von diesem sah, waren die hoch oben auf einer vergoldeten Windfahne recht wie zum Hohne glänzenden und blitzenden Sonnenstrahlen.

Es wird den geneigten Leser einigermaßen befremden, daß, so oft wir ihn in dieses Adjutantenzimmer führen, jedesmal Graf Fohrbach den Dienst hatte; doch erstens traf dieser ihn sehr häufig, alle vier bis fünf Tage einmal, und zweitens ist es angenehmer, sich diesen wichtigen Räumen nur dann zu nahen, wenn man einen Bekannten dort zu finden weiß.

Der Graf hatte also, wie bemerkt, den Dienst, und saß in einer der tiefen Fensternischen auf einem kleinen Lehnstuhle, von dem schweren dunklen Vorhange nach außen zu fast verdeckt und ganz wie auf der Lauer. Er betrachtete nämlich angelegentlich aus seinem Verstecke hervor einige Fenster des zweiten Stocks, die in den vorhin erwähnten Hof hinaus gingen, und da diese Fenster sich fast in derselben Flucht mit denen des Adjutantenzimmers befanden, so hatte er trotz verschiedener Grade Kälte eine Fensterscheibe geöffnet und seinen Kopf hinausgestreckt, um besser nach dem bezeichneten Orte sehen zu können.

Da war aber vorderhand nichts zu bemerken: Alles war gleich öde und still, nirgends eine menschliche Seele zu sehen, und wenn man nicht an den Fenstern, die hier hinaus gingen, da irgend einen farbigen Vorhang, dort die grünen Blätter einiger Blumen bemerkt hätte, so wäre dieser Hof wahrhaft trostlos gewesen.

Auch dort, wohin der Graf Fohrbach blickte, ließen sich hinter einem Doppelfenster Blätter und Blüthen sehen. Zuweilen schien es dem Grafen auch, als komme aus dem Innern des Zimmers eine weiße Hand und mache sich dort irgend etwas zu schaffen. Sowie er aber in diesem Falle in größter Geschwindigkeit sein ungeheures Theaterglas ergriff und hinauf sah, so ließ er es doch seufzend wieder herab sinken, denn entweder hatte er sich geirrt oder war die Hand droben zurückgezogen worden.

Wenn er alsdann eine Zeit lang vergebens hinauf geschaut, so schloß er wohl auf Augenblicke die Fensterscheibe, nahm ziemlich verdrießlich ein Buch, das vor ihm lag, und sah hinein, ohne jedoch auch nur eine einzige Zeile zu lesen.

Das war Alles heute Nachmittag entsetzlich langweilig, und die Uhr, die er zu Rathe zog, sagte ihm, es sei erst Zwei. — Also noch volle vier Stunden bis zur Tafel!

Graf Fohrbach hatte abermals die Glasscheibe neben sich geöffnet, das Theaterglas ergriffen und vergebens nach den bewußten Fenstern hinauf geblickt und wollte sich eben wieder zurückziehen, als er von dem Hofe herauf, und zwar dicht unter seinem Fenster, von einem lauten und kräftigen Lachen begrüßt wurde.

Aergerlich wandte er den Kopf abwärts; — wer konnte es wagen, ihn auf so auffallende Art hier in der Ausübung des königlichen Dienstes zu stören? — Doch hatte er nicht sogleich den, der vor dem Fenster stand, erkannt, als er, selbst lustig lachend, hinabrief: „He, Major, wo kommst du her? — Hast du am Ende die vortreffliche Idee, mir an diesem wunderbaren Feiertag-Nachmittag etwas Gesellschaft zu leisten, so vergelte es dir Gott, und ich will zu allen Gegendiensten bereit stehen."

„Eigentlich war das nicht meine Absicht," entgegnete der Andere; „ich wollte bei dem schönen kalten Wetter eine Promenade machen. Doch wenn es dich besonders freut, so halte ich gerne eine halbe Stunde bei dir an."

Damit ging er dem Eingange zu, verschwand dort, stieg die paar Stufen bis in's Erdgeschoß hinauf und trat gleich darauf in das Zimmer.

Graf Fohrbach hatte unterdessen einen Fauteuil an die andere Seite des Fensters gerückt, auf welchem sich der Major niederließ, die Beine über einander schlug und seinen Freund lächelnd anschaute.

„Es scheint mir, du bist heute guter Laune, Major," sagte der Graf; „und es ist gut; du kannst mich dann ein wenig aufheitern."

„Also bist du verdrießlich?"

„Gott verzeih' dir diese Frage! Man sieht, daß du schon lange

am Sonntag keinen Dienst gethan hast und nicht mehr weißt, wie unbeschreiblich leer und öde es hier ist; kein Rapport, keine Audienz für den Herrn, selten ein Besuch für uns, und da draußen Alles bis zum Erschrecken verlassen. Diese Seite des Schlosses ist wie verwünscht: es zeigt sich nicht einmal ein miserabler Fußgänger."

„Dafür aber hast du Muße, die gründlichsten Fensterbeobachtungen zu machen," erwiderte pfiffig lächelnd der Major. „Und das thust du auch, wie ich sehe, vermittelst dieses unfehlbaren Glases und einer geöffneten Fensterscheibe, bei dieser Kälte den ungeheuersten Schnupfen riskirend."

„O, was die offene Scheibe anbelangt," versetzte der Adjutant, indem er sie jetzt erst wieder fest zuzog, „so bist du im Irrthum: ich blickte nur nach dir."

„Nach mir?" fragte der Major. „Und ich mußte dich erst mit einem wahrhaft homerischen Gelächter aus deinen Träumereien aufwecken! — Nein, nein, lieber Freund! gib der Wahrheit die Ehre: du hast da oben hinauf geschmachtet? — Und ich halte das auch verzeihlich und begreiflich."

„Und wenn dem wirklich so wäre," entgegnete zerstreut der Graf und schraubte sein Glas langsam ein, „so hast du eigentlich Recht, mich darüber auszulachen, denn die Fenster da oben sind den ganzen Tag verschlossen, obendrein dicht mit Blumen besetzt; da dringt kein Blick hinein. Und wie das Zimmer so auch die Bewohnerin; das ist nach Goethe wie ein eherner Thurm, zu dem die Besatzung Flügel haben müßte."

„Ja, ja," erwiderte der Major, und recitirte darauf mit Pathos:

„Schön wie der Mond, der einsam wallt,
So schön bist du, doch auch so kalt,

wie ein anderer Dichter sagt, der übrigens noch kein Goethe geworden ist."

„Es ist eigentlich Unrecht," fuhr der dienstthuende Adjutant mit einem komischen Ernste fort, „mit einer so wunderbaren Figur, einem solch' schönen Kopfe und so viel Verstand an den Hof zu kommen, ohne ein Herz mitzubringen."

„Laß das gut sein," versetzte der Andere bedächtig, indem er seinen schwarzen Schnurrbart strich, „da ist ein Herz, und ich wette, ein sehr gutes und edles. Aber es hat sich mit einem festen Panzer umgeben. — Vielleicht," setzte er in gefälligem Tone hinzu, „weil es geahnet, daß es sich in die Nähe solcher Eroberer, wie du bist, wagen müsse."

Der Graf legte den Kopf in die Hand und entgegnete mit ernster Stimme: „Nein, nein, laß die Spöttereien! Ich versichere dich — dir im allergrößten Vertrauen zugegeben, was du aber wahrscheinlich schon entdeckt — es geht mir diesmal über den Spaß. Ich stehe an dem Wendepunkt, und du wirst wissen, wohin der eine Weg zielt, wenn ich dir sage, daß Eugenie von S. einen mächtigen, unvertilgbaren Eindruck auf mich gemacht."

„Sagst du das dem Freunde oder dem Anverwandten dieses glücklichen Ehrenfräuleins?"

„Du kannst nun einmal die Scherze nicht lassen!" erwiderte Graf Fohrbach. „Aber man muß sich vor dir in Acht nehmen; nur zum Freunde sprach ich eben."

„Daran thust du sehr Unrecht; du solltest dich dem Verwandten dieses liebenswürdigen Mädchens in die Arme werfen. Du weißt, da ließe sich was arrangiren: meine Frau wäre glückselig, eine solche Partie zu Stande bringen zu dürfen. Und nehme mir nicht übel, wenn ein Graf Fohrbach anklopft, so öffnet man bereitwillig die Thüre und setzt keinen Korb davor."

„Das will ich aber eben nicht, du prosaischer Mensch. Hätte ich deßhalb mancher Dame den Hof gemacht, und mit einigem Erfolge, um zuletzt eine Ehe einzugehen unter dem Wappen meines Hauses? — Nein, wahrhaftig nicht! Wenn ich mich einmal glücklich verheirathen werde, so müßte das Mädchen, das ich mir erwählt, ihr Alles daran setzen und im Nothfalle Alles zu verlassen im Stande sein, um mir zu folgen."

„Du hast dich wahrhaftig sehr verändert," bemerkte der Major, „denn es ist das erste Mal, daß ich dich eine Bibelstelle citiren höre. — Also der Herr Graf haben wirklich seine Herrin gefunden? — haben in der That sein erlauchtes Herz verloren?"

„Total!“ seufzte dieser; „total! — und ich glaube, ich finde es niemals wieder.“

Der Major schaute einige Augenblicke nachdenkend zum Fenster hinaus, sah hierauf sein Gegenüber lange und forschend an, und dann sagte er: „Ja, ich habe so was gemerkt. Du bist nicht mehr der Alte, namentlich wenn sie in der Nähe ist. Meine Frau hat mich eigentlich darauf aufmerksam gemacht; du benimmst dich in Eugeniens Gegenwart, um wenig zu sagen, schüchtern. Du hast deine ganze Routine verloren und scheinst mir sogar oftmals um eine pikante Antwort verlegen, woran es dir doch sonst wahrhaftig nicht gefehlt hat.“

„Ich fühle das wohl,“ entgegnete der Graf, „und ärgere mich genug darüber. Aber wenn ich in ihre Nähe komme, wenn sie mich mit ihren großen Augen so ruhig anblickt, wenn sie mit ihrer tiefen Stimme zu mir spricht, so schnürt sie mir das Herz zusammen, ich kann kaum athmen, und wenn mir auch etwas nicht gerade Ungescheidtes einfällt, so bin ich oft nicht im Stande, es gehörig in Worte zu fassen und ihr zu sagen.“

„Wir kennen das. Aber du mußt diese Aengstlichkeit zu überwinden trachten. Ein solches Mädchen wie Eugenie, verlangt von Jemand, den sie lieben soll, volle Gewandtheit des Geistes; da thut's alle Eleganz und alle Geschicklichkeit des Körpers nicht allein, und wenn du mit deinem Pferde noch halsbrechendere Sprünge auf dem glatten Pflaster machst als vorgestern, da du ihrem Wagen begegnetest.“

„Sprach sie mit dir darüber?“ fragte hastig der Graf.

„Gerade nicht zu mir,“ erwiderte der Andere, „auch sie nicht selbst; sondern die Oberhofmeisterin, die mit ihr fuhr, erzählte es dem Herzog Alfred, der gerade dabei stand und meinte, du seiest beinahe hingestürzt.“

„Das ist nicht wahr!“ rief der Adjutant entrüstet.

„Und der Herzog lachte auf seine sonderbare Weise, und meinte dann, nachdem er die dünnen Lippen zusammen gepreßt, es sei eigentlich eine Art Thierquälerei, so mit diesen edlen Pferden umzugehen.“

„Eine Thierquälerei, die er freilich nie versucht, weder auf dem Pflaster noch sonstwo.“

„Nun ja, da hast du schon Recht,“ antwortete nachdenkend der Major, nachdem er sich mit der Hand über die Augen gefahren, den Bart gestrichen und dann ruhig in's Zimmer hinein gesehen. — „Mit seinem Reiten ist's nicht weit her — aber,“ — setzte er mit Betonung hinzu, „er braucht das auch nicht, dafür ist er Herzog, und was ihm an Körpergewandtheit abgeht, das ersetzt vollkommen seine unglaubliche Zungenfertigkeit.“

Bei diesen Worten, die der Major sehr ruhig sprach, zuckte der Graf augenscheinlich zusammen, und dann schaute er seinen Freund fest und mit großen Augen an, welchen Blick der Major mit einem Lächeln zurückgab.

Graf Fohrbach sah forschend im Zimmer umher, dann beugte er sich zu seinem Freunde hinüber und sprach mit leiser Stimme: „Das hast du nicht ohne Absicht gesagt!“

„Und was denn?“

„Du weißt schon, was ich meine; es ist das ein Lied ohne Melodie, das ich in kurzer Zeit öfters gehört. — Ja, er hat eine scharfe und gewandte Zunge; aber sage mir, Eugen — sage mir die Wahrheit, wir sind ja unter uns — glaubst du, daß sie auch Geschmack an seinen Worten findet und sie gerne anhört?“

„Lieber Freund,“ erwiderte ruhig der Major, „das ist eine Frage, die nicht gut zu beantworten ist. Ich kann nur meine Worte von vorhin wiederholen: er ist Herzog und spricht schön und gewandt.“

„Da hast du Recht!“ rief unmuthig Graf Fohrbach. Worauf er die Theaterlorgnette, mit der er bisher gespielt, etwas heftig auf den Tisch setzte und von seinem Stuhle aufstand. Dann machte er einige hastige Schritte durch das Zimmer, so daß sein Säbel, den er nicht fest eingehakt hatte, mit dem Ende der Scheide klirrend auf den Boden fiel, was in dem großen, stillen Gemache einen gewaltigen Widerhall gab, worauf der Adjutant seine Waffe fest in die Hand nahm, ohne aber seinen Spaziergang zu unterbrechen, dem der Major kopfschüttelnd zuschaute.

Nachdem er das Zimmer mehrere Male durchschritten, trat er endlich dicht neben seinen Freund hin, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach mit sanfter Stimme: „Sei ehrlich gegen mich, Eugen; du sagst nie etwas ohne Absicht, und deine Worte von vorhin haben einen verborgenen Sinn. Ich weiß wohl, was sie bedeuten sollen; hier in meinem Herzen fühle ich es; aber ich möchte wissen, ob du dem großen Haufen nachsprichst, denn auch da hörte ich ähnliche Aeußerungen, die ich jedoch verachtete. — Aber nein, nein! du sagst nie eine fremde Ansicht, du sprichst nur nach Ueberzeugung, und ich bitte dich herzlich, theile mir diese mit, sage mir, was du weißt; das kann ja auf alle Fälle nur zu meinem Glücke sein."

Der Major hatte den viel jüngeren Freund, der vor ihm stand und dessen ganzes Wesen bei den Worten, die er sprach, gewaltsam erzitterte, mit wahrer Theilnahme angeblickt. Ja er nahm sanft die Hand, welche er auf seine Schulter gelegt, und sagte: „Höre mich ruhig an. Du wirst hoffentlich überzeugt sein, daß ich Alles thue, was dir nützlich ist, was dir zu deinem Glücke, wie du sagst, verhelfen kann, und wenn ich über die Sache von vorhin etwas Genaueres wüßte, hätte ich es dir schon lange mitgetheilt. Du behauptest, ich forme mir meine eigene Ansicht; das ist ganz richtig, und ich spreche nur dann, wie vorhin, die des großen Haufens aus, wenn sie mit meinen eigenen zusammen stimmt."

„Und das thut sie in diesem Falle?" fragte der Graf erschrocken.

Der Major nickte mit dem Kopfe. — „Meine und auch die meiner Frau," sagte er.

„O! das ist sehr schlimm!" rief schmerzlich der junge Mann. „Und ihr habt eure Beweise, daß er sich Eugenien nähert? — Vielleicht auch solche, daß sie seine Annäherung duldet, daß sie ihr sogar lieb ist?"

„Nein, nein, nein!" sprach bestimmt der Major. „Nur nicht gleich wieder fertig zum Durchgehen! Wenn ich auf deine Frage mit Ja antwortete, so müßte ich ja zugeben, die Beiden seien schon im vollkommensten Einverständniß."

„Ja, das ist wahr," erwiderte der Adjutant nach einer Pause wie aus tiefen Träumen erwachend. „Dann wären sie freilich im Einverständniß; und das sind sie wohl noch nicht! — Nicht wahr, Eugen?" fragte er dringend. — „Ah! wenn ich nur an ein solches Einverständniß denke, so steigt mir das Blut in den Kopf und ich sehe nichts mehr. — Ein Einverständniß! — Was könnte zwischen den Beiden für ein Einverständniß sein?"

„Sei nur nicht so exaltirt!" bat der Major. „Setz' dich ruhig dahin. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn einer der Kammerdiener seine wißbegierigen Ohren an die Thüre legte, um dich schreien zu hören."

Der Graf Fohrbach drückte gewaltsam Schärpe und Säbelkuppel herunter; das schien ihn Beides im freien Athmen zu hindern. Dann warf er sich, dem Wunsche des Freundes gehorsam, in seinen Stuhl, der wie wir wissen, so nahe am Fenster stand, daß es ihm leicht wurde, seine brennende Stirne gegen die kalten Scheiben zu drücken."

„Ich möchte etwas sagen," begann er nach längerem Stillschweigen wieder; „aber nimm es mir nicht übel: es ist ein fürchterlicher Gedanke, der auch dich schmerzen muß; aber mir zerreißt er das Herz, und so vergib denn, wenn ich ihn ausspreche."

„Nur zu," erwiderte der Andere lächelnd; „ich kann mir fast denken, was da heraus kommen wird. Laß deinen Phantasieen vollen Lauf; — genire dich gar nicht."

„O Eugen, das sind nicht blos Phantasieen; ich fürchte, es ist etwas Wahres dahinter. — Eugeniens Vater — es ist leider einmal ein Anverwandter von dir —"

„Sehr, sehr entfernt," versetzte der Major.

„Ja, ja; aber dieser Herr von S. steht, wie du weißt, in keinem guten Renommée."

„Er ist etwas Spieler und Aventurier; aber eigentlich Schlimmes kann man ihm nicht nachsagen."

„Bis jetzt nicht, aber —"

Der Graf stockte, weil ihn ein eigenthümlicher Blick seines Freundes traf.

„Aber —“ fuhr er nach einer Pause fort — „er ist derangirt; würde er sich etwas daraus machen, wenn ihm zum Beispiel der Herzog, der sehr reich ist, auf die eine oder die andere Art wieder emporhelfen wollte? — Doch verzeih' mir, daß ich das sage; ich weiß wohl, ich bin außer mir, vielleicht sinnlos. Mir scheint, ich spreche ohne allen Verstand.“

„Nein, du sprichst ganz verständig,“ erwiderte der Major mit großer Ruhe, während er mit vieler Sorgfalt ein großes E auf die angehauchte Fensterscheibe zeichnete. „Deine Worte sind nicht sinnlos, und ganz im Vertrauen gesagt, halte ich den Herrn von S. zu allerlei fähig, Seine Durchlaucht den Herrn Herzog nicht minder. — Denn haben wir junge Leute zu unserer Zeit Besseres getrieben?“

„Aha! doch dergleichen nicht!“ rief Graf Fohrbach entrüstet. „Ich wenigstens habe um einer vergnügten Stunde willen nie das ganze Lebensglück eines Mädchens und desjenigen, der sie liebt, auf das Spiel gesetzt.“

„Du nicht?“ fragte lachend der Major. „In deiner Gesellschaft hast du allerdings dergleichen nicht versucht; aber blicke tiefer hinab, da taucht dir doch vielleicht irgend eine Erinnerung auf, welche mit dieser Geschichte Aehnlichkeit hat.“

„Du könntest Recht haben,“ antwortete Graf Fohrbach, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht.

„Aber das gehört eigentlich nicht hieher,“ fuhr der Andere fort. „Genug, ich gebe dir zu, der Vater wäre vielleicht im Stande, sich die Tochter abkaufen zu lassen. — Wie kannst du aber nun glauben, daß Eugenie, dies unschuldige Geschöpf, dies reine Herz, wie du sie selbst oft genannt, in dergleichen willigen könne! — Schon der Gedanke müßte ein solches Mädchen vor Abscheu wahnsinnig machen.“

„Du bist älter als ich und erfahrener,“ erwiderte kopfschüttelnd der junge Mann, „und es scheint mir, ich muß dich belehren. Man wird es freilich nicht wagen, ihr einen solchen Antrag zu machen, aber man hilft dem anderen Theile, indem man ihm die Annäherung erleichtert; und die wird uns nicht schwer,“ fügte er

mit Betonung bei, „wenn man Herzog ist und eine gewandte Zunge hat.“

„Die dir auch nicht fehlt!“ rief halb entrüstet der Major. — „Aber jetzt habe ich die Geschichte vollkommen satt. Weiß der Teufel, daß ich mich immer für Eugenie herum zanken muß! Kaum bin ich von Hause fort, wo mir meine Frau die Ohren voll geplaudert, so komme ich vom Regen in die Traufe, und hier an einen wüthenden Liebhaber.“

„Siehst du, Verräther!“ sagte der Graf mit halbem Ernste; „deine vortreffliche Frau denkt und fühlt gewiß wie ich. Oh! die Weiber haben darin einen unbeschreiblichen Takt! Auch sie wird es merken, daß hier nicht Alles in Richtigkeit ist. Nicht wahr? — Sprich! ich habe Recht.“

„Was wird sie merken!“ erwiderte eifrig der Major mit komischem Zorne, da er sich in die Enge getrieben fühlte. „Nichts merkt sie; das ist wieder wie in so manchen Dingen, viel Lärmen um nichts; Alles, was die Leute sagen und was meine Frau schwätzt und was du fürchtest, läuft am Ende auf nichts mehr und nichts weniger hinaus, als auf eine vielleicht unschuldige Courmacherei.“

„Die du also doch am Ende zugibst!“

„Ja, die ich am Ende zugebe,“ entgegnete der Major nach einem tiefen Athemzuge. — „Aber jetzt laß mich zufrieden. Da wäre mir ein Spaziergang in frischer Luft auf alle Fälle viel besser bekommen.“

„Nun, es ist nur gut, daß deine Frau wie ich denkt,“ sprach der Adjutant nach einigem Nachsinnen. „Das ist ein vortreffliches Weib; ich werde mich an sie halten.“

„Um gemeinschaftlich über mich zu raisonniren?“ lachte der Major, der sich von seinem Stuhle erhob. — „Nun, das kannst du noch heute Abend thun, freilich werde ich dabei sein und — Eugenie, aber ihr braucht euch gar nicht zu geniren: euch zuliebe will ich mich mit dem schönen Ehrenfräulein in irgend einer dunkeln Ecke festsetzen, und dann kannst du meiner Frau sagen, was du willst.“

„Ich verstehe dich nicht recht,“ erwiderte aufmerksam der Graf, indem er sich ebenfalls erhob und seinem Freunde, welcher das Zimmer zu verlassen sich anschickte, folgte. „Was faselst du eigentlich von deiner Frau und Eugenie?“

„Nun ja, undankbarer Mensch!“ sagte lachend der Major, „dafür, daß du meine Anverwandten verdächtigst, will ich feurige Kohlen auf dein Haupt sammeln; du darfst heute Abend zu uns kommen.“

„Und Eugenie ist auch da?“ fragte der Andere jubelnd.

„Eugenie ist auch da, und — verstehe mich wohl — sonst Niemand: du, sie, meine Frau und ich, — die vollständigste Partie quarré.“

„Major, du bist göttlich!“ rief freudig der junge Mann; „es ist ein Unglück, daß Seine Majestät eine Aversion gegen alle Gnadenbezeugungen am Neujahrstage hat; ich würde für dich um den Oberstentitel bitten. — Also wir vier ganz allein?“

„Ganz allein; komm so um acht Uhr, da ist ja die Hoftafel und dein Dienst vorbei; wir trinken Thee, wir machen einen kleinen Whist, wir plaudern, und da es Neujahrstag ist, so soll es dir unbenommen sein, meiner Frau und also auch Eugenie ein kleines Cadeau mitzubringen. Du siehst, ich bin uneigennützig.“

„So uneigennützig, daß mir ordentlich vor dir graut. Du hast alle Anlage zu einem vortrefflichen Kuppler. Gott stehe dir bei, oder dem armen Menschen, gegen den du agirst.“

„Nun also bis acht Uhr!“ sagte lachend der Andere; worauf er dem Freunde die Hand schüttelte und sich empfahl.

Graf Fohrbach begleitete ihn bis in den Vorsaal, wo die Wachen langweilig auf und ab schritten, und wo der einzige Lakai, der keinen Vorwand gefunden, sich zu entfernen, hinter dem Ofen saß und sanft den Schlaf des Gerechten schnarchte.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Einladungen zu Hofe.

In sein Zimmer wieder zurückgekehrt, ging der dienstthuende Adjutant mit leichten, gefälligen Schritten eine Zeit lang auf und ab, von einer Thüre zur andern, bei dem großen Spiegel vorbei, in welchen hie und da einen nicht ganz unzufriedenen Blick zu werfen er sich nicht enthalten konnte. Er träumte von dem Abend, der vor ihm lag, und sein Herz schlug sehr vergnügt; nur zuweilen blieb er an einem der Fenster stehen, schaute nachdenkend hinaus und zog die Augenbrauen düster zusammen. In solchen Momenten dachte er an die Nebenbuhlerschaft des Herzogs und an alle möglichen Folgen derselben; er wußte ganz genau, was bei vielen Frauenherzen die Durchlaucht vor einem Namen zu sagen hat. Und dann war auch der Herzog in anderer Richtung ein nicht zu verachtender Gegner. Hübsch war er allerdings nicht, weder am Körper noch am Gesichte, aber er tanzte gut und unermüdlich, und was seine Zunge anbelangte, so war sie glatt und behende wie ein Aal.

Wenn Graf Fohrbach das alles überlegte, namentlich aber die Leichtigkeit in Betracht zog, mit der der Herzog fast zu jeder Stunde des Tages die in den Gemächern seiner Mutter oder Ihrer Majestät befindlichen Damen sprechen konnte, so überlief es ihn fröstelnd, er faßte krampfhaft den Griff seines Säbels und bohrte die Scheide so heftig in das Parkett ein, daß ihn der Hofmarschall, wenn er es gesehen hätte, unfehlbar wegen freventlichen Verderbens des königlichen Eigenthums verklagt haben würde.

Im anderen Augenblicke dachte er dagegen an die Stunden, die er schon mit Eugenien zugebracht, sei es bei den Hoffesten, sei es im Hause seines Freundes, und wenn er sich diese in's Gedächtniß zurückrief, so baute er sich aus Blicken, aus Worten, besonders aber aus einem leisen Drucke ihrer Hand auf seinen Arm,

den er einstens zu fühlen geglaubt, die wunderbarsten Luftschlösser und richtete daran seine Hoffnungen wieder empor. — „Heute Abend," sprach er zu sich selber, „ist in der That ein günstiger Moment, wir sind ganz allein, ich bin überzeugt, Eugen wird diskret sein, und dann will ich doch versuchen, ihr irgend ein Wort zuzuflüstern, was mich weiter bringen soll. — Auf jeden Fall weiter, vielleicht zu einer Entscheidung, sei es nun zu meinem Glücke oder zu meinem Unglücke."

Damit nahm er seinen Säbel wieder in die Hand und begann seinen Spaziergang durch das Zimmer auf's Neue, hatte aber dasselbe noch nicht einmal durchschritten, als sich die Thüre des Vorsaals öffnete und der Hofmarschall herein trat, jetzt schon — es war noch nicht vier Uhr, also noch zwei Stunden bis zur Tafel — in großer Uniform, den Hut unter dem Arm, das Gesicht wie gewöhnlich mit äußerster Wichtigkeit hoch empor haltend.

Die beiden Herren begrüßten sich, indem der Graf seine ganze Hand hinhielt, in welche Seine Excellenz, wie er es in der Regel zu machen pflegte, nur zwei Finger legte, die aber von dem Adjutanten freundlichst und kräftigst geschüttelt wurden.

„Euer Excellenz sind früh bei der Hand," sagte er hierauf. „Wir haben ja noch zwei volle Stunden bis zur Tafel. Nein, das mache ich mir bequemer; höchstens eine halbe Stunde vorher wird sich angezogen, eine Viertelstunde darauf steige ich in den Wagen und komme an mit Glockenschlag."

„Dafür sind Sie auch ein freier Mann, mein lieber Graf," erwiderte seufzend die Excellenz, „haben hie und da, wie heute zum Beispiel, eine kleine Funktion, die aber nach einigen Stunden endet, und an die Sie nicht mehr zu denken brauchen, sobald Sie den Säbel abgeschnallt und den Federhut weggelegt haben. — Aber ich! — Dienst! — Dienst! — Dienst! von Morgens früh, wenn ich meine Augen öffne, bis Nachts, wenn ich sie wieder schließe; und auch dann noch oft keine Ruhe, denn ich träume davon. — Eine wahre Sklaverei!"

„Aber Euer Excellenz nehmen alle Dinge zu schwer; ich glaube, ich würde es mir viel bequemer machen."

„Das glaube ich selbst," erwiderte der Hofmarschall mit einem wichtigen Lächeln, „aber nehmen Sie mir nicht übel, da würde auch Manches drunter und drüber gehen."

„Das ist möglich: was nicht zu halten wäre, ließ ich eben fallen."

„O ihr jungen Leute habt gut sprechen! Man muß den ganzen Tag mit Anstrengung aller seiner Kräfte die Zügel halten, denn wie man ein bischen nachläßt, so gibt's rechts und links Konfusionen."

„Aber heute zum Beispiel könnte es sich Euer Excellenz doch bequemer machen. Da gibt's doch bis zur Tafel nichts mehr zu thun: die Einladungen sind gemacht, das Diner ist seiner Vollendung nahe und die Säle in der besten Ordnung."

Der Hofmarschall war mit einer wehmüthigen Miene an's Fenster getreten und blickte jetzt achselzuckend nach dem Adjutanten um, der hinter ihm stand. — „Ich will Ihnen einen Beweis geben, wie kurzsichtig ihr jungen Leute seid, mein lieber Graf," bemerkte er nach einer Pause. „Sie sagen, die Einladungen seien gemacht. Allerdings sind sie gemacht, auch angenommen; aber ist es meine Schuld, daß sich zwei, drei Personen heute Nachmittag unwohl fühlen und mir absagen lassen? — Zwei, drei Personen, sage ich Ihnen, und eine darunter, die Seine Majestät sogleich vermissen werden. — Was nun thun?"

„Nun," entgegnete der Adjutant, „die Tafel um so viel kleiner machen."

„Eine Tafel von hundertundzwanzig Couverts nur so im Handumdrehen kleiner machen!" lachte krampfhaft der Hofmarschall. „O Graf Fohrbach! Sie sind ein vortrefflicher Reiteroffizier und Adjutant, aber — nun, man kann das nicht anders von Ihnen verlangen."

„So machen Sie ein paar andere Einladungen!"

„Als wenn Hofeinladungen zu einem Neujahrsdiner nur so leicht gemacht wären! Die heutige Gesellschaft wurde gebeten auf den speziellen Befehl Seiner Majestät. Alles, was ich noch dazu thue, geschieht auf eigene Verantwortung, und für drei, die ich selbst=

ständig einlade, bekomme ich dreißig Feinde über den Hals, die Alle glauben, an Ihnen wäre viel eher die Reihe gewesen. — Ah! ich habe ein hartes Brod."

„Da würde ich es machen wie beim Militär, und mir immer eine Reserve halten."

„Das habe ich auch," erwiderte wichtig die Excellenz. „Aber wenn uns die Reserve ebenfalls im Stich läßt! Sehen Sie" — damit erhob er den Arm und zeigte auf eine Fensterreihe im großen Hofe — „da hinten wohnt, wie Sie wissen, der alte pensionirte General-Adjutant, der, wie sich von selbst versteht, ein- für allemal zur Hoftafel eingeladen ist, aber sich fast jedesmal hartnäckig entschuldigen läßt. Bei dem war ich nun vor einer halben Stunde in Person, um ihn zu bitten, diesmal doch zu kommen. — Keine Rede davon! Ich vernahm auch schon im Vorzimmer, daß ich vergeblich komme, denn er brüllte wieder einmal so laut, daß man es durch drei Zimmer hören konnte."

„Hat er Schmerzen?" fragte anscheinend ganz unbefangen der Adjutant.

Der Hofmarschall wandte den Kopf rückwärts und sah ihn mit einem sonderbaren Blicke an. „Ah! was Schmerzen!" versetzte er, „Sie kennen den doch lange genug, um zu wissen, daß der keine Schmerzen hat."

„Also vielleicht wieder eine Familienscene?"

„Natürlich; das hört da niemals auf."

„Die arme kleine Frau!"

„Na, na!" sagte die Excellenz, indem sie leicht mit der Hand an dem gestickten Uniformskragen herum griff, „das nimmt Alles freilich Partei für die hübsche Baronin, aber —"

„Euer Excellenz sagten: aber —" versetzte der Adjutant nach einer längeren Pause.

„Allerdings könnte man da auch ein Aber vermuthen," fuhr der Hofmarschall fort. „Ich versichere Sie, lieber Graf, Unsereins, das so lange hier aus und ein geht, wirft zuweilen einen scharfen Blick hinter die Coulissen."

„Dafür ist Euer Excellenz bekannt," antwortete der Graf im

Tone der größten Ueberzeugung. — „Aber die Baronin nimmt sich so in Acht, sie vermeidet völlig ein Gespräch mit jungen Leuten; sie tanzt auf den Bällen nur mit alten Generalen und obersten Hofchargen, die dem Gemahl doch unmöglich Argwohn einflößen können."

„Wie? Weil sie nur mit obersten Hofchargen tanzt?" fragte Seine Excellenz leicht pikirt. Doch fuhr sie gleich darauf in anderem Tone fort: „Ja, das ist Alles wahr; man spricht auch nicht von der Gegenwart, sondern" — hier hustete der Hofmarschall wieder bedeutend, als habe er schon zu viel gesagt.

„Allerdings von der Vergangenheit," nahm der Adjutant leichthin das Wort. — „Wissen Sie, Excellenz, die böse Welt macht sich kein Gewissen daraus, einer schönen Frau was Uebles nachzusagen. — Und am Ende, was spricht man von der Baronin?"

„Ich nichts; Gott soll mich bewahren!"

„Ja, ich auch nichts. Aber ihre Herkunft ist doch wohl sattsam bekannt."

Der Hofmarschall schüttelte leicht mit dem Kopfe.

„Nicht? — Ich habe wenigstens geglaubt, sie sei aus einer bekannten alten schottischen Familie."

„On dit," erwiderte der Hofmarschall, nachdem er einige Augenblicke vor sich niedergesehen.

„Nun, dem mag sein, wie ihm wolle!" fuhr lebhaft Graf Fohrbach fort. „Jetzt führt sie einmal einen guten Namen, und ich setze wirklich den Fall, es sei etwas in ihrem früheren Leben nicht ganz korrekt, so hat sie das jetzt in ihrer freudlosen Ehe tausendmal abgebüßt. Nehmen Sie mir nicht übel, es ist keine Kleinigkeit, mit dem alten General auszukommen. Er hält sie wie seine Sklavin, aber nicht wie seine Frau."

Die letzten Worte hatte der junge Mann etwas lauter gesprochen, weßhalb sich der Hofmarschall sorgfältig im Zimmer umschaute, ob sie sonst Niemand gehört. Dann, als scheine ihm dies Gesprächsthema für den Ort, wo sie sich befanden, zu gefährlich, änderte er es offenbar absichtlich, indem er einen tiefen Seufzer

ausstieß und hierauf sagte: „Ich hatte geglaubt, Seine Majestät sei schon zurück; so muß ich mir denn selbst zu helfen suchen."

„Soll ich Ihnen ein paar Einladungen vorschlagen?" fragte der Adjutant lächelnd, nachdem er seiner Excellenz bis zur Thüre des Vorsaals gefolgt war.

„Natürlich einige von euch jungen Leuten," entgegnete der Hofmarschall mit emporgezogenen Augenbrauen.

„Nun, wenigstens welche, von denen man weiß, daß sie kommen, die in der Nähe zu finden sind."

„Zum Beispiel?"

„Da ist Eduard v. B., unser bisheriger Assessor, der gestern Regierungsrath geworden ist; er könnte bei dieser Gelegenheit seinen zierlichen Dank anbringen. — Ich weiß, wo er ist."

„Das kann ich ohne Befehl nicht thun."

„Oder den Baron von Brand. — Ich bin gewiß, Sie finden die Beiden auf dem Cavalier-Casino bei einer Partie Piquet."

„Den Baron von Brand?" sagte die Excellenz und machte dazu ein Gesicht, als habe sie plötzlich auf ein Sandkorn gebissen. „Nein, nein, nehmen Sie mir nicht übel, das ist nicht meine Leidenschaft; es thut mir jedesmal leid — aber im tiefsten Vertrauen gesagt — wenn ich den Herrn auf unserem Silber speisen sehe. Ich meine immer, es komme ihm das ungewohnt vor."

„Ah! Excellenz haben einen zu scharfen Witz!" erwiderte lachend der Adjutant. „Und jetzt fällt mir ein, daß ich taktlos war. Richtig, Sie mögen den Baron Brand nicht leiden."

„Das leugne ich auch gar nicht, und ich behaupte — natürlich Freunden gegenüber — er gehört nicht an den Hof, nicht einmal in die Gesellschaft."

„Da thun Sie ihm wahrhaftig Unrecht; der Baron ist ein vollkommener Cavalier und benimmt sich gewiß als solcher."

„Aeußerlich! äußerlich!" entgegnete der Andere mit einigermaßen gereiztem Tone. „Sie werden das auch noch erfahren."

„Aber er geht mit den anständigsten Leuten um! Sie können zum Beispiel nicht leugnen, daß er mit dem Herrn Herzog sehr liirt ist."

„Leider! leider! Ich wollte, dem wäre nicht so, denn was der Eine nicht weiß, das lernt er vom Andern. Unter uns gesagt, ist Seine Durchlaucht seit seiner genauen Bekanntschaft mit dem Herrn Baron nicht solider geworden, das können Sie mir glauben."

„Meinen Sie wirklich?" fragte der Graf mit dem größten Interesse, das er aber zu verbergen suchte. — „Sind da Geschichten vorgefallen? — O Euer Excellenz weiß doch Alles!" Diese letzteren Worte rief er im Tone der größten Verwunderung.

„Saubere Geschichten," erwiderte wichtig der Hofmarschall; „Sie erinnern sich doch noch des Refus, den der Herzog erhielt, als es ihm neulich plötzlich einfiel, zum Militär überzugehen und als Offizier in das Gardedragoner-Regiment einzutreten?"

„Gewiß — ganz genau; ich hatte damals zufällig den Dienst. Doch glaube ich, fand man ihn höheren Orts nicht stark genug zum Kavalleriedienst."

„Ah bah!" machte der Hofmarschall und sah den Anderen mit einem eigenthümlichen Blick von der Seite an. — „Geschichten, lieber Freund! — Geschichten, die einigen Eklat gemacht. — Was weiß ich, oder was will ich davon! Es war da begreiflicher Weise ein junges Weibchen im Spiel, aber von einer anständigen Bürger-Familie; die Sache muß einen sehr unangenehmen Haken gehabt haben, und man fürchtete wohl nicht mit Unrecht, irgend einer der alten Offiziere des Regiments, die überhaupt diesen Einschiebungen sehr unhold sind, möchte dadurch Veranlassung finden, diese fatale Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Verstehen Sie mich?"

„Wie kann man denn überhaupt Euer Excellenz mißverstehen!" sagte Graf Fohrbach mit einer tiefen Verbeugung. „Ja, wenn die Geschichten nicht wären!"

„Meinetwegen mögen sie außerhalb des Schlosses treiben, was sie wollen," sprach würdevoll der Hofmarschall; „aber so lange ich den Stab führe, soll mir der Burgfriede gehalten werden in jeder Richtung. Diese jungen Herren denken aber nicht anders, als Alles, was Schönes und Reizendes bei Hof erscheint, sei nur zu ihrem Vergnügen da. Aber das kann ich Sie versichern, Graf Fohrbach: ich bin auch da. Ordnung muß sein, sogar in diesen

Dingen bei Hof, und es gibt eine Stelle, wo ich als Obersthofmeister Seiner Majestät ebenso kitzlich bin, wie der hochselige König von Spanien. — Es heißt doch kitzlich?"

„Sterblich bin," verbesserte der Adjutant.

„Nun ja, sterblich bin. Und sehr sterblich bin; das kann ich all' diesen jungen Herren versichern. Man weiß es aber auch."

„Ja, man weiß es!" rief der Adjutant, indem er eine tiefe Rührung affektirte. „Und es ist ein wahres Glück, daß mit solchen Grundsätzen, wie sie Euer Excellenz aussprechen, die Verwaltung des Hofes geleitet wird."

Er war innerlich hoch entzückt darüber, daß er an dem Hofmarschall gegen den Herzog einen so guten und wichtigen Bundesgenossen erhalten. Der Excellenz blieb selten etwas verborgen von dem, was im Schlosse vorging, und wenn er also gegen die angedeuteten Geschichten sei, so arbeite er nur für sein, des Grafen Interesse. In der Freude seines Herzens schüttelte er die beiden, ihm abermals dargereichten Finger des Anderen mit außerordentlicher Feierlichkeit, und konnte sich nicht enthalten, dem Hofmarschall bezüglich der Einladungen nachzurufen:

„Wissen Euer Excellenz wohl, womit Sie Seiner Majestät heute bei der Neujahrstafel ein ungemeines Vergnügen bereiten könnten? — Laden Sie doch den Herrn von Dankwart ein, der refusirt nicht, darauf können Sie sich verlassen."

„Oh! oh!" machte der Hofmarschall, „das könnte allenfalls am jüngsten Hoftage geschehen, wenn es sich darum handelte, mir eine ewige allerhöchste Ungnade zuzuziehen."

Der Adjutant wollte lachend in sein Zimmer zurücktreten, als er durch die geöffnete Thüre des Vorsaales bemerkte, daß auf dem Gange sein Jäger stehe und augenscheinlich nur auf das Weggehen des Hofmarschalls warte, um sich bei ihm melden zu lassen. Er winkte ihm hereinzukommen, und fragte ihn dann, ob zu Hause etwas vorgefallen sei.

Franz zog einen Brief aus der Tasche und überreichte ihn seinem Herrn, wobei er sagte, er sei vom Kammerdiener geschickt worden.

Nachdem Graf Fohrbach das Couvert abgerissen hatte, fand er einen Zettel, in welchem ein zweiter kleinerer Brief lag und auf diesem Zettel von der Hand seines Kammerdieners die Worte: „Soeben wurde inliegender Brief für den Herrn Grafen gebracht und als sehr eilig bezeichnet. Ich erlaube mir deßhalb, ihn hiermit durch den Jäger zu übergeben; Franz soll warten, bis ihn Euer Erlaucht gelesen und Ihre weiteren Befehle gegeben haben."

Graf Fohrbach trat an das Fenster und betrachtete sich das Aeußere des Schreibens, das er hin- und herwandte. Die Aufschrift, offenbar eine Frauenzimmerhand, war ihm gänzlich unbekannt, ebenso das Siegel des Briefs, zeugend von einem plumpen Petschaft, ein großes E und B in grobes Siegellack ausgedrückt — „Was brauche ich da lange zu überlegen?" sprach er zu sich selber; „der Brief ist an mich; sehen wir nach, von wem er ist und was er enthält."

Er setzte sich in einen Stuhl, doch ehe er das Schreiben öffnete, warf er abermals einen Blick nach dem bewußten Fenster empor. Aber es ließ sich dort jetzt eben so wenig sehen wie früher. Er entfaltete seufzend den Brief und betrachtete die Unterschrift. — „Emilie Becker. — Was ist das? — Ah Teufel! ich erinnere mich."

„Ew. Erlaucht!" lautete der Brief. „So große Mühe es mich auch gemacht hat, so ist das Geschäft, mit dem Sie die Gnade hatten, Ihre gehorsamste Dienerin zu beehren, um nach vieler Schwierigkeiten von Seite mir und außerordentliche Ausdauer glücklich zu Stande gebracht. Es hat mich übermäßig viele Zeit und Auslagen gekostet, doch davon sage ich nichts, nur von das Glück, das es mich gelungen, Ew. Erlaucht wahrscheinlich zufrieden gestellt habe sowie auch ihren hohen Freund.

„Da am heute Abend das Ballet im Achte aus ist, dagegen das Theater bis Zehne spielen wird, so ist von Seitens der Eltern gar keine Besorgniß zu erfahren, wo sie denn so lange bleiben könnte, bitte auch Ew. Erlaucht deßhalb, an der Ecke von die Prinzenstraße einen Wagen hinbesorgen zu wollen, aber genau im Achte, bitte auch gnädigst selbst zu wollen oder eine vertrauliche Person zu schicken, damit sie sich nicht erschrickt.

„Auch halte ich mir bestens empfohlen und bitte ihrem hohen Freund zu sagen, wie viel Mühe ich mir gegeben habe

als ihre ganz ergebenste Dienerin

Emilie Becker."

Der Adjutant ließ den Brief auf den Tisch niederfallen und fuhr sich mit der Hand über die Augen, worauf er in tiefes Nachdenken versank.

„Wie schnell sich die Zeiten ändern!" sagte er mit einem Blicke auf das bewußte Fenster. „Ja, ich hatte einmal diese Grille und hätte viel daran gesetzt. — Aber jetzt — nie! nie! Gott soll mich bewahren!" — Gleichsam als wollte er seine guten Vorsätze bestärken, öffnete er die Scheibe neben sich, ließ den kalten Luftstrom über sein Gesicht wehen und schaute alsdann wieder aufwärts zu den Blumen. — „Wie man sich ändern kann!" — fuhr er nach einer Pause in sich hinein lächelnd fort. — „Wie uns das Bild eines wirklich geliebten Mädchens so ganz auszufüllen vermag! — O meine Eugenie! — Schon diese beiden Gedanken zu gleicher Zeit ist eine Entweihung; aber gewiß, ich fühle es, du bist vom Himmel dazu bestimmt, ganz mein zu sein, mir ein freudenvolles Leben zu bereiten. — Weg mit allen Anderen! — Es ist aber so wahr: man soll sich vom Teufel nicht bei einem Haar fassen lassen; jetzt habe ich diese Geschichte entrirt und kann sie doch unmöglich so mir nichts dir nichts fallen lassen. — So ein armes Mädchen! — Wenn auch — aber doch einiger Theilnahme werth, denn sie ist jung, schön und reizend. Hat ihr auch viele Mühe gemacht, wie die Person hier schreibt. — Nun, das kann auch eine Spekulation auf meine Kasse sein." — Er überlas den Brief nochmals. — „Aber was soll denn das hier heißen," fuhr er nach einer Pause in seinem Selbstgespräch fort, „daß sie da von einem hohen Freunde spricht? — Habe keine Idee, was sie damit meint."

Währenddem stand der Jäger hoch aufgerichtet an der Thüre des Zimmers und schien unausgesetzt das lebensgroße Bild Seiner Majestät zu betrachten, welches ihm gegenüber hing. Doch wenn man ihn schärfer beobachtet hätte, so würde man wohl bemerkt haben, daß er die blitzenden Augen von Zeit zu Zeit auf seinen

Herrn richtete, und dann auf das abgerissene Couvert schaute, das unbeachtet auf dem Boden lag.

„Wann, sagst du, daß dieser Brief gekommen sei?" fragte nun der Graf den Jäger.

„Vor einer kleinen halben Stunde, Erlaucht. Der Kammerdiener nahm ihn selbst in Empfang, siegelte ihn ein und ich eilte augenblicklich damit hierher."

Graf Fohrbach hatte das Billet leicht in die linke Hand genommen und schlug damit auf die rechte, während er nachdenkend bald an die Zimmerdecke schaute, bald vor sich auf den Fußboden. — „Wenn es eine ganz gewöhnliche Geschichte wäre," dachte er, „so würde man einfach weder hingehen, noch Jemand hinschicken. Selbst hinzugehen ist mir auf alle Fälle unmöglich; wahrhaftig, es widerstrebt mir, mich in solche Geschichten zu mischen. — Und wen soll ich hinschicken? — Einen Bedienten; vielleicht meinen Jäger dort, der mir nicht auf den Kopf gefallen zu sein scheint. — Nein, nein, das wäre undelikat. — Einen Bekannten also? — Aber wen finde ich gleich? Alle Welt macht jetzt Vorbereitungen zum Diner. — Wenn ich es bei der Hoftafel Jemand sagte! Ich habe so Manchem ähnliche Gefälligkeiten erwiesen; ich würde schon Jemand finden, der vielleicht meine ganze Rolle übernimmt. — Ah! es ist doch bei Gott ein leichtfertiges Geschlecht, diese Mädchen! Die da" — er schlug in diesem Augenblick mit der Hand auf das Papier — „galt als ein Ausbund von Tugend; und was vermochte hier nicht eine Handvoll Goldstücke! — Aber man sagte mir später, sie unterstütze einen alten Vater und kleine Geschwister; das habe ich damals nicht bedacht, und es fällt mir jetzt schwer auf's Herz. Ah! um so besser, daß die Sache so gekommen ist, denn es wäre doch am Ende ein schändlicher Kauf gewesen, den ich da gemacht. — Aber die Summe soll sie haben, — voll, voll! — Ich danke dem Himmel, daß ich jetzt so denke." — Er warf noch einen Blick zum Fenster hinaus nach der uns bekannten Richtung, dann erhob er sich und schritt langsam durch das Zimmer auf seinen Diener zu. Halb Weges blieb er aber wieder stehen, indem er zu sich selber sagte: „Ja, ich werde doch

Jemand finden, der für mich hingeht. — Wenn ich nur wüßte, wen sie mit dem hohen Freunde gemeint hat! — Halt! da fällt mir was ein! — Richtig! Arthur versprach mir, den Brief auf die Post zu werfen oder selbst zu besorgen er wird das Letztere gethan haben. Vornehm genug sieht er aus — ja, es muß so sein: die Alte hat eine neue saubere Kundschaft gewittert. — Aber warum auch nicht? — Ja wahrhaftig, das wäre der beste Mensch, der für mich dort hingehen könnte. Und er thut's, ich habe ihm auch schon Gefälligkeiten genug erzeigt, und am Ende sieht er das eher für eine Annehmlichkeit an, als für eine Arbeit."

Damit drehte sich der Graf rasch wieder um, ging zu dem Tische zurück, wo Schreibmaterialien lagen, steckte den Brief, den er soeben erhalten, in ein kleines Couvert, siegelte es zu und überschrieb es an Arthur. — „Diesen Brief," sagte er alsdann zu seinem Jäger, „wirst du augenblicklich besorgen. Du kennst die Adresse? — Geh' sogleich in das Haus dieses Herrn, wenn er nicht da ist, frage, wo er sein könne und suche ihn mir auf. Es ist mir viel daran gelegen, daß er diesen Brief erhält. — Verstehst du?" Franz nickte mit dem Kopfe.

„Im Falle du ihn also findest, und ihm den Brief selbst in die Hand gibst — was unbedingt geschehen muß, denn auf Zwischenträgereien darfst du dich gar nicht einlassen — so wirst du fragen, ob du mir Ja oder Nein sagen sollst. Heißt es Ja, so kannst du ruhig nach Hause gehen, und die Sache ist für dich abgemacht; heißt es aber Nein, so läßt du den Brief wieder einsiegeln, stellst dich damit an den großen Saal, wo heute die Tafel ist, und läßt mir durch einen Lakaien sagen, du seiest da. — Hast du mich wohl verstanden?"

„Vollkommen, Erlaucht: mit Ja ist Alles besorgt, mit Nein komme ich, mir neue Anweisungen zu holen."

„Sehr gut," sagte lächelnd der Graf; „ich sehe, Franz, du bist zu gebrauchen."

„Wenn Euer Erlaucht das wirklich glauben," erwiderte der Jäger mit einem seltsam leuchtenden Blick, „so soll mich das in der That glücklich machen. Aber dann bitte ich Euer Erlaucht, mir

die Freiheit zu entschuldigen, wenn ich Sie auf das abgerissene Briefcouvert am Boden aufmerksam mache, welches man vielleicht völlig zerreißen oder wegwerfen könnte."

„Da hast du Recht," versetzte Graf Fohrbach; „man braucht dergleichen hier nicht zu finden. Du bist umsichtig, Franz, das gefällt mir. Ich hoffe, wir werden zusammen auskommen."

„Das ist mein sehnlichster Wunsch, Erlaucht," erwiderte der Jäger mit einer tiefen, etwas unsicheren Stimme, und es zuckte seine Hand, als wolle er die seines Herrn ergreifen, um sie zu küssen.

Doch blieb es bei diesem Gedanken, denn der Adjutant machte eine halbe Wendung gegen das Kamin, wo die Uhr stand, legte die Hand leicht auf den Säbelgriff und sagte: „Halb Sechs — es ist Zeit. Johann wird wohl mit meinem Anzuge draußen sein."

„Zu befehlen, Euer Erlaucht, er kam mit mir."

„Nun gut, ich gehe, mich umzukleiden. Besorge du jetzt deinen Auftrag, und nimm dir einen Wagen, damit du keine Zeit verlierst."

Der Graf schritt gegen die Thüre zu, welche der Jäger ehrerbietigst öffnete, und dann verschwanden Beide aus dem königlichen Vorzimmer.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Vor, während und nach dem Hofdiner.

Das große Hofdiner am heutigen Neujahrstage ging, wie alle dergleichen Festlichkeiten, feierlich und sehr langweilig vor sich. Es war in den Sälen eine außerordentliche Pracht zu sehen an reich gestickten Uniformen, an Sternen, Ordensbändern, an rauschenden Seide- und Sammetroben, an goldgestickten Stoffen aller Art, an Brillanten und sonstigem glänzendem Schmucke.

Ehe die Tafel anfing, stand Alles nach Rang und Stand neben einander an den Wänden aufgestellt, und Alles blickte auf die höch-

sten und allerhöchsten Herrschaften, die soeben zur gegenüber liegenden Thüre hereingetreten waren und mit freundlichem Kopfnicken die tiefen Knixe und feierlichen Verbeugungen entgegen genommen hatten.

Hierauf hielten die Majestäten ihre kleinen Cercle, was aus der Hofsprache für dich, geliebter Leser, in ganz gewöhnliches Deutsch übersetzt, so viel sagen will, als sie gingen bei den Umherstehenden vorbei, sprachen mit den Begünstigten einige gnädige Worte, nickten den minder Glücklichen huldreich zu, sahen Andere wenigstens mit einem freundlichen Blicke an und ließen die Unbedeutenden oder gerade nicht in der Gnade Stehenden so vollkommen links liegen, als ob diese gar nicht in der Welt existirten.

Es ist in solchen Augenblicken sehr amusant, anzuschauen, wie sich die Physiognomien verändern, sobald eine der allerhöchsten Herrschaften langsam vorschreitet. Es ist das gerade, als wenn der Mond aufsteigt und so nach und nach mit seinem sanften Lichte hier eine frische Wiese, eine freundlich murmelnde Quelle, eine alte Ruine, dort eine finstere Schlucht, eine kahle Felspartie und viele steife, langweilige Tannenwälder bestrahlt und milde beleuchtet. Gerade wie diese Gegenstände klären sich auch hier die Gesichter auf; die Augen blicken starr nach dem aufsteigenden Gestirne, der Mund spitzt sich zierlich oder legt sich in wichtige Falten. Die frische Wiese kokettirt vielleicht mit ein paar hübschen Armen, indem sie zierlich den Fächer sinken läßt; die Quelle hört auf zu rauschen, sammelt ihre Wasser, um gleich darauf eine mächtige Redeschleuse aufziehen zu können. Die Ruine denkt vergangener Tage, wo auch sie in erster Linie stand und blickt sehnsüchtig nach dem Monde, der sich aber jetzt zufällig hinter einer Wolke verbirgt, ohne ihr einen süßen Blick geschenkt zu haben. Die finsteren Schluchten und kahlen Felspartieen — ach! und deren gibt es hier eine große Anzahl! — zucken die mageren Achseln, neigen spöttisch zusammen flüsternd ihre brillantenbedeckten Köpfe und versichern einander gegenseitig, daß es auf der Welt nichts Langweiligeres gäbe, als diese ewigen Cercles vor

der Tafel. Ach! für sie sind diese wirklich langweilig; dort hinein dringt kein erleuchtender Strahl; diese düstern, erstorbenen Gegenden werden von keinem freundlichen Scheine mehr belebt. — Aber die Tannenwälder, sie stehen da in geschlossener Phalanx und trotzig, mit herausforderndem, wenn auch grämlichem Lächeln. Das sind starke Bäume mit spitzigen Nadeln, und wenn der Mond sie nicht besonders freundlich bescheint, so sagen sie, „er wird vergeßlich dieser gute Mond, wie wäre es ihm sonst möglich, uns zu übersehen, uns in unserer unergründlichen Langweiligkeit und Steifheit!" —

Hinter den höchsten Herrschaften, das heißt, sobald sie vorüber gegangen sind, fällt Alles wieder in's frühere trostlose Dunkel zurück; man sieht da seltsame Blicke, verstecktes aber sehr bedeutungsvolles Achselzucken, und hört auch wohl ein spitziges Wort, und, geneigter Leser, die gewissen Husten — von denen dir zu erzählen wir schon die Ehre hatten — hier aber so mannigfaltig und bedeutungsvoll, daß man Bände darüber anfüllen könnte.

Aber wie gesagt: der lichte Glanz ist nun vorbei gezogen, verschwunden gerade wie beim Schattenspiele an der Wand der runde glänzende Kreis, nachdem die Gläser weggezogen und die Lampe ausgelöscht ist. Nur hie und da strahlt noch ein erhelltes Gesicht aus dem allgemeinen Grau hervor; das gehört vielleicht einem jungen Ehrenfräulein oder einem neugebackenen Kammerherrn, die zum ersten Mal bei der Hoftafel erscheinen und die zum ersten Mal mit einem freundlichen Worte beglückt worden.

Graf Fohrbach hatte sich mit jüngeren Offizieren und anderen Herren vom Hofe bescheiden in eine Ecke zurückgezogen; sie standen hinter der Person des Hofmarschalls, der, den Hut unter dem Arm, den Stab in der Hand, in größter Wichtigkeit verharrte, mit einem Auge die Kammerdiener an der Thüre des Speisesaales, mit dem anderen die Majestäten betrachtete.

„Lieber Doktor," sagte der dienstthuende Adjutant zu dem Generalstabsarzte, der wie immer das ganze Getreibe mit einem eigenthümlichen Grinsen betrachtete, „treten Sie ein bischen vor,

neben den Hofmarschall; ich sehe, die Frau Herzogin brennt vor Begierde, Ihnen ein freundliches Wort zu sagen."

„Ja, ja," entgegnete dieser, „ihr hättet jetzt wohl wieder einmal Lust zu sehen, wie eine arme Fliege gegen das Licht hinschnurrt und sich die Flügel verbrennt. Seit ich Seine Durchlaucht nicht für tauglich zum Gardedragoner erklärte, bin ich für einen Theil der höchsten Herrschaften gar nicht mehr in der Welt."

„Das wird Sie ungeheuer kränken?"

„Ich kann es Ihnen gar nicht sagen, wie es mich betrübt," erwiderte der Arzt in komischem Tone. „Habe ich doch dadurch einen wichtigen Theil meiner Praxis verloren. Denken Sie sich, Graf, die Kammerfrauen lassen mich des Nachts nicht mehr holen, wenn sie Abends zu stark soupirt haben."

„Bsssst!" machte der Hofmarschall leise, ohne übrigens Stellung und Miene im Geringsten zu verändern; denn er hatte Alles wohl verstanden und fürchtete die freche Zunge des Doktors und dessen schrille Stimme.

„Uebrigens soll es mich gar nicht wundern," fuhr dieser fort, „wenn mir nicht heute auf's Eklatanteste gezeigt wird, welch' niederträchtiger Sünder ich eigentlich bin."

Und der Doktor hatte diesmal wahrhaftig Recht, denn ein paar Sekunden darauf machte der Hofmarschall vor der Front eine scharfe Wendung nach links, begleitet von einer außerordentlich tiefen Verbeugung, welche Ihrer Hoheit, der ebengenannten Frau Herzogin galt, die rauschend und majestätisch wie ein prächtiges Gewitter einherzog, gegen den Kreis der jungen Leute, dort anhielt, um mit einem Major von der Kavallerie einige sehr freundliche Worte zu sprechen. Dabei aber wandte sie sich so dicht vor dem unglücklichen Leibarzte um, daß dieser kaum Zeit hatte, sich durch einen großen Schritt in die Ecke zu retten, sonst würde er unfehlbar mit Ihrer Hoheit zusammen gestoßen sein. — Und dann, welcher Eklat! Da hätte man deutlich wieder einmal gesehen, wie diese Leute von bürgerlicher Herkunft doch so entsetzlich ungeschickt sind und sich so gar nicht in den Hofcirkeln zu benehmen wissen.

Ihre Hoheiten sprachen fast mit Jedem der ganzen Gruppe, den Doktor natürlicherweise ausgenommen, der für sie, wie er vorhin vollkommen richtig bemerkt hatte, gar nicht mehr in der Welt war.

Endlich schritt Seine Majestät auf die Thüre des Speisesaales zu; die Flügelthüren wurden geöffnet, der Hofmarschall schaute auffordernd rings im Kreise umher, und hinter ihm drein rauschte nun Alles in den anstoßenden Saal, um sich dort an der Tafel und zum Speisen niederzulassen.

Dies ging nun vor sich fast wie bei einem anderen Diner, nur daß am heutigen Tage die steifen Uniformskrägen und die fest zusammen geschnürten Taillen der Eingeladenen nicht erlaubten, viel zu sich zu nehmen. Doch — „die Ehre macht satt", meinte der Doktor am unteren Ende der Tafel. Er saß neben dem dienstthuenden Adjutanten und nicht weit vom Hofmarschall, der aber nur mit hoch empor gezogenen Augenbrauen und sehr ernstem Gesichte zu ihm sprach.

Glücklicherweise ging Alles schnell vorüber; nachher wurde freilich noch ein kleiner Cercle gehalten, aber ungezwungener, freier als vor der Tafel.

Der Adjutant, dessen Dienst nun bald zu Ende ging, erkundigte sich an der Thüre des Saales, ob sein Jäger nicht zurückgekommen sei, worauf er sich, als ihm diese Frage verneint wurde, über den gegebenen Auftrag beruhigt, an eine Fensternische zurückzog, theils um auf den Kastellplatz sehen zu können, theils aber auch, um, selbst ungesehen, einige der Anwesenden zu beobachten.

Wir wissen wohl, wohin seine Blicke gingen, und nicht blos er allein, sondern die meisten der jungen Leute schauten nach jener prachtvollen Gestalt, der sich aber, da sie sich unmittelbar bei der Person Ihrer Majestät halten mußte, Niemand ohne höhere Aufforderung so recht nahen durfte; der arme Graf Fohrbach in seiner dienstlichen Stellung am allerwenigsten.

Eugenie verdunkelte den ganzen Kreis, in dem sie stand, sowohl durch die Schönheit ihres Kopfes und ihrer Gestalt, als

durch die Einfachheit ihres Aeußeren. Sie trug ein weißes, anliegendes Kleid von matter Seide, fast ohne Schmuck; nur an dem feinen Handgelenk hatte sie ein schwermassives Armband — ein Erbtheil ihrer Mutter. Ihr schwarzes Haar war glatt gescheitelt, die überaus dicken Flechten hatte sie einfach um den Kopf geschlungen, und es war das, wie die Obersthofmeisterin gegen die Hofmarschallin bemerkte, eigentlich keine Frisur zu nennen — „und kann auch nur der Fräulein von S. gestattet werden, weil sie einmal die Fräulein von S. ist, ein so schönes und in der That sehr liebenswürdiges Mädchen."

Dieses Wort der alten Dame hörte Graf Fohrbach hinter seinem Vorhang und ebenso wie die Hofmarschallin antwortete:

„Es ist in der That ein einziges Geschöpf; man muß sie lieben, denn sie hat wahrhaftig keinen Fehler."

„Ja, man muß sie lieben!" seufzte er in sich hinein. „Ah! wenn das sogar diese beiden alten Excellenzen von Eugenie sagen, welche Worte soll dann ich gebrauchen?"

Der junge Herr Herzog hatte allein das Recht, sich seiner Mutter und also auch dem Ehrenfräulein zu nähern. Und er machte von diesem Rechte, wie immer, so auch heute, einen solch' umfassenden Gebrauch, daß sich der arme Graf in der Fensternische fast die Lippen blutig biß und den Griff seines Säbels faßte, als habe er nicht übel Lust, diesen gegen einen sehr gefährlichen Feind zu ziehen.

Bis jetzt hatte der Herzog dort hinten bei der Gruppe, wie es schien, nur allgemeine Redensarten an die Damen, die um ihn standen, gerichtet; jetzt aber — „der Teufel soll ihn holen!" dachte der Adjutant — wußte er sich so geschickt zu drehen, und so schön zwischen den ehrerbietigst ausweichenden Hoffräuleins zu manövriren, daß er Eugenie von den Uebrigen trennte, und nun auf einmal abseits mit ihr stand. — „Verdammt! was hat er da zu sagen?"

Der Herzog that eine Frage — Eugenie von S. schlug leicht die Augen nieder und gab ihm eine kurze, doch wie es schien, nicht unfreundliche Antwort. Darauf zuckte er die Achseln und

machte ein betrübtes Gesicht, schien aber gleich darauf über etwas nachzudenken, in Folge dessen sich sein Gesicht aufklärte. Er that noch einen halben Schritt näher zu dem schönen Mädchen hin und flüsterte ihr etwas auf sehr verbindliche Weise zu. Sie machte eine leichte Verbeugung, vermittelst welcher sie aber um einen ganzen Schritt zurückwich. Der Herzog entfernte sich und der Graf athmete tief auf.

„Und doch ist die Sache nicht ohne allen Grund,“ sprach er nach einer Pause ergrimmt zu sich selber. „Wenigstens von seiner Seite nicht. Teufel! da gilt es, aufzupassen! Wenn man sich nur wenigstens der Gruppe auch nähern dürfte! Aber Ihre Majestät und die Frau Herzogin scheinen wahrhaftig gerade auf diese Stelle des Saales wie verpicht zu sein. — Ah! jetzt machen sie ihre Komplimente! — Die Damen verneigen sich; Gott sei Dank! — Aber auch Eugenie muß folgen. Weiß Gott im Himmel, ich habe heute kein Glück; war es mir doch nicht möglich, auch nur eine einzige Silbe vor oder nach der Tafel an sie zu richten. — Doch halt! — sie bleibt an der Thüre stehen. Ah! wenn sie sich umschaut! — Vielleicht nach dem Herzog; doch wenn sie es thut, so werde ich es augenblicklich sehen.“

Der Herzog stand auf der andern Seite des Saales, und also war es in der That nicht zu verkennen, wohin sich ihre Blicke richten würden. —

Jetzt trat sie unter die Thüre, in der langen, glänzenden Reihe die Letzte und Schönste. — Ah! sie blieb wirklich einen Augenblick unter der Thüre stehen, sie wandte wirklich den schönen Kopf rückwärts und blickte nach der Seite hin, [illegible] der Herzog stand, aber dieser Blick war flüchtig wie ein Blitz, und sie wandte ihn alsbald wieder fort und ließ ihn unverkennbar durch den ganzen Saal gleiten. Suchte sie etwas mit ihren Augen? O, wenn sie ihn suchte! — Wie schlug sein Herz! Er konnte unmöglich ruhig in seinem Verstecke hinter dem Vorhange stehen bleiben, er mußte aus demselben heraustreten, und als er das rasch that, glitt ihm der Säbel aus der Hand und

stieß klirrend auf den Parketboden. — Gott im Himmel! flog nicht in diesem Augenblicke ein leichtes Lächeln über ihre Züge? — O Glück! o Seligkeit! Neigte sie nicht leicht das Haupt gegen ihn, ehe sie durch die Thüre verschwand? — Er hätte darauf schwören können, daß sie es gethan. Doch dies Glück wäre zu groß gewesen; er durfte nicht leichtsinniger Weise daran glauben. — Aber etwas Anderes war nicht wegzustreiten, was in diesem Augenblicke geschah: Eugenie ließ nämlich, auf jeden Fall ganz absichtslos, ihr Battistsacktuch auf der Thürschwelle fallen, wobei es in der That komisch anzusehen war, wie im gleichen Moment sämmtliche noch anwesende Offiziere und Herren vom Hofe sich mit einer wahren Wuth darauf stürzten.

Wir brauchen wohl dem geneigten Leser nicht zu versichern, daß Graf Fohrbach eher sein Leben als das Taschentuch in andern Händen gelassen hätte; er hob es im gleichen Augenblicke auf, als der Herzog neben ihm ankam.

Dieser streckte die Hand gegen den Adjutanten aus, als wünschte er das Taschentuch ausgeliefert zu erhalten.

„Es gehört wohl nicht Euer Durchlaucht?" fragte Graf Fohrbach. — „Ich werde mir schon erlauben dürfen, es dem Fräulein nachzubringen."

„Versteht sich von selbst!" entgegnete höhnisch lachend der Herzog, indem er einen Schritt zurücktrat. „Dem Sieger gehört der Dank, und den will ich Ihnen nicht streitig machen."

Wäre der arme Graf nur Hofmann gewesen, so würde er das Tuch respektvollst dem Herzog zugestellt und sich mit dessen Erkenntlichkeit begnügt haben. — So aber war er verliebt und — eifersüchtig, weßhalb er denn auch nur eine flüchtige Verbeugung machte und eilig durch die Zimmerreihe davon schoß.

Das Ehrenfräulein hatte schon mehrere Thüren hinter sich, und war gerade im Begriff, das Vestibul zu betreten, wo die Treppe zu ihren Apartements mündete, als sie vernahm, daß Jemand mit klirrenden Schritten ihr eiligen Laufes folge. Sie wandte den Kopf zurück, und als sie sah, daß es Graf Fohrbach

sei, der ein weißes Tuch in der Hand hielt, schien sie erst ihren Verlust zu bemerken und machte ein paar Schritte gegen den glücklichen Finder.

Dieser, so nahe am Ziele, wo er den für ihn so köstlichen Fund wieder abgeben mußte, konnte sich nicht enthalten, ehe er das that, das feine Tuch sanft an seine Lippen zu drücken, worauf er eine Verneigung machte, die mit einer halben Kniebeugung sehr viel Aehnlichkeit hatte.

„Ah! ich danke Ihnen, Herr Graf!“ sagte das schöne Mädchen, während sie das Tuch in Empfang nahm. „Ich habe meinen Verlust jetzt erst bemerkt, und freue mich in der That, daß gerade Sie der Finder sind.“

„Gewiß, ein glücklicher Zufall für mich, Fräulein Eugenie,“ erwiderte er; „denn er verschafft mir das bis jetzt schmerzlich entbehrte Glück, mich Ihnen einen Augenblick nähern, Ihnen zwei Worte sagen zu dürfen.“

„Richtig, Sie sind im Dienst,“ sprach sie lächelnd.

„Weßhalb es mir um so weniger erlaubt ist, mich unaufgefordert dem hohen Kreise zu nähern, wo Sie als Königin glänzen.“

„Ei, ei! Herr Graf!“ antwortete sie mit einem Lächeln, das gleich darauf wieder verschwand, als sie rings um sich schaute; „solche Unwahrheiten darf man hier nicht hören.“

„Leider! leider!“ versetzte er hastig. „Sie haben Recht, Eugenie; man muß sich hier in diesen Mauern mit seinen Worten sehr in Acht nehmen; man darf nur denken. Und das erlauben auch Sie mir, gestrengste aller Damen?“

„Da müßte ich vor allen Dingen erst wissen, was Sie denken.“

„O, ich denke nur“ — an Sie! wollte er leidenschaftlich ausrufen, doch schloß er diesen Satz anders, indem er sagte: „Ich dachte, ob Sie vielleicht vorhin im Saale meine ehrerbietige Begrüßung bemerkten?“

„Als Sie so plötzlich aus der Fensternische hervortraten?“ —

„Also Sie haben mich bemerkt, mein Fräulein?“ sprach er

entzückt, denn er dachte, wenn sie mich gesehen, so galt mir auch jener Blick, jener leichte Gruß, — o Gott! vielleicht sogar die kleine Verwirrung, die ich auf ihrem schönen Gesichte bemerkt.

„Diese Fensternische ist ein artiger Winkel zum Beobachten," antwortete sie, seiner Frage ausweichend.

„O, ich habe auch dort beobachtet!"

„Das müssen Sie mir ein andermal erzählen," sagte sie mit einem liebenswürdigen Lächeln. — „Recht bald, vielleicht heute Abend noch. — Sie kommen doch zu S.?"

„Gewiß werde ich kommen, Fräulein Eugenie, gewiß! O ich freue mich wie ein Kind darauf! — Und Sie?" — Er betrachtete sie mit flammendem Blick und erwartete angstvoll ihre Antwort.

„Auch ich gehe gerne zu S.," erwiderte das schöne Mädchen und schlug absichtslos die Augen nieder. Gewiß ohne weitere Absicht, als um ihr Bracelett zu betrachten, daß sie an ihrem runden weißen Arm ein klein wenig drehte. „Namentlich heute Abend gehe ich gerne hin, weil wir, wie ich höre, ganz unter uns sind."

In diesem Augenblick vernahm man Tritte im Nebensaal, weßhalb Eugenie dem Grafen einen flüchtigen Gruß sagte, in das Vestibul hinaus trat und dort zwischen den Säulen verschwand.

Es war gut, daß sie ging, denn der entzückte und glückliche junge Mann war nahe daran, vollkommen den Kopf zu verlieren und dem Ehrenfräulein Ihrer Majestät hier bei offener Thüre eine Liebeserklärung zu machen, wozu er auch in der That den Zeitpunkt nicht hätte schlechter wählen können. Denn kaum war Eugenie verschwunden, so kam der Herzog, gefolgt von einigen Offizieren, lachend und plaudernd daher.

„Aha! unser Ritter!" sagte er. — „Haben Sie Ihre Dame noch erreicht? — Gewiß, Sie haben, denn ich sehe das Siegespfand nicht mehr in Ihrer Hand!"

Der Adjutant war zu glücklich, um diese sonderbare Anrede in deren höhnischem Ton das Verletzende lag, gebührend zu erwidern. Auch war es ja ein Prinz des Hauses, der sich einen gnädigen Scherz mit ihm erlaubte, weßhalb er sich begnügte, Seiner Durch-

laucht mit einer höflichen Verbeugung zu antworten: „Ich hatte in der That das Vergnügen, Fräulein von S. das verlorene Tuch zu übergeben."

„Diese Adjutanten Seiner Majestät sind doch in Wahrheit bevorzugte Leute," mischte sich ein Dragoner-Offizier in das Gespräch, augenscheinlich in der Absicht, um dem Herrn Herzog Stoff zur Fortsetzung eines so pikanten Gesprächs zu geben.

Wogegen Graf Fohrbach trotz seiner guten Stimmung durchaus nicht geneigt schien, einem Anderen auch nur die leiseste Idee eines Scherzes über sich zu erlauben, denn er sagte ziemlich ernst und mit festem Blick: „Dürfte ich wohl um eine kleine Erläuterung Ihrer nicht ganz klaren Aeußerung bitten, Herr von Werthen?"

„Nun das liegt doch auf der Hand," nahm der Herzog das Wort. „Werthen meint, es sei doch eine recht angenehme Beschäftigung für einen Adjutanten Seiner Majestät, den Ehrenfräuleins die Schnupftücher nachzutragen."

„Meint Herr von Werthen das wirklich?" fragte der Graf mit einer seltsam klingenden Stimme.

„Nein, nein, nicht so ganz!" antwortete der Dragoner-Offizier mit einem verlegenen Lachen. „Seine Durchlaucht haben den Sinn meiner Worte nicht vollkommen richtig ausgelegt."

„Ja, sehen Sie, Herr von Werthen," sagte der Adjutant nun ebenfalls lachend, wobei jedoch seine Mundwinkel leicht zuckten, „das kann Einem schon widerfahren, wenn man sich unberufen in anderer Leute Gespräch mischt. — Würden Sie dann jetzt wohl selbst die Freundlichkeit haben, mir den Sinn Ihrer Worte zu erklären?"

„Ah! lassen Sie es gut sein, Werthen!" rief der Herzog. „Das sieht ja aus wie eine kleine Neckerei. Auch dürfen wir die Zeit des Herrn Grafen nicht so sehr in Anspruch nehmen: der Herr Graf sind ja im Dienst. Sie sehen — Schärpe und Cartouche."

„Euer Durchlaucht verzeihen," erwiderte ruhig der Graf, während er sich hoch aufrichtete und jedem Einzelnen, den Herzog nicht ausgenommen, fest in die Augen blickte, „mein Dienst ist nach der Tafel

zu Ende und ich habe die vollkommenste Zeit für jeden dieser Herren." — Die letzten Worte sprach er mit scharfer Betonung. Dann fuhr er mit einer gefälligen Handbewegung fort: „Ich bitte also, Herr von Werthen!"

„Nun ja, bester Graf Fohrbach," entgegnete dieser, indem er sich, einigermaßer in Verwirrung gebracht, hin und her wandte und drehte; „ich wollte in der That nur so viel sagen, als es sei doch recht angenehm, — und es sei wirklich ein bevorzugter Dienst, der Einem zugleich gestatte, einer so hochverehrten jungen Dame, wie Fräulein Eugenie von S. ist, das Schnupftuch aufheben zu dürfen."

„Ah so!" erwiderte nach einem tiefen Athemzuge lächelnd der Adjutant, dem der höhnische Blick des Herzogs, mit welchem ihn dieser fortwährend beschaute, das Blut gewaltsam nach dem Kopfe trieb, ohne ihn jedoch glücklicher Weise vergessen zu lassen, wen er vor sich habe und wo er sich befinde. — „Ah so! also Sie betrachten das Schnupftuchaufheben nur als eine angenehme Nebenzugabe? Das kann ich mir schon gefallen lassen. Und daß das mit dem Dienst eigentlich nichts zu thun hat; — sonst wäre es ja sehr leicht, Adjutant Seiner Majestät zu werden, denn Schnupftücher aufheben können Viele, Herr von Werthen. Aber in die Umgebung Seiner Majestät werden nur Wenige gezogen. — Nein, nein!" setzte er lachend hinzu, indem er die Hand des einigermaßen erstaunten Offiziers ergriff und sie freundlich schüttelte, „ich hatte Sie mißverstanden, Herr von Werthen. Stellen Sie sich aber in meine Lage, oder nehmen Sie an, man sagte zu Ihnen: ein Schnupftuch graziös aufheben zu können sei genug, um zum Beispiel in das Gardedragoner-Regiment eintreten zu können; das würden Sie ja auch übel nehmen, mein lieber Herr von Werthen, da Sie doch fest überzeugt sind, daß auch noch andere Sachen dazu gehören, um Adjutant Seiner Majestät oder um Offizier in einem Gardedragoner-Regiment zu werden."

Wir wollen gerade nicht behaupten, daß diese Aeußerung des Grafen vor den Umstehenden, namentlich vor dem Herzoge, sehr klug gewesen sei, und sie war vielleicht nur insofern verzeihlich,

als er in Letzterem einen, wenn auch nicht gefährlichen, doch zudringlichen und kecken Nebenbuhler sah.

Seine Durchlaucht biß sich denn auch heftig auf die Lippen und erblaßte etwas Weniges, faßte sich aber im nächsten Moment wieder, und versuchte ein Lächeln, welches man aber als sehr mißlungen betrachten konnte. Besser gelang ihm eine ziemlich hochmüthige Verbeugung, als er im Weggehen sagte: „Nun sind Sie also wohl ebenso zufrieden gestellt, Werthen, wie der Herr Graf Fohrbach? — Wenn dem so ist, so können wir für heute diese Unterredung abbrechen; ein andermal vielleicht findet sich eine bessere Gelegenheit, dieselbe fortzusetzen."

Damit eilte er hinweg und seine Begleitung folgte ihm.

Der Adjutant blickte ihnen eine Weile nach, dann nahm er seinen Säbel unter den Arm und ging durch die noch immer glänzend erleuchteten Zimmer zurück nach dem Speisesaal, während er vor sich hin murmelte: „Es thut auf die Länge der Zeit nicht gut, daß man diesem hohen Herrn in einigermaßen abhängiger Stellung wie ich heute hier im Schlosse zu begegnen gezwungen ist. Wäre er mir so an drittem Orte gekommen, ich hätte ihm einige passende Worte weiter gesagt, und bin überzeugt, Seine Majestät hätte mir das gar nicht übel genommen. — Doch denken wir nicht mehr daran! Mein Wagen wird unten auf mich warten; für heute gute Nacht, Herrendienst! Wenn ich dann in der Ecke meines Coupé's sitze, so bin ich wieder, Gott sei Dank! ein freier Mann. — Und dann wird Eugenie heute Abend hoffentlich das Gespräch mit mir fortsetzen, um auf meine Fragen von vorhin zu antworten. — Die Majorin ist eine kluge Frau, wer weiß, im Laufe dieses Abends werde ich vielleicht noch unsäglich glücklich werden."

So dachte der dienstthuende Adjutant Seiner Majestät und schritt mit wahrhaft seligen Gefühlen im Herzen durch den Speisesaal, wo die Lakaien eifrigst beschäftigt waren, das Tafelgeräthe hinweg zu räumen.

Die Lampen an den großen Lustres waren schon ausgelöscht und nur auf einem Nebentische, der mit Kristall und Silber be=

deckt war, brannten noch die Kerzen in einigen Armleuchtern; die Thüren standen offen und die flackernden Lichter strahlten auf dem glänzenden Metall, und dem feingeschliffenen Service in einer Menge buntfarbiger Blitze und feuriger Punkte wider.

Als der Graf vorüber ging, hustete einer der Lakaien bedeutungsvoll und sagte zu dem Tafeldecker: „Dort kommt Seine Erlaucht."

Worauf dieser sich umwandte, dem Adjutanten ehrerbietigst sich näherte und ihm leise zuflüsterte: „Seine Excellenz, der Herr Hofmarschall, haben schon einige Mal nach Euer Erlaucht gefragt und werden im Augenblick wieder hieher zurückkommen."

„Was gibt's denn?" fragte Graf Fohrbach ärgerlich. „Was will man von mir? Es ist doch heute Abend hier nichts mehr zu thun, denn Seine Majestät sind wahrscheinlich in's Theater."

„So ist es," entgegnete händereibend der Tafeldecker.

„Nun denn?"

„Ihre Majestät und die Frau Herzogin befahlen eine Whistpartie."

„Dabei habe ich doch nichts zu thun?" fragte er so erschrocken, daß der gewandte Hofbediente unwillkürlich lächeln mußte, und entgegnete:

„Ich glaube nicht, Euer Erlaucht, denn Seine Excellenz, der Herr Hofmarschall, sowie der Herr Herzog werden von der Partie sein. — Doch da kommt seine Excellenz."

Wirklich erschien auch der Hofmarschall in diesem Augenblicke unter der Thüre des Speisesaals, blickte mit vorgehaltener Hand in diesen hinein, und als er den Offizier entdeckte, rief er vergnügt aus: „Ah! da sind Sie ja! Ich habe Sie lange gesucht." — Bei diesen Worten nahm er ihn unter den Arm und zog ihn mit sich fort in den Korridor.

Dem Grafen, der den Hof genau kannte, ahnte nichts Gutes, denn er wußte wohl, daß Seine Excellenz nicht so ohne weitere Ursache nach ihm fragen würde. — Vielleicht ein Auftrag Seiner Majestät, dachte er sich selbst beruhigend, denn eine andere Idee, die ihn durchfuhr, wäre doch gar zu schrecklich gewesen.

Die beiden Herren machten einige Schritte in dem halbdunklen Gange, ehe die Excellenz etwas sprach, und ehe der junge Mann den Muth hatte, eine Frage zu stellen.

„Es ist mir in der That lieb, daß ich Sie gefunden habe," sagte endlich der Hofmarschall sehr wichtig. „Sie wissen, ich protegire Sie, wo ich kann, und habe das auch heute Abend gethan. Sie sind im Glücke, Graf Fohrbach; ich versichere Sie, Sie sind im Glück."

„Daß ich noch nicht wüßte, Excellenz!" entgegnete der Andere mit beklommener Stimme. „Und ich wäre wahrhaftig begierig, das zu erfahren."

„Sogleich — sogleich! — Ihre Majestät haben eine Partie Whist befohlen —"

„Das weiß ich," unterbrach ihn hastig der Adjutant. — „Die Frau Herzogin, Sie und der Herzog."

„So war es bestimmt," versetzte lächelnd die Excellenz. „Doch hat sich der Herzog bei seiner Mutter entschuldigt."

„Großer Gott!" dachte der Graf.

„Nun hätte man allerdings den Obersthofmeister Ihrer Majestät zur Partie nehmen müssen, — aber sehen Sie, Graf Fohrbach, wie sehr ich Ihr Freund bin: ich habe Sie vorgeschlagen."

„Mich?" rief der unglückliche junge Mann mit fast tonloser Stimme.

„Sie," wiederholte die Excellenz, indem sie stehen blieb und den Adjutanten vertraulich mit dem Finger auf die Brust stieß. „Sie, junger Mann! Lernen Sie mich schätzen."

„Als meinen größten Feind," dachte der Andere, „als meinen Verderber! — Gerechter Himmel! womit habe ich diese schreckliche Gnade verdient?"

„Jetzt kommen Sie aber," fuhr der Hofmarschall eilig fort. „Es ist das keine Kleinigkeit, mein lieber Freund, zum intimen Spiel Ihrer Majestät gezogen zu werden. Ich bitte, das morgen Früh dem Papa zu sagen. Wissen Sie: manus manum lavat, sagt der Lateiner, und mein leichtsinniger Sprößling macht gerade sein Offizier-Examen."

„Daß er durchfiele!“ sprach der Adjutant grimmig zu sich selber, indem er die Zähne fest übereinanderbiß. „Daß er durchfiele, zehntausend Klafter tief in den Erdboden hinein, und die ganze Whistpartie ihm nach! — Gott verzeih mir diesen schrecklichen Gedanken, aber das ist zu fürchterlich!“ — „Und wie lange wird die Partie dauern?“ fragte er nach einer längeren Pause ängstlich den Hofmarschall.

Dieser nahm den Hut fest unter den Arm und erwiderte: „Was weiß ich? Vielleicht bis Zehn, halb Elf, und dann haben wir ein ganz kleines, kleines Souper; es wäre auch möglich, daß Seine Majestät noch auf einen Augenblick kommt. — Nun, freuen Sie sich doch!“

„O ich freue mich über alle Maßen!“ rief der tiefbetrübte Adjutant, dem allerlei schreckliche Gedanken im Kopfe umher liefen. — „Und wo ist denn der Herzog?“ fragte er ängstlich nach einer Pause.

„Wo wird der sein!“ entgegnete die Excellenz, „wichtige Geschäfte, irgend eine verliebte Zusammenkunft oder so was. Der denkt ja an nichts Anderes; macht vielleicht irgendwo eine Partie quarré. — Nun, unter uns gesagt, wäre mir das an seiner Stelle auch lieber, als mit Mama und Tante eine Partie Whist zu spielen. — Verstehen Sie: für ihn; aber für uns ist das etwas ganz Anderes. Wissen Sie, Graf, morgen wird Sie der ganze Hof beneiden. — Aber hier ist das Adjutantenzimmer; legen Sie Ihre Schärpe und Geschichten hinein und kommen gleich hinauf. — Keinen Dank weiter: ich habe das gern für Sie gethan.“

„O ich danke Ihnen herzlich!“ seufzte der junge Mann, indem er die Hand des Andern ergriff und sie krampfhaft schüttelte. „Sie verschaffen mir einen wunderbar genußreichen Abend.“ — Hol' Sie der Teufel!

Das Letztere dachte er blos, oder wünschte vielmehr, daß dies schon vor einer halben Stunde geschehen wäre.

In dem Adjutantenzimmer brannte ein einsames Licht, das in den Ecken des weitläufigen Gemachs tiefe Schatten liegen

ließ. Der Graf schritt ingrimmig auf und ab, wie ein gefangener Löwe in seinem Käfig; und gerade so war es ihm auch zu Muthe. — „Freiheit! Freiheit!“ seufzte er. „Bin ich nicht gerade so, als hätten sie mir eine Kette an den Fuß geschlossen oder ein Gitter vor mir herabgelassen, und zeigten mir prächtige, entzückende Gegenden, die ich nicht zu erreichen vermag, weil ich hier eingesperrt bin wie ein wildes Thier oder wie ein elender Sklave! — Ja, Sklaverei ist das rechte Wort; und wenn die Ketten auch von Gold oder Silber sind, Ketten sind und bleiben sie doch einmal. — Und Sklaverei und Ketten in der schlimmsten Art! Darf ich denn wohl daran rütteln? — Darf ich wohl den Versuch machen, sie zu brechen? — Darf ich auch nur eine betrübte Miene zeigen, daß ich diese Fesseln wirklich für Fesseln halte? — Nein! nein! nein! und zehntausendmal nein! Ich muß ja lächeln unter diesem Hieb, den mir das harte Schicksal versetzt. — Ja, das ist ein grimmiger Hieb, und in meiner Lage habe ich wohl das Recht, vom harten Schicksal zu sprechen: dort ein geliebtes Mädchen, die — o Gott! ich mag nicht daran denken! — mit ihren schönen Augen vielleicht oftmals nach der Thüre blickt, durch welche ich nicht herein treten werde, dabei ein angefangenes, so süßes Gespräch im Herzen, das ich heute nicht fortsetzen kann. — Und die Frage, ob sie wirklich nach mir gesehen, ob sie mich gegrüßt! Heute hätte ich um eine Antwort in sie dringen können. — Ach! und es ist so süß, von der Geliebten eine Antwort zu erflehen, ihr eine Bejahung zu erschmeicheln. — Wenn ich aber morgen oder in einigen Tagen davon wieder anfangen will, so kann ich mich lächerlich machen. — Das Alles steht für mich auf dem Spiel. — Ah! und noch viel mehr! — Vielleicht das ganze Glück meines Lebens, denn wer weiß, ob ich sobald wieder eine ähnliche günstige Gelegenheit finde, mich gegen sie aussprechen zu können. — Verdammt! — Nein, sage noch Jemand, irgend ein Mensch auf dieser Erde habe seinen freien Willen! Das ist eine Lüge, kein Mensch ist frei! Der Wille von Niemanden reicht über die nächste Minute hinaus, Jeder hat die Kette am Fuß, er fühlt sie nur zuweilen weniger, wenn

nämlich das Schicksal nicht gerade Lust hat, dieselbe schärfer anzuziehen.“ —

Unter diesen anmuthigen Betrachtungen war der Graf an das uns bekannte Fenster getreten, stützte sich mit der Hand auf die Stuhllehne und starrte in den kleinen Hof hinaus. Dieser war jetzt bei Nacht wo möglich noch trostloser als bei Tage; ein paar einsame Gaslaternen in den Ecken warfen einen zitternden und ungewissen Schein in einem kleinen Kreise um sich her, einen Schein, der sich ordentlich vor der Dunkelheit zu fürchten schien, denn dort draußen, wo er mit ihr in Berührung kam, zuckte er jeden Augenblick zaghaft zusammen, und wenn er sich auch zuweilen etwas weiter ausdehnte, so flog er doch gleich darauf wieder erschrocken zurück und räumte der finsteren Nacht das Feld. — Und diese finstere Nacht hatte sich so behaglich in dem Hofe niedergelassen: die hohen Mauern der angrenzenden Gebäude lagen fast ganz finster da; nur hie und da sah man ein schwach beleuchtetes Fenster, oder es schimmerte ein Lichtstrahl durch die Ritze irgend eines Ladens.

„Und ihre Fenster!“ dachte traurig der junge Mann, indem er die Scheibe neben dem Tisch, an welchem er stand, öffnete und sich hinaus lehnte, um sie zu betrachten. Man sah gar nichts von ihnen: Alles war eine einzige schwarzgraue Fläche; — Alles, Alles war verschwunden, was er heute Nachmittag so liebend angeblickt; verschwunden die Blumen dort oben, verschwunden auch die goldene Fahne auf dem Dach mit ihrem kleinen Sonnenstrahl, der ihm entgegen geglänzt wie eine süße Hoffnung. — „Und der Herzog!“ dachte er plötzlich und richtete sich hoch auf; „was mag er vorhaben, daß er sich bei dem Spiel seiner Mutter entschuldigt? — Auf jeden Fall etwas Wichtiges, sonst hätte er es nicht gethan. — Bah! wer weiß, wo er herumschwärmt! — Nein, nein,“ sprach er ängstlich nach einer Pause zu sich selbst, „das ist nicht möglich; das wäre ja schrecklich! — Aber er sagte Eugenie einige leise Worte, er fragte sie etwas — sie antwortete ihm, und dann sah er wie verklärt aus. — Ah, Teufel! — wenn da etwas dahinter steckte! Wenn sie absichtlich mit mir so freundlich gewesen wäre,

um allen Verdacht zu entfernen! — Wenn man ein abgekartetes Spiel mit mir getrieben! — Wenn der Herzog statt meiner hinginge! — Aber nein, nein! der Major wird und kann so etwas nicht dulden. — Dulden!" wiederholte er darauf grimmig lachend; „dulde ich nicht auch? — Und ist er nicht eben so gut Sklave seiner Verhältnisse wie ich? — Ich werde hier zum Spiel kommandirt, ihm wird dort befohlen, den Herzog freundlich zu empfangen. — Wenn ich alles das wirklich glauben könnte," sagte er nach einer Weile mit ruhigerem Tone, „so stände ich wahrhaftig nicht für einige Unannehmlichkeiten, die mir heute Abend bei der allerhöchsten Whistpartei geschehen dürften. — Deßhalb nein, nein! — nein! — aller Welt zum Trotz!"

Da hörte er die Stimme eines Lakaien, der unten im Hofe laut und deutlich rief: „Der Wagen des Herrn Herzogs!" — Darauf rollte eine Equipage mit dumpfem Tone unter das gewölbte Thor, der Schlag wurde geöffnet, der Tritt fiel herab; es mußte Jemand eingestiegen sein, — jetzt dasselbe Geräusch beim Schließen des Wagens. Worauf die Stimme von vorhin abermals rief: „Nach dem Hause des Herrn Major v. S." —

Im gleichen Augenblicke öffnete einer der Kammerdiener die Thüre zum Adjutantenzimmer und sagte mit leisem angenehmem Flüstern: „Euer Erlaucht werden verzeihen — es schlägt soeben acht Uhr; die allerhöchsten Herrschaften begeben sich in's Spielzimmer."

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Die Spielmarken des Herzogs.

Man spielte in den Apartements der Frau Herzogin. Das waren zierliche, elegant eingerichtete Gemächer, nicht von den übergroßen Dimensionen derer Ihrer Majestät, und deßhalb für eine kleine Gesellschaft angenehmer und behaglicher.

Die Frau Herzogin liebte den Komfort und eine freundliche Umgebung. Deßhalb hatte sie aus ihren Zimmern die unvermeidlichen steifen Sopha's mit den dazu gehörigen zwölf Sesseln, ein gewöhnliches Ameublement der Schlösser, das an einer furchtbaren Familienähnlichkeit leidet, sowie die zopfigen Vasen, die allzu derben Tabourets und die Tische von Holz, Messing und Marmor entfernen lassen und dagegen ihre Einrichtung mehr dem heutigen Geschmacke angepaßt.

Der junge Herzog hatte viel dazu beigetragen, denn er liebte die dicken Teppiche, welche den Schritt so unhörbar machen, sowie die weichen Fauteuils und die tiefen Fensternischen mit Blumen partien, Sitzgelegenheiten mit den dies Alles verdeckenden Vorhängen.

Dieses Apartement der Frau Herzogin, worin sie ihre kleinen Gesellschaften empfing, bestand aus drei Gemächern, das Vorzimmer natürlicherweise nicht mit eingerechnet.

Im ersten, mit grauseidener Tapete sowie Fenstervorhängen und Portièren von Rosa mit Weiß, wurde geplaudert; man konnte nicht leicht in der ganzen Welt heimlichere, lauschigere Winkel finden als hier. Da war Alles benutzt: die Ecken und Winkel des Zimmers, die Fensternischen, große Epheuwände, um es der Gesellschaft möglich zu machen, sich in kleinen Partien zu zersplittern und frei von allen lästigen Fesseln zu Drei oder auch zu Zwei ein animirtes Gespräch führen zu können. Ueber diesen Gruppen von leise Plaudernden hing ein Kronleuchter, dessen Lampen durch kunstreiche Porzellanschirme bedeckt und das Licht so gedämpft wurde, daß, wenn man von einem vollkommen hellen Gemach hier herein trat, einem die Beleuchtung nicht anders erschien, wie das sanfte Licht des Vollmondes. Die Frau Herzogin litt zuweilen an den Augen, und dann liebte sie es, sich hier in dieses Halbdunkel zurückziehen zu können.

Das zweite Zimmer, in welchem gespielt wurde, war dagegen glänzend und strahlend. Seine Wände, mit gelber Seide bedeckt, warfen jeden Lichtstrahl hell zurück, die Vorhänge waren blau, und das Ameublement sehr einfach; das heißt, es bestand aus zwei

Spieltischen, an denen je vier Sessel standen, einige Fauteuils daneben für die Zuschauer, und zwei Eckdivans, vor welchen sich runde Tische befanden.

Das dritte Zimmer endlich, das letzte der ganzen Reihe, welches heute Abend geöffnet war, hatte grüne Wände, dunkelbraune Vorhänge, und hier befanden sich große, reich incrustirte Tische, auf welchen die prachtvollsten Albums lagen. An einer Wand war eine riesenhafte Etagère von geschnitztem Palissanderholz in der angenehmen dunklen Farbe, fast ganz gleich mit der der Sammetvorhänge, welche man davor hinziehen konnte. Auf dieser Etagère lagen in den kostbarsten Einbänden die seltensten illustrirten Werke fast aller Nationen — die Bibliothek der Frau Herzogin.

So sah dieses kleine Apartement aus, und wenn es, wie heute Abend, durch den hellen Schein der Kerzen und Lampen freundlich beleuchtet war, so angenehm und sanft durchwärmt, so durchduftet von Blumen und anderen Wohlgerüchen, wenn der Fuß des Eingetretenen so weich auf die dicken Teppiche trat, ja fast hinein sank, so mußte dieser sich gestehen, es sei das eine höchst behagliche, ja entzückende Wohnung; namentlich aber, wenn er dann zufällig an ein Fenster trat und den Vorhang aufhob, um in die dunkle Nacht hinaus zu blicken, in die Straßen, durch welche ein eisiger Wind fegte.

Es hatte eben acht Uhr geschlagen, als Graf Fohrbach, nachdem er drunten auf die Ermahnung des Kammerdieners hastig seine Schärpe abgeworfen, die Treppe hinauf eilte und in das graue Vorzimmer trat. Es waren, wie der Hofmarschall gesagt hatte, nur wenige Personen da: der Obersthofmeister, die Obersthofmeisterin, ein paar ältere Kammerherren, zwei Damen vom Dienst und einige pensionirte Excellenzen, deren Leidenschaft es war, dem Spiel Ihrer Majestät zuzuschauen und leise dafür oder dagegen zu wetten.

Der dienstthuende Adjutant kam in der That schon etwas spät, denn Ihre Majestät war bereits eingetreten und die Frau Herzogin hatte bereits die Anwesenden begrüßt und sich darauf zu

ihrer Schwester in's Spielzimmer zurückgezogen, wohin sich denn auch Graf Fohrbach auf einen bedeutungsvollen Blick des Hofmarschalls augenblicklich begab, um mit einer sehr tiefen Verbeugung gehorsamst einen guten Abend zu sagen und um Entschuldigung zu bitten, daß er so spät komme.

Die Frau Herzogin geruhten aber gnädigst zu bemerken, der Graf habe heute den Dienst gehabt, und es habe ihn nur dieser einige wenige Augenblicke zurückgehalten. — „Denn," fügte sie lächelnd bei, „Sie sind ja sonst ein wahres Muster von Pünktlichkeit."

Ihre Majestät begaben sich hierauf an den Spieltisch und bezeichneten den Hofmarschall als ihren Partner.

Graf Fohrbach spielte also mit der Frau Herzogin.

In dem Augenblicke, wo er sich auf seinen Stuhl niederlassen wollte, glitt der Kammerdiener Ihrer Hoheit wie ein Aal an seine Seite, that, als rücke er etwas an dem silbernen Leuchter des Spieltisches zurecht, und flüsterte mit einer tiefen Verbeugung und ganz ergebenst die Frage: „Seine Durchlaucht, der Herr Herzog, werden nicht spielen?"

Die Herzogin hatte aber diese Frage ebenfalls vernommen und versetzte, indem sie die Karten in die Hand nahm: „Mein Sohn wird wahrscheinlich erst zum Souper kommen; ich vergaß, Ihnen das zu sagen."

Der Kammerdiener antwortete mit einer tiefen Verbeugung, wodurch er sich zu bedanken schien, daß er aus dem Munde der hohen Gebieterin selbst eine Auskunft erhalten. Dann aber schnellte er förmlich in die Höhe, hob seine lange bleiche Nase einige Zoll über das ihr gebührende Niveau, nahm eine sehr wichtige Miene an und spitzte zierlich seinen Mund.

Graf Fohrbach hatte sich unterdessen niedergelassen und war eben beschäftigt, die Spielmarken an seiner Seite auf einander zu schichten, als er mit Verwunderung die dünne weiße Hand des Kammerdieners bemerkte, der sich mit einem süßen Lächeln bemühte, eben diese Marken an sich zu nehmen. Er sah ihn fragend an, worauf derselbe mit ganz leiser Stimme entgegnete: „Es sind

die Marken Seiner Durchlaucht; ich legte sie dahin, weil ich geglaubt, der Herr Herzog würden selbst spielen."

„So lassen Sie sie auch jetzt ruhig liegen," sagte lachend die Herzogin. „Ich weiß wohl, mein Sohn gibt sie jedesmal nach dem Spiele in Ihre Hand, aber ich denke, sie werden hier ganz gut aufgehoben sein."

Die dünnen Finger zuckten zurück, die Gestalt des Kammerdieners krümmte sich und er schlich rückwärts auf dem Teppich zurück und in das Nebenzimmer. Seine blassen Wangen aber hatten sich sanft geröthet, und sein Auge, scharf und glänzend wie das eines Falken, blickte gierig nach den goldenen Marken.

„Ist etwas Besonderes an ihnen," fragte Ihre Majestät, „daß der Herzog sie sorgfältig aufbewahren läßt?"

„Es ist wahrscheinlich ein Cadeau," entgegnete achselzuckend die Herzogin; „sie sind allerdings von einer netten Arbeit; das Ganze aber ist wohl nichts mehr und nichts weniger als eine von Alfreds Eigenheiten."

„Lassen Sie doch sehen."

Der Graf erhob sich schnell und brachte die vier Marken an die Seite Ihrer Majestät, welche sie in die Hand nahm und betrachtete. „Sie scheinen hohl zu sein," sagte sie; „wahrscheinlich kann man sie öffnen; ich kenne dergleichen Spielereien. — Erinnerst du dich, Hedwig, Papa's Obersthofmeister hatte ebenfalls dergleichen Marken, er schrieb dann kleine Zettelchen, die er hinein steckte und den Damen zuschob. — Ein alter, wunderlicher Herr. Ich sah das häufig, that aber nicht, als ob ich es bemerkte. Die Marken waren gerade gemacht wie diese, alle vier schraubten sich auf, aber nur eine hatte einen doppelten Boden. Wenn man aber oben auf die Emaille drückte, welche die Kartenfarbe darstellt, so sprang eine andere Cuvette auf und darunter verbarg er seine kleinen Angelegenheiten."

„Das hier gehört vielleicht dem gleichen Zwecke an," meinte die Herzogin. „Gott! wer kann sich um dergleichen bekümmern! — Ist dir's gefällig, das Spiel anzufangen?"

Ihre Majestät nickten mit dem Kopfe.

„Coeur ist à tout,“ sagte ganz ergebenst der Hofmarschall.

Geneigter Leser, du wirst gewiß schon sehr häufig in deinem Leben Whist gespielt haben. Es ist das an sich ein harmloses Spiel, außerordentlich leicht und angenehm, wenn man es mit sehr gutmüthigen Leuten spielt, die es gerade so machen, wie du, das heißt, ihre dreizehn Karten eine nach der andern auf den Tisch werfen, die froh sind, wenn sie einen Trique machen, denen es auch nicht darauf ankommt, daß du soeben ihren Piquekönig gestochen, während du doch den Zweier, Dreier und Vierer von dieser schönen Farbe in der Hand behieltest, die es am Ende auch nicht besonders übel nehmen, wenn zum Schluß vielleicht eine Karte übrig bleibt, oder wenn du quatre d'honneur ansagst, während sie doch selbst Aß, König und Dame besaßen.

Nicht so angenehm ist dagegen dieses Spiel, wenn du es mit Leuten zu thun hast, die sich einbilden, darin große Meister zu sein, und die nicht sehr duldsamer und liebenswürdiger Natur sind, die gerne aufbrausen und in allen Dingen Recht haben wollen. Du kannst es machen, wie du es willst: du hast beständig gefehlt; befolgst du die Regeln des Spiels und es gefällt deinem Partner nicht, so zuckt er heftig die Achseln, rückt unmuthig auf seinem Stuhle hin und her, wirft dir einen zornigen Blick zu. Ist es eine Dame, so ergelbt sie auch wohl ganz gelinde, und man sagt zu dir in gereiztem Tone: „Lieber Gott! Man muß doch zuweilen Ausnahmen zu machen verstehen!“ — Machst du nun das nächste Mal eine Ausnahme, so hättest du diesmal um Alles in der Welt bei der Regel bleiben sollen. — Spielst du Coeur, so lacht man dir krampfhaft in das Gesicht, denn Pique war ja die angezeigte Farbe; Pique hätte ein Kind begreifen können; um hier bei dieser Veranlassung nicht Pique zu spielen, muß man doch offenbar der schlechteste Spieler sein, der je eine Karte in die Hand genommen. Spielst du nun das nächste Mal bei der ganz gleichen Veranlassung ein unschuldiges Piqueblättchen aus und hast zufällig die richtige Farbe getroffen, weßhalb du deinen Partner triumphirend anblickst, so erwidert derselbe doch diesen Blick mit wahrhaftem Entsetzen.

Er wiegt den Kopf hin und her, als wollte er sagen: Bei dieser Ungeschicklichkeit kann man nichts thun, als sich in Geduld fassen. Und frägst du endlich: „War denn Pique diesesmal wieder nicht recht?" so lächelt man vielleicht mitleidig und entgegnet dir: „Mein bester Herr, Pique an sich wäre schon nicht ganz unrecht gewesen, aber wie können Sie um Gotteswillen den Zehner ausspielen, wenn Sie den Buben in der Hand haben? Das heißt ja muthwillig Alles auf's Spiel setzen! Ah! Das ist doch ein bischen zu stark!"

Wahrhaft peinlich ist es aber nun, Whist mit hohen Herrschaften zu spielen, wo du auf alle Fälle Unrecht hast, wo du keine Gegenrede wagen darfst, wo du beim Unglück, durch schlechte Karten herbeigeführt, dasselbe verschuldet, wo dich dagegen beim Glücke dein Partner oder Partnerin durch ihr glänzendes Spiel mit durchgerissen. Hier erhältst du natürlich selten oder nie einen lauten Vorwurf, aber dafür trifft dich ein sonderbar fragender Blick; ein leichter Husten ist dir außerordentlich verständlich; ein kaum bemerkbares Achselzucken oder ein gelinder Seufzer schmettert dich gänzlich zu Boden. — So ergeht es dem vortrefflichen Spieler, der mit aller Anstrengung seiner Verstandeskräfte bei der Sache ist und sich durch nichts zerstreuen läßt.

Welche Qualen dagegen ein Unglücklicher, ein Liebender, ein Eifersüchtiger am Spieltische der höchsten Herrschaften ausstehen muß, davon, geneigter Leser, bist du vielleicht glücklicherweise nicht im Stande, dir einen Begriff zu machen.

Und der arme Graf Fohrbach befand sich in diesem Falle; doch machte er übermenschliche Anstrengungen, sich vor den strengen Augen der Frau Herzogin keine Blöße zu geben, und das Glück, das ihm heute Abend in der Liebe manquirte, war ihm denn auch, gemäß dem Sprichwort, im Spiele günstig, und er bekam, wie der Hofmarschall bei jedem Ausgeben seufzend versicherte, immense Karten. Die Frau Herzogin lächelte holdselig und freundlich, denn Ihre Majestät und Seine Excellenz waren groß Schlemm geworden und hatten einen sehr starken Rubber eingebüßt.

Und nicht allein die verlorene kleine liebenswürdige Soirée bei dem Major v. S. beschäftigte die Phantasie des unglücklichen Grafen, nicht nur der Herzog, der statt seiner dorthin gefahren, nein, auch die Marken Seiner Durchlaucht, die vor ihm auf dem Tische lagen, fesselten Seine Aufmerksamkeit, und er mußte sie immer und immer wieder nachdenkend betrachten, als verbärgen sie ihm irgend ein wichtiges Geheimniß. — Warum wollte sie der Kammerdiener so schleunig fortnehmen? — Sie waren hohl, wie Ihre Majestät meinten, und Ihre Majestät hatten ferner einer Geschichte gedacht, wo irgend ein seliger Obersthofmeister in ähnlichen Marken den Damen Billete zuzustecken gewußt.

Wie gesagt, der Rubber war zu Ende und Ihre Majestät schienen nicht darauf zu dringen, augenblicklich einen neuen zu beginnen, sie lehnten sich vielmehr in ihren Stuhl zurück und sprachen leise mit der Frau Herzogin.

Auf den Marken befanden sich, wie Ihre Majestät vorhin bemerkt, in Emaille die vier Kartenfarben. Der Graf spielte mit Treff, nahm die Marke leicht in die Hand, ließ sie, wie ganz absichtslos, unter dem Tische verschwinden, und drehte daran. — Ihre Majestät hatte Recht: die Marke öffnete sich und bot ein kleines Gehäuse dar, welches aber leer war und auch nichts Weiteres zeigte, als er auf die Emaille drückte. Ganz geschickt wußte er Treff, nachdem er wieder zugeschraubt hatte, auf den Tisch zu bringen und nahm dafür Caro. — Auch Caro war und blieb leer, ebenso Pique; — aber Coeur. — Scheu blickte er umher, um zu sehen, ob Niemand auf ihn achte. Doch die Herrschaften sprachen noch immer leise zusammen, und der Hofmarschall hatte die Rechnung über den verlorenen Rubber in der Hand und überlegte, wie viele Dukaten ihn das Spiel heute Abend kosten würde. — Richtig! — Coeur war nicht leer; bei einem Drucke auf die Emaille sprang die Cuvette auf, und unter derselben lag ein kleines, zusammen gefaltetes Papier. — War es Unrecht, dies an sich zu nehmen? — Es zu behalten

— gewiß! — aber nicht, es nur zu lesen und dann wieder hinein zu legen. Mit diesen Gedanken beschwichtigte der junge Mann sein Gewissen. — „Es das eine Kriegslist," sprach er zu sich selber, „ich recognoscire nur feindliches Terrain; denn der Herzog ist in diesem Punkte mein Feind, und ich fürchte, wir werden einen erbitterten Krieg mit einander führen. — Nein, nein! — Da gilt keine Schonung. — Wer weiß, ob er selbst mich nicht statt seiner hierher gebracht hat!"

Unter diesen Gedanken hatte er auch schon die Marke geleert, sie wieder zugeschraubt und auf den Tisch gestellt.

Wie aber nun das Papier lesen? — Und das mußte schnell geschehen, denn sobald Ihre Majestät zufällig das Spiel aufhob, so hatte er nicht mehr Zeit, den Zettel in die Marke zu stecken, und der schlaue Kammerdiener mußte augenblicklich den Verlust desselben entdecken.

Glücklicherweise half ihm der Hofmarschall über diese Klippe hinweg, indem er ihm die Whistrechnung sowie den Bleistift darreichte und ihm sagte: „Sehen Sie doch 'mal nach, Graf Fohrbach, da muß irgendwo ein Fehler stecken, Plus und Minus stimmt mir nicht überein."

„Lassen Sie sehen," versetzte der Graf entzückt, während er das Papier ergriff, seinen Zettel, den er in der hohlen Hand verbarg, geschickt darauf legte und statt sich um die Zahlen zu bekümmern, die Worte las:

„Bericht — wie gewöhnlich um elf Uhr. Vierte Thüre neben der blauen Gallerie," — welche er sich fest in's Gedächtniß einprägte.

„Nicht wahr, es ist ein Fehler darin?" fragte die Excellenz. „Sehen Sie, hier plus zwanzig und dort minus fünfzehn."

„Lassen Sie mich rechnen," erwiderte der Adjutant, der jetzt erst das andere Papier betrachtete. — „Ach ja! hier steckt der Irrthum; die fünf Points minus gehören dorthin. Sehen Sie, so gleicht sich die Rechnung völlig aus."

„Ja, Sie haben Recht," sagte die Excellenz, „es macht freilich fünf Points mehr Verlust für mich, aber man muß auch in kleinen Dingen ehrlich sein."

Es war ein Glück, daß es dem Grafen so schnell gelungen war, das Papier ohne Aufsehen zu lesen und ebenso in die Marke zurückzustecken, denn Ihre Majestät schienen jetzt schon alle Lust am Spiele verloren zu haben, ließen Ihre Schulden durch Ihren Kammerherrn berichtigen und erhoben sich darauf mit der Frau Herzogin vom Tische.

Der Hofmarschall und der Adjutant machten eine tiefe Verbeugung; Ersterer ging in das Bibliothekzimmer, der Andere schritt langsam nach dem grauen Kabinete, doch blieb er unter der Thüre desselben hinter dem Vorhange einen Augenblick stehen.

Kaum waren die Herrschaften vom Spieltische aufgestanden, so erschien alsbald der Kammerdiener und packte die vier Marken seines Herrn zusammen, warf einen schnellen Blick auf jede einzelne, dann einen andern durch das Zimmer, um sich zu überzeugen, ob Niemand die Hast bemerkt habe, mit welcher er die Marken in Sicherheit gebracht.

Doch hatte ihn der Graf wohl beobachtet, und nachdem dieser das Zimmer verlassen und nothgedrungen mit einigen Herren und Damen, die ihm gerade in den Weg traten, ein paar gleichgiltige Worte gewechselt hatte, zog er sich hinter eine große Epheuwand zurück und ließ sich dort auf ein Sopha nieder.

„Vor allen Dingen muß ich mir klar machen," dachte er, „für wen der Zettel bestimmt ist. — Ohne Zweifel für den Herzog. — Aber warum alsdann diese Heimlichkeiten mit den Marken? Hätte ihm der Kammerdiener nicht ebenso gut dieses Papier in die Hand geben können? — Halt! da gibt's was zu überlegen. Dieser Zettel kam vielleicht während der Tafel und wurde an den bewußten Ort gelegt, damit ihn Seine Durchlaucht ohne Aufsehen an sich nehmen könne. — Der Herzog will es wahrscheinlich vermeiden, daß man ihn geheimnißvolle Worte mit dem Kammerdiener seiner Mutter wechseln sieht. — Oder — nein, nein! — So muß es sein! — Der Kammerdiener selbst ist nicht eingeweiht, wie man diese Marken öffnet, er weiß nur, daß sie für den Herzog kostbar sind, deßhalb wollte er sie zu sich nehmen. — Ein Anderer aber, ja ein Anderer, der nicht in diesen Kreis kommt, kennt

das Geheimniß der Marke und legte den Zettel hinein, um Seine Durchlaucht zu benachrichtigen. — — Bericht wie gewöhnlich," murmelte er vor sich hin, „um elf Uhr. — Das ist sehr unbestimmt, wird aber um elf Uhr heute Abend heißen sollen, denn sonst hätte jener Andere ja Zeit gehabt, dem Herzog zu schreiben. — Die vierte Thüre neben der blauen Gallerie. — Das klingt schon begreiflicher: die blaue Gallerie kenne ich sehr genau, und die vierte Thüre wird nicht schwer zu finden sein. — Aber was an dieser vierten Thüre thun? — Soll der, welcher hinkommt, einen Bericht erhalten oder einen geben? — Das Letztere wäre für mich sehr unangenehm. — Bah! wie kann ich da zweifeln? Man kann einen Herzog nicht nur so zum Bericht auffordern. — Nein, nein! man will ihm irgend etwas Interessantes anvertrauen. — Und da das Ganze auf hundert Meilen nach einer Liebesgeschichte riecht, und da Seine Durchlaucht der Herr Herzog die außerordentliche Gnade haben, Seine leichtfertige Cour einer jungen Dame zu machen, die ich unbeschreiblich und aufrichtig liebe, — da er ferner heute Abend meinen Platz eingenommen, so werde ich mir auch wahrhaftig kein Gewissen daraus machen, als Revanche ein wenig für ihn zu gelten. — Ja, ich werde hingehen, denn es ist mir gerade, als müßte dort etwas verhandelt werden, was für mich am Ende noch von größerem Interesse ist als für ihn."

Damit war sein Enschluß gefaßt; er erhob sich beruhigt aus seiner Ecke und mischte sich wieder unter die Gesellschaft.

Die kleine Soirée nahm übrigens recht langweilig ihren Fortgang, wie es wohl meistens bei einer höchsten Spielpartie der Fall ist, wo nicht gespielt wird. Die Herrschaften hatten sich am Kamine niedergelassen und zogen nur hie und da eine der alten Excellenzen in den Bereich ihrer Unterhaltung, wobei übrigens Ihre Majestät häufig auf die Uhr blickte und sich entweder nach dem Fortgehen oder dem Souper zu sehnen schienen.

Das Letztere kam nun gegen halb Elf, und brachte wieder einiges Leben in die Gesellschaft. Die Damen und Herren in den Ecken des Zimmers hörten auf, verstohlener Weise gähnen, die

Fächer wurden nicht mehr unaufhörlich auf- und zugeklappt, die Hüte nicht mehr in den weißen Handschuhen hin und her gedreht. Es war, als fliege ein allgemeines Ah! durch das Zimmer, und nicht blos die Bedienten rannten geschäftig hin und her, um die gedeckten Tische im Spielzimmer mit einer Menge Platten voll kalter Küche, mit Früchten und allerlei Weinen zu bedecken, auch die Herren bewiesen sich liebenswürdig gegen die Damen. Die Hüte wurden in einem Winkel plazirt, die Damen setzten sich nieder, und ließen sich mit dem, was gerade nach ihrem Geschmacke war, bedienen, worauf man dann bald nichts mehr hörte, als das Klappern der Teller, Messer und Gabeln, oder das leise Klingen eines Glases.

Aber in der Art, wie die Leute ihr Souper einnahmen, lag eigentlich so gar nichts Behagliches. Die Herren verzehrten ihr Bischen meistens stehend, die Damen, indem sie abwechselnd einen Blick auf den Teller und dann wieder einen auf die allerhöchsten Herrschaften warfen. Es war keine Ruhe bei diesem Essen: man konnte sich doch nicht am Ende der Gefahr aussetzen, einen gnädigen Wink oder ein freundliches Lächeln zu übersehen; deßhalb die ewige Aufmerksamkeit auf den allerhöchsten Teller und den allerhöchsten Mund, und erst als man sicher war, daß Letzterer gerade selbst beschäftigt war, zwang man heftig und unnachsichtlich schluckend irgend einen tüchtigen Bissen hinab, um gleich darauf wieder kampfgerüstet zu sein.

Den Herren erging es zuweilen noch schlimmer, und eine unzeitige Frage Ihrer Majestät konnte im Stande sein, sie in die furchtbarste Verlegenheit zu setzen. — Antworte einmal Einer korrekt und deutlich, wenn er vom Viertel eines ziemlich großen Kapauns im Munde hat; das schluckt sich nicht nur so augenblicklich hinunter. — Aber auf eine Antwort warten lassen! — Lieber riskirt man im Verschlingen das Unmögliche.

Der geneigte Leser wird hieraus ersehen, daß das Essen und Trinken bei Hofe auch seine großen Unannehmlichkeiten hat und daß die Herren und Damen desselben darum gerade nicht zu beneiden sind. Man kann von ihnen in Wahrheit sagen, sie essen

meistens ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts; und es ist das oftmals ein hartes Brod, nicht gewürzt durch wahre Freude. Die Meisten von denen, welche der Spielpartie heute Abend anwohnen mußten — wir sagen nicht ohne Absicht mußten — gingen fast mit den gleichen Gefühlen hin, wie der arme Graf Fohrbach. Sie schleppten am Fuß ihre unsichtbare Kette und fühlten sich wohl unglücklicher, wenigstens gelangweilter, als Tausende von anderen Menschen, die im mäßig erwärmten Zimmer um eine Schüssel Kartoffeln sitzen, ein Stück Brod in der Hand und einen freien Willen im Herzen. — Hier betritt man den glänzenden und reich erleuchteten Salon, nachdem man vor der Thüre sich vielleicht heftig auf die Lippen gebissen und einen letzten tiefen Seufzer gethan, da man an andere Freuden gedacht, die heute Abend zu genießen wären. Darauf legt sich das Gesicht in freundliche Falten, das Auge glänzt schalkhaft und liebenswürdig, und diese Maske muß den ganzen Abend festgehalten werden, obgleich manche dieser scheinbar so glücklichen Damen sich lieber mit gerungenen Händen in eine Ecke setzen würde, um heiße, bittere Thränen zu weinen. Ja, der Ausdruck der Freude und des Glückes muß beibehalten werden, bis Ihre Majestät zweimal leicht den Mund verzieht und dann bemerkt: „Es ist sogleich elf Uhr,“ bis ihr eines der Ehrenfräuleins den weißen Burnus umhängt, bis sie die Frau Herzogin auf die Stirn geküßt hat und mit einem „adieu ma chère!“ Abschied genommen. — Dann folgt noch ein tiefer Knix rings umher, ein zweiter, wenn sich endlich auch die Frau Herzogin zurückzieht; die Thüren zu den Vorzimmern werden geöffnet, die Bedienten reichen Mäntel und Shawls, die Herren sagen flüchtig eine gute Nacht, die Damen suchen ihre Wagen oder eilen durch die nun sehr öden und halb dunkeln Gänge des Schlosses nach ihren Zimmern, — und dann erst fällt die Maske, dann erst trübt sich der bis jetzt so heitere Blick, und Manche denkt an einen verlorenen Abend, Manche preßt die Hand auf das Herz und schaudert leicht zusammen, wenn sie an so viele dergleichen Abende denkt, die schon hinter ihr liegen, und an unzählige, die wahrscheinlicherweise noch auf sie warten. — Und so

ist das auch eine Art Sklavenleben, geliebter und sehr geneigter Leser.

In der beschriebenen Art ging auch die heutige Soirée zu Ende, und wenige Augenblicke, nachdem sich die Herrschaften zurückgezogen, war das kleine schöne Apartement gänzlich verlassen.

Was nun den Herrn Herzog anbelangte, so hatte er sich auch nicht beim Souper sehen lassen, wodurch sich der Graf veranlaßt sah, mehrere tiefe Seufzer zu unterdrücken, zuweilen die rechte Hand krampfhaft zu ballen und auf seinem einmal gefaßten Entschlusse, den Bericht selbst anzuhören, fest zu beharren.

Nachdem er den Herren und Damen, die an ihm vorüber geeilt, eine gute Nacht gewünscht, ließ er sich von seinem Jäger, der im Vorzimmer auf ihn wartete, den Mantel umhängen.

„Du hast den Herrn Erichsen getroffen?" fragte er ihn.

Worauf Franz erwiderte: „Ich habe den Brief Euer Erlaucht in seine Hände gegeben."

„Er las ihn durch?"

„Herr Erichsen las ihn durch, lächelte und sagte: ich will es bestens besorgen."

„Schön; ich danke. Du kannst mit dem Wagen nach Hause zurückkehren, ich brauche ihn nicht und komme vielleicht in einer Stunde zu Fuß. — Gehe aber vorher drunten in's Adjutantenzimmer und nimm die Schärpe mit, die dort liegen geblieben."

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Ein Bericht.

Es war unterdessen elf Uhr geworden; Graf Fohrbach zog seinen Mantel fester um sich und schritt über das Vestibul und die große Treppe hinab, die nur noch spärlich erleuchtet war. Die blaue Gallerie lag im anderen Theile des Schlosses, und um dorthin zu kommen, mußte er über einen langen Korridor, der beinahe

gänzlich dunkel war, denn nur an beiden Enden desselben flackerten um diese Stunde noch ein paar trübe Lampen. Doch kannte er den Weg genau, und wenn er sehr behutsam dahin schlich, so geschah dies nur, damit seine Sporen auf dem Steinpflaster nicht klirren und irgend einen der sich unten aufhaltenden Bedienten oder die Wache beunruhigen möchten.

Es ist aber eigenthümlich, wie sich in der Stille der Nacht jeder Ton verdoppelt und hörbar ist, den man am Tage gar nicht beachtet. So vernahm auch Graf Fohrbach jetzt deutlich seinen leisen, fast geräuschlosen Schritt, und wenn sich zufällig sein Säbel bewegte, so klirrte es gerade so, als rassele Jemand mit einer Kette.

Der Adjutant erreichte bald das Ende des Korridors und stieg dort eine Wendeltreppe hinauf, die ihn auf einen Vorplatz führte, den er quer durchschreiten mußte, um zum Eingang der blauen Gallerie zu gelangen. Hier war es schon schwieriger, sich zurecht zu finden, denn nirgendwo brannte ein Licht, und die Nacht war so finster, daß man kaum die hohen Fenster von der Wand unterscheiden konnte.

Hier war die blaue Gallerie; jetzt galt es, die vierte Thüre zu finden. Sehen konnte er nicht eine einzige, er mußte also an der Wand hintappen und sich seinem Gefühle überlassen.

„In dieser greifbaren Finsterniß," dachte er, „geht mir auf einmal über etwas ein Licht auf; ich erkläre es mir jetzt vollkommen, zu welchem Zwecke sich neulich der Herzog drüben in dem Laden die kleine elegante Blendlaterne kaufte. So ein Ding könnte ich auch jetzt hier ganz gut gebrauchen. — Das war die zweite Thüre. — Nun kommt die dritte. — Da ist sie! — Aber nun halt! — Wahrscheinlich werde ich an der vierten und richtigen ein Zeichen brauchen, um eingelassen zu werden. Das wäre unangenehm, da ich bis hieher so ohne allen Anstand gekommen und weiter nichts weiß. — Vielleicht auch, daß ich meine Anwesenheit durch einen lauten Schritt anzeigen muß. Hier wohnt eigentlich Niemand, wie ich glaube, und wir können schon ein wenig hörbarer auftreten."

So that er auch, und dies Manöver brachte augenblicklich eine Wirkung hervor. Es erschien nämlich rechts neben ihm, wo die vierte Thüre sein mußte, ein kleiner leuchtender Punkt, wie wenn sich Jemand mit einem Lichte dieser Thüre näherte und der Schein desselben durch das Schlüsselloch fiele. — Mit zwei weiteren Schritten hatte er die Thüre erreicht und nun vernahm er zu seinem großen Vergnügen, daß dieselbe langsam geöffnet werde. Er ergriff mit der Hand die Klinke, drückte sie ganz auf, trat eilig über die Schwelle und befand sich in einem ziemlich kleinen Zimmer, einem jungen Mädchen gegenüber, das bei seinem Anblick so heftig zusammenfuhr, daß ihr die Wachskerze, welche sie in der Hand trug, fast entfallen wäre. Einen lauten Aufschrei, der wahrscheinlicherweise erfolgt wäre, verhinderte der Graf, indem er den Finger erhob und dem Mädchen leise aber eindringlich: „stille!" zurief. — Darauf verschloß er die Thüre, schob einen Riegel vor und ließ einen schweren Vorhang darüber fallen, bei dessen Anblick er begriff, weßhalb er früher keine Spur des Lichtstrahles gesehen.

Nachdem dies geschehen, machte er ein paar Schritte weiter in das Zimmer hinein gegen das Mädchen hin, die mit einem wahren Ausdruck des Entsetzens gegen das ebenfalls dicht verhängte Fenster zurückwich.

„Das ist ein sonderbares Abenteuer," dachte er. „Sollte es sich hier um ein einfaches Rendezvous handeln? — Ich glaube nicht; und wenn dem so wäre, müßte ich mich eilig zurückziehen, denn das ginge alsdann über Indiskretion. — Doch nein, nein! die Kleine da hat mir ein ganz anderes Aussehen. — Suchen wir auf eine gescheidte Art zu unserem Berichte zu kommen."

Das Mädchen hatte den Leuchter auf den Tisch gestellt, ohne ihn aus der Hand zu lassen, die noch immer heftig zitterte. Sie hatte eine schlanke, schmächtige Figur, ein schmales, bleiches Gesicht und blondes Haar, welches in zwei dicken, sehr zierlichen Flechten um ihren Kopf gewickelt lag. Ihr einfacher und sauberer Anzug war, wie ihn die Kammerjungfer einer anständigen Dame zu tragen pflegt. — Sie vermochte es nicht, ein

Wort hervor zu bringen und starrte den Eingetretenen mit ihren großen blauen Augen an, wobei sich ihre feinen Lippen krampfhaft bewegten.

„Beruhigen Sie sich doch, mein Kind!" sagte der Graf so sanft als möglich, „ich werde Ihnen gewiß nichts zu Leide thun. Gewiß nicht! — auf mein Wort! Lassen Sie Ihren Leuchter ruhig auf dem Tische stehen und setzen Sie sich meinetwegen in jene Ecke, während ich hier sehr entfernt von Ihnen, auf dem Tabouret Platz nehmen will. — So thun Sie es doch! — Ich komme, bei Gott! in keiner schlechten Absicht."

Nach längerem Zögern that das Mädchen endlich, wie er ihr geheißen. Sie ließ die Hand von dem Tische herabgleiten, ging rückwärts zu dem bezeichneten Stuhl, blieb aber dort aufrecht stehen und schien sich an der Lehne festzuhalten.

„Sie haben mich nicht hier erwartet?" sagte der Graf, nachdem er sie eine Zeit lang betrachtet.

„Nein, nein, nein! gewiß nicht!" brachte das Mädchen mühsam hervor.

„Aber Jemand anders sollte kommen? Schütteln Sie nicht den Kopf: ich weiß Alles. — Jemand anders wurde von Ihnen hier um elf Uhr erwartet. Da hilft ja kein Leugnen. — Sie hatten ihm etwas mitzutheilen. Sehen Sie, Sie schlagen die Augen nieder. — Nun also, ich komme an seiner Stelle; lassen Sie mich hören, was Sie zu sagen haben."

Das Mädchen schüttelte mit dem Kopfe, schlug die Hände zusammen und drückte sie alsdann heftig an ihre Augen.

„Sie trauen mir nicht," fuhr der junge Mann nach einer Pause fort. „Nun, ich finde das begreiflich. — Sie erwarten Jemand, den Sie schon länger kennen, nun erscheint plötzlich ein Unbekannter, — das muß Sie natürlicherweise überraschen. Wenn ich Ihnen aber sage," — diese letzten Worte sprach er in bestimmtem Tone und sehr langsam — „daß Seine Durchlaucht der Herzog Alfred hieher kommen sollte, daß er aber augenblicklich nicht im Schlosse ist und daß ich statt seiner hier bin, ist das alles nicht wahr?"

Das Mädchen ließ ihre Hände herab sinken, schaute ihn mit einem festen Blicke an und entgegnete alsdann: „Was hilft mein Leugnen, Sie haben mich ja in Ihrer Gewalt.“

„Ach was Gewalt!“ entgegnete er unmuthig. „Davon kann gar keine Rede sein. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen; Sie haben es mit keinem Undankbaren zu thun.“

Ein schmerzliches Lächeln flog bei diesen Worten über ihre Züge, dann seufzte sie tief auf und flüsterte: „Es ist etwas Schönes um die Dankbarkeit; o, wenn auch ich dankbar sein dürfte!“

„Also Sie erwarteten den Herrn Herzog?“

„Ja,“ sprach das Mädchen nach einer Pause mit festerer Stimme.

„Schön. — Nun bin ich aber da. — Sprechen Sie ohne Rückhalt. Was haben Sie mir zu sagen?“

„Ich brauche nicht zu sprechen,“ erwiderte das Mädchen mit sanfter Stimme, „ich brauche nur auf Fragen, die an mich gestellt werden, zu antworten. Also fragen Sie in Gottes Namen.“

Auf diese Worte hustete der Graf gelinde und sah sein Gegenüber erstaunt an. „Das ist ein schönes Labyrinth,“ dachte er. „Finde mir da Jemand einen Ausweg! Ich komme da her, um einen Bericht zu hören, und jetzt soll ich diesen Bericht mit Fragen heraus locken. — Was soll ich fragen, ohne mir eine Blöße zu geben? Denn ich weiß nicht einmal, wer das Mädchen ist, und also auch nicht, worüber sie mir Auskunft zu geben vermag. — Helfen wir uns, so gut wir können. Sie muß doch bei irgend einer Herrschaft sein, nach der wollen wir uns ein wenig erkundigen; vielleicht gibt sich das Andere von selbst.“ — „Also,“ begann der Graf nach einem längeren Stillschweigen und nachdem er sich mit der Hand über das Gesicht gefahren, auch seinen Schnurrbart gedreht und den Mantel etwas von der Schulter herab genommen, „also Sie erwarten meine Fragen?“

„Ja,“ erwiderte das Mädchen.

„Nun denn! — Teufel!“ dachte er, „wer ihre Herrschaft ist, darf ich nicht fragen, — aber wo sie sich im Augenblicke aufhält. Das geht!“ — „Nun denn, ist Ihre Herrschaft zu Hause?“

„Das gnädige Fräulein kamen vor einer halben Stunde.“

„Ah! ein Fräulein! — Das ist schon etwas!“ sprach er für sich. — „Und — hm! — sie — sie blieb zu Hause?“

„Sie begab sich zu Bette.“

„Natürlich! — es ist schon spät. — Und wo war denn das gnädige Fräulein, wenn ich fragen darf?“

„Sie fragen nur für den Abend? — Oder meinen Sie den ganzen Tag?“

„Vorderhand ist es mir nur um den Abend zu thun,“ erwiderte Graf Fohrbach, der wohl fühlte, daß er bald mit seinen Fragen am Ende sei. „Dann aber wünsche ich auch Einiges über den Tag zu erfahren.“

„Das gnädige Fräulein waren von Sechs bis halb Acht bei der Tafel und fuhren darauf in Gesellschaft.“

„Wohin?“

„Zu dem Herrn Major von S.“

„Was?“ rief der Graf im höchsten Erstaunen, indem er heftig zusammenfuhr und dicht vor das Mädchen hintrat, „zu Major von S.? — Träume ich denn? — Zu Major von S.?“

„Um Gotteswillen! — ja. Ich sage gewiß die Wahrheit,“ versetzte sie erschrocken.

„So ist Ihr Fräulein — Eugenie von S.?“

„Allerdings!“ rief das Mädchen, nun ihres Theils überrascht. „Das wußten Sie nicht?“

„Nein, beim Teufel! ich wußte es nicht. — Ah! das ist ein bischen zu stark!“

„So hat Sie auch der Herzog nicht geschickt?“ fuhr ängstlich das Mädchen fort.

„Nein, nein, er hat mich gewiß nicht geschickt; aber ich danke Gott, daß ich gekommen bin. — Sie also betrifft dieser Bericht? — Eugenie? — O das ist über alle Beschreibung! Sprich, Mäd-

chen," fuhr er ernster fort, indem er ihr Handgelenk faßte; „jetzt werde ich wirklich Fragen stellen, bitte aber um richtige und pünktliche Antworten. — Sie haben also den Herrn Herzog hier erwartet?"

„Ja, ich sagte es schon."

„Und er kam schon öfter hierher in dieses Zimmer?"

„Zuweilen hier, zuweilen anderswo, wie es mir befohlen war."

„Wie es Ihnen befohlen war? — doch davon nachher! — Also Sie trafen hier oder anderswo mit dem Herrn Herzog zusammen, um ihm — Bericht über Ihre Herrin zu geben, über ihr Leben und Treiben, was sie thut und spricht, zu wem sie geht, wer zu ihr kommt? — Ah! Verrath ohne Gleichen! — Schändlichkeiten, wie noch keine da gewesen! Und das fühlen Sie nicht? Ein solches Verbrechen liegt nicht schwer auf Ihrer Seele? — Pfui der Schande!"

Anfänglich hatte das Mädchen den jungen Mann mit weit aufgerissenen Augen angestarrt, dann schlug sie die Hände vor das Gesicht und ein tiefer, schmerzlicher Seufzer wand sich aus ihrer Brust; zuletzt aber, als sein Auge flammte und er mit Entrüstung des schändlichen Verraths gegen ihre Herrin erwähnte, ließ sie langsam die Hände von ihrem Gesicht herab sinken, athmete tief auf und blickte in die Höhe, aber nicht mehr ängstlich oder niedergedrückt, sondern als wollte sie sagen: Gott sei gedankt! Eine Thräne, die in ihrem Auge zitterte, bekräftigte diesen Gedanken.

„So sind Sie der Herr Graf Fohrbach?" brachte sie darauf mühsam hervor.

„Der bin ich. — Woher kennen Sie meinen Namen?"

„O, er wird oft bei uns genannt," entgegnete schüchtern das Mädchen.

Zu jeder andern Zeit hätte ihn dies Wort glücklich und vergnügt gemacht, aber in diesem Augenblicke, wo er einer so ausgedachten Verrätherei auf die Spur gekommen war, einer Verrätherei gegen sie, gegen das Mädchen, das er so innig liebte, brachte es keine große Wirkung auf ihn hervor. — Und es

war ja nicht nur eine Verrätherei gegen Eugenie; wer weiß, welchen Zweck man hatte, ihre Handlungen und Worte zu belauschen, ihre Schritte mit Schlingen und Fallen zu umgeben! — Wohl durchzuckte es ihn seltsam, als das Mädchen sagte, sein Name werde oft genannt, doch machte er eine ablehnende Handbewegung gegen sie.

„So oft genannt," fuhr sie eifriger fort, „daß er mir leicht im Gedächtnisse blieb und daß ich immer auf die Stunde hoffte, wo es mir vielleicht vergönnt sein würde, Sie zu sprechen, zu Ihren Füßen zu fallen, Ihren Schutz anzuflehen."

Bei diesen Worten that das Mädchen, wie es sagte: es sank neben dem Stuhle nieder, und als der Graf erstaunt einen Schritt zurücktreten wollte, faßte es nach seinem Mantel.

„Das ist eine sonderbare Kommödie," sagte er. „Was Teufel brauche ich Sie zu schützen? — Sie scheinen mir selbstständig genug zu sein, stehen ja auch unter weit mächtigerem Schutze, als der meinige ist. Uebrigens bitte ich recht sehr, stehen Sie auf; ich mag Sie nicht da liegen sehen, selbst wenn dies am Ende eine Stellung ist, die Sie wohl verdienen nach dem, was Sie einer gewiß so guten und sanften Herrin gethan."

„O mein Gott! ja, sie ist so gut und sanft," versetzte jammernd das Mädchen. Dabei ließ sie den Mantel los, stützte sich mit der einen Hand auf den Boden und schien mit der anderen ihre herabstürzenden Thränen zurückhalten zu wollen.

„Die Ihnen gewiß nie Veranlassung zu diesem Schritte gab," fuhr er entrüstet fort.

„Nie," sagte das Mädchen. — „Nie! nie! Man fühlt bei Fräulein Eugenie nicht, daß man Dienerin ist; man arbeitet zu seinem Vergnügen, indem man ihre freundlichen Bitten erfüllt; man wird belohnt durch Gutmüthigkeit und Vertrauen. — Nie kommt ein hartes Wort über ihre Lippen, nie hat man bei ihr eine Laune zu ertragen."

„Und doch," rief der junge Mann, mehr und mehr überrascht, während er einen Blick des Abscheu's auf die Knieende warf, „und

doch die Verrätherei? — So also belohnen Sie die Liebe und Güte Ihrer Herrin?"

„Ich muß ja wohl!" klagte das Mädchen und rang wie verzweifelnd die Hände. „Bei Gott dem Allmächtigen! ich muß, man zwingt mich dazu!"

„Wer kann Sie zwingen? — Sind Sie nicht die Herrin Ihrer Handlungen, sind Sie nicht in dem Punkte vollkommen frei?"

„O nein! o nein! ich bin nicht frei; ich mußte diesen Befehlen Folge leisten."

„Den Befehlen Ihrer Herrin?"

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Hat denn sonst irgend Jemand eine Macht über Sie?"

„Ja."

„Eine Macht, die Sie zwingen kann, gegen Ihre Herrin zu handeln wie Sie gethan?"

„Ja."

„Also ein Wesen," sprach er, mehr und mehr erstaunt, „das Sie zwingt, Ihre Herrin zu verrathen?"

„Ja, ja!"

„Das Ihnen befiehlt, Eugeniens Thun und Lassen genau zu beobachten und darüber Bericht zu machen?"

„O mein Gott, ja!"

„Berichte an den Herzog?"

„Ja, Herr Graf — Berichte an den Herzog, oder an wen man mir befiehlt."

Nach diesen Worten faltete sie, immer noch auf den Knieen liegend, die Hände und ließ den Kopf tief auf die Brust herab sinken.

„Und wer ist dieses Wesen, das eine solche Macht über Sie ausübt?"

„Ich weiß es nicht," sagte sie nach einer Pause, indem sie ihren Kopf erhob und dem jungen Manne mit einem Blick voll Offenheit, ja mit einem Ausdruck vollkommener Ehrlichkeit in die Augen schaute. — „Ich weiß nicht, wer es ist, ich kenne seinen Namen nicht, ich erinnere mich nur noch jenes schrecklichen Orts,

wo ich ihn sah, ihn, der mir den Befehl ertheilte, also zu thun wie ich gethan."

„Und wo ist dieser Ort?"

„Er ist," sprach das Mädchen — doch hielt sie plötzlich inne, öffnete starr die Augen und lauschte nach dem Gange hin, wobei sie wie beschwörend ihre Hände aufhob.

Auch der Graf wandte leicht den Kopf herum und vernahm, obgleich sehr gedämpft, feste männliche Schritte, die sich von der blauen Gallerie her zu nähern schienen.

„Der Herzog!" flüsterte das Mädchen mit fast lautloser Stimme.

„Ja, er wird es sein," sagte der Graf ruhig, aber gleichfalls sehr leise. „Verhalten Sie sich ganz stille; nur stellen Sie das Licht zur doppelten Vorsicht noch in die Fensternische; durch die Vorhänge wird sein Schein nicht durchdringen."

Sie erhob sich vorsichtig von ihren Knieen und that wie ihr geheißen; dann blickte sie angstvoll auf den Grafen, dem ein leichtes Lächeln um den Mund spielte.

Die Schritte kamen näher — ganz nahe; jetzt hielt Jemand vor der Thüre. Zuerst hustete es draußen leise, dann wurde sachte an die Thüre geklopft, und da auf alle diese Zeichen keine Antwort erfolgte, so vernahm man deutlich, daß eine Hand die Klinke ergriff und die Thüre zu öffnen versuchte, was ihr aber natürlicherweise nicht gelang. Dasselbe Manöver wurde von draußen mehrere Male probirt, und als es immer gleich erfolglos blieb, vernahm man einige leicht gemurmelte Worte, worauf sich die Person wieder langsam entfernte. Einmal schien dieselbe umkehren zu wollen; man vernahm ein Anhalten, dann eine halbe Wendung auf dem Steinboden des Ganges, doch besann sie sich eines Bessern: gleich darauf klangen die Schritte wieder regelmäßig und fest und verloren sich in der tiefen Stille, die über dem ganzen Schlosse lag.

„Der gute Herzog sucht, obgleich spät, doch noch zu seinem Rendezvous zu kommen," dachte der Graf. — Und dann wandte er sich wieder an das Mädchen, das, ein Bild der Angst, bleich und zitternd an dem Fenstervorhange stand.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte er, „diese Gefahr ist gänzlich vorüber, denn wie ich den Herzog kenne, wird er heute Nacht nicht mehr zurückkehren. — Sie können ihm dann vielleicht morgen Ihren Bericht machen.“

Diese letzten Worte sprach er in einem schneidenden Tone.

Das Mädchen seufzte tief auf und entgegnete: „Wie Gott will!“

„O nein,“ erwiderte er heftig, „nicht wie Gott will, vielleicht wie der Teufel will! Denn nur der hat eine Macht über Menschen, wie die sind, von welchen Sie soeben gesprochen.“

„O, Sie glauben mir nicht, Herr Graf!“ sagte sie tief bekümmert. — „Und es wäre doch für Alles gut, wenn Sie mir glauben wollten.“

„So bringen Sie was Glaubwürdiges vor und ich will mir Mühe geben, Ihren Worten zu vertrauen.“

Sie blickte sich scheu um, als fürchte sie, belauscht zu werden, namentlich nach dem Fenstervorhang hin, als sei es möglich, daß plötzlich Jemand vortrete. — „Ich mußte einen fürchterlichen Schwur nachsprechen,“ sagte sie zitternd.

„Einen Schwur, nichts von dem Orte zu verrathen, von dem Sie vorhin sprachen, und von dem, was man Ihnen dort gesagt?“

„Warten Sie einen Augenblick,“ entgegnete sie nach einer Pause nachdenkend, indem sie die Hand an ihre Stirne legte. — „Nein, nein, das ließ er mich gerade nicht schwören, denn, daß das je geschehen könnte, mochte er sich wohl nicht denken, da er mir Gutes erzeigt. — Aber ich mußte schwören, meine neue Herrin zu beobachten, um, so oft es von mir verlangt würde, einen Bericht zu machen, wenn sie ausgeht, wohin sie geht, wer zu ihr kommt, was sie zu Hause macht, an wen sie schreibt, — ja, das mußte ich schwören bei dem allmächtigen Gott, der mich strafen sollte, wenn ich je meinen Schwur bräche.“ — Nachdem sie das gesagt, schauerte sie leicht zusammen.

In allem dem, was das Mädchen sprach, war trotz des Räthselhaften so viel Glaubwürdiges, auch trugen ihre Worte

so den Stempel des Wahren und Aufrichtigen, daß sie der junge Mann mehr und mehr mit Interesse betrachtete und sein Zorn vor ihrem sanften und klaren Blick zu verschwinden begann.

„Das ist äußerst seltsam," sagte er, „und ich will Ihren Worten trauen. Wenn Sie aber wollen, daß ich Ihnen vollkommen glauben, mich Ihrer vielleicht annehmen soll, so lösen Sie mir die Räthsel, die in dieser Geschichte liegen, und erzählen mir die Wahrheit, meinetwegen, so weit es Ihnen der geleistete Schwur erlaubt."

„Ja, das will ich!" versetzte sie eifrig. „Ihnen will ich alles das sagen, Herr Graf, — denn ich weiß ja," fuhr sie mit niedergeschlagenen Augen fort, „wie sehr Sie meiner Herrin zugethan sind, und wie Sie gewiß Alles, was ich Ihnen anvertraue, nur zu deren Besten anwenden werden. Ah! und ich wünsche ja meiner Herrin alles Gute, alles Glück und alles Heil."

„Und das wären Sie vom Herrn Herzog nicht gerade überzeugt?" fragte er forschend.

„Nein, nein!" entgegnete sie eifrig; „er meint es schlimm und unredlich. O glauben Sie mir, Herr Graf, ich habe ihm gewiß nur Sachen berichtet, die meiner Herrin nicht schaden können; ich habe seinen sonderbaren Zumuthungen nie Gehör gegeben, ich war gewiß keine so schlimme Verrätherin, wie ich wohl scheine."

„Ei, ei! er machte Ihnen Zumuthungen?" sagte aufmerksam Graf Fohrbach. — „In Betreff Ihrer Herrin?"

„Sehr häufig."

„Und worin bestanden diese Zumuthungen?"

„Bald sollte ich ihm dies oder das von ihr verschaffen — ein Band, eine Haarlocke oder ein Blatt ihres Albums, in welches sie zuweilen kleine Gedichte schreibt. Auch verlangte er, ich sollte ihn Abends einmal, wenn Fräulein Eugenie ausgegangen, in deren Zimmer führen."

„Was der Teufel! — Und Sie?"

„Bei Gott! ich wies alles das zurück. — Auch wünschte er, ich solle zuweilen beim Ankleiden auf eine unverfängliche Art die Rede auf ihn bringen, um zu hören, was das gnädige Fräulein sagen würde. — Aber gewiß, ich that es nie."

„Sehr gut!"

„Was mir befohlen war und wozu mich mein Schwur zwang, habe ich gethan, aber gewiß nur auf die schonendste Art für Fräulein Eugenie. — Wenn Sie, Herr Graf," fuhr sie nach einer kleinen Pause stockend fort, — „geneigt wären, den Worten eines armen Mädchens Glauben zu schenken, so würde ich Ihnen bei Allem, was mir heilig ist, die Versicherung geben, daß der Herzog von meiner Dame nie ein anderes Wort erfuhr, als was die ganze Welt wissen kann."

„Und mir würden Sie auch nicht mehr sagen?" fragte er lächelnd.

„Gewiß nicht, Herr Graf," entgegnete sie mit einem festen, offenen Blick. „Sie würden das auch nicht verlangen, denn —" Hier schwieg sie plötzlich.

„Sprechen Sie weiter!" sagte er; „denn —"

„Denn," fuhr sie mit einem kaum bemerkbaren Lächeln fort, „denn meine Herrin würde Ihnen vielleicht selbst mehr sagen, als ich dem Herzog zu berichten im Stande bin."

„Ah! Sie glauben?" rief er erfreut. „Nun, da wir Beide hier einmal auf so eigenthümliche Art zum Austausche von Geheimnissen kommen, so kann ich Sie versichern, ein jedes Wort von Fräulein Eugenie zu mir gesprochen, ist mir unaussprechlich kostbar. — Doch wir kommen ganz von unserer Sache ab," unterbrach er mit einem viel ernsteren Tone sich selbst und seine freundliche Rede von vorhin. — „Wollen Sie mir Ihr Vertrauen schenken? Wohlan! ich will Sie anhören, ich will Ihnen rathen wo ich kann."

„Das ist aber eine ziemlich lange und traurige Geschichte," entgegnete das Mädchen, „und ich fürchte Sie damit zu ermüden, will mich aber so kurz zu fassen suchen, wie nur möglich."

Darauf nun erzählte sie dem Grafen ganz ehrlich und aufrichtig die Geschichte, welche der geneigte Leser bereits weiß, genau so, wie sie solche im Fuchsbau dem Harfenmädchen anvertraut, wie man sie eines Diebstahls beschuldigt und fortgejagt, wie sie darauf mit der Harfenspielerin in jenes Wirthshaus gekommen und wie sie zu Bette gegangen seien. — „Dann wurden wir in der Nacht geweckt," sprach sie weiter: „eine alte Frau hieß mich aufstehen, meinen Anzug zurecht machen und brachte mich hinunter in ein Zimmer, wo ich eine Zeit lang warten mußte, — dann führten sie mich vor ihn."

„Vor ihn? — Wer war denn das?"

„Das weiß ich in der That nicht; das schien auch Niemand im Hause zu wissen, es hieß nur immer: er ist gekommen, er ist da. Aber Jeder, der dies sagte, selbst die rohesten und verwegensten Leute, wie mir schien, sprachen von ihm mit großer Ehrfurcht, ja mit Angst und Zittern. Die Harfenspielerin sagte zu mir, als man mich aus dem Schlafzimmer abholte: ja, wenn er dich holen läßt, da hilft kein Widerstreben."

„Das ist sehr seltsam," erwiderte der Graf. — „Also Alle schienen ihm zu gehorchen?"

„Unbedingt."

„Sie wurden also vor ihn gebracht. Thun Sie mir jetzt den Gefallen und nehmen Sie Ihr ganzes Gedächtniß zusammen. Wie sah er aus? Wie ein wilder, verwegener Kerl?"

„Nein, nein!" entgegnete sie eifrig, „so sah er nicht aus; im Gegentheil. Es war ein noch junger Mann von, ich möchte sagen, angenehmem Aeußeren, in Ihrer Größe, Herr Graf, schlank, von leichten Bewegungen; sein Gesicht hatte eine ziemlich dunkle Farbe, sein Haar war schwarz, seine Augen aber blau, und sein gleichfalls schwarzer Bart hing an beiden Seiten des Mundes herab. — Ich erinnere mich, bei uns Zigeuner gesehen zu haben," fuhr sie nach einem kleinen Nachdenken fort, „gerade so sah er aus, nur daß seine Kleidung nicht zerlumpt war, sondern einfach, aber sehr anständig."

„Und womit war er ungefähr bekleidet?“ fragte der Graf mit großer Aufmerksamkeit.

„Das kann ich nicht sagen,“ entgegnete das Mädchen; „ich war so bestürzt und überrascht, und in so großer Angst, daß ich nur auf das Gesicht blickte.“

„Ja, das haben Sie behalten, wie mir scheint,“ versetzte lächelnd der Graf. „Sie haben mir es wenigstens zum Malen beschrieben. Dunkle Gesichtsfarbe, schwarzes Haar und Bart und dazu blaue Augen — das Bild eines schönen Zigeuners.“

„Eines noch fällt mir ein,“ sagte das Mädchen. „Ich war an dem Tage von Kummer, Elend und Müdigkeit so erschöpft, daß ich vor ihm ohnmächtig wurde. Er fing mich in seinen Armen auf, vorher aber glitt ich auf den Boden nieder, und da berührten meine Wangen etwas Kaltes und Glänzendes an ihm.“

„Vielleicht ein Säbel?“

„Nein, nein! Ich bemerkte nachher, daß es hohe Stiefel waren, die ihm bis an die Kniee reichten.“

„Hatte er überhaupt keine Waffen?“ fragte der Graf. „Sahen Sie keine an ihm?“

„O doch; ich erinnere mich, etwas wie eine Art Dolch gesehen zu haben, mit weißem Griff, das er an seinem Gürtel trug; er hatte es mit der linken Hand erfaßt.“

„Das klingt ja ganz romantisch,“ meinte Graf Fohrbach, nachdem er einen Augenblick sinnend vor sich niedergeschaut. „Wenn man mir das von Rom oder Neapel erzählte, so würde ich es unbedingt glauben und begreiflich finden.“

„O, glauben Sie mir, Herr Graf!“ bat das Mädchen. „Glauben Sie meinen Worten: ich habe Ihnen die reinste Wahrheit gesagt.“

„Gewiß glaube ich Ihnen; aber Sie müssen mir noch einige Fragen ebenso wahr beantworten. — Als er Sie entließ, was geschah da weiter mit Ihnen?“

„Ich wurde in ein anständiges Zimmer gebracht, und

am andern Tage gab man mir gute Kleider, einen Paß und eine Instruktion, die ich auswendig lernen mußte. Darin stand, wie ich mich fortan zu nennen, sowie Vorschriften in Betreff der Berichte, die ich über meine Herrin zu erstatten habe."

„Und wem mußten Sie anfänglich diese Berichte machen?"

„Das weiß ich nicht; an einer mir bezeichneten Straßenecke fand ich einen dicht verschlossenen Wagen, der mich in ein Haus brachte, wo man mich in eine dunkle Stube führte, und wo Jemand aus dem Nebenzimmer mit mir sprach."

„Keine schlechten Vorsichtsmaßregeln! — Und dort erhielten Sie auch den Befehl, hier in diesem Zimmer den Herzog zu erwarten?"

„Ja, Herr Graf."

„Aber ich vergaß das Wichtigste zu fragen. Wie wurden Sie in Ihren jetzigen Dienst eingeführt? — Der war doch, wenn ich mich recht erinnere, einer Anderen zugedacht. Ich selbst empfahl ja den Schützling eines Freundes."

„Das geschah auf eine eigene Art," entgegnete das Mädchen; „ich fand bei der Instruktion einen versiegelten Empfehlungsbrief an einen vornehmen Herrn, den ich persönlich abgeben mußte, worauf ich ein anderes Schreiben erhielt, das mich nachher zu Fräulein Eugenie von S. wies, die mich in ihren Dienst genommen."

„Und wer war jener vornehme Herr?" fragte der Graf in großer Spannung. „Kennen Sie ihn vielleicht?"

„O ja, sehr gut; ich sehe ihn öfters. Er besucht auch zuweilen das gnädige Fräulein."

„Sein Name?"

„Es ist der Herr Baron von Brand. In seinem Hause erhielt ich, wie gesagt, einen Empfehlungsbrief an meine Herrin."

„Das ist seltsam!" rief einigermaßen bestürzt Graf Fohrbach. „Ganz richtig, der Baron bat mich, Ihnen eine Stelle zu verschaffen, und ich sprach für Sie, — auch er. — Das ist eine ganz sonderbare Geschichte. — Und von wem der Brief war, den Sie dem Baron brachten, wissen Sie nicht?"

„Nein; aber soviel erinnere ich mich, daß er mit einem großen Wappen gesiegelt war.“

Der Graf dachte längere Zeit nach, wobei er, wie in großer Unruhe, im Zimmer auf und ab schritt. Endlich aber wandte er sich wieder zum Fenster hin und stellte sich abermals dicht vor das Mädchen. — „Die Sache ist sehr ernst und wichtig,“ sagte er zu ihr; „thun Sie mir den einzigen Gefallen und nehmen Sie die ganze Kraft Ihres Gedächtnisses zusammen, gehen Sie in Gedanken nochmals jenen Abend durch, den Sie im sogenannten Fuchsbau verlebten, namentlich aber jene Augenblicke, wo Sie vor ihm im Zimmer standen. — Ueberlegen Sie sich genau, ob Sie nicht irgend einen kleinen Umstand vergessen, zum Beispiel irgend ein Wort, das er sagte, irgend eine Bewegung, die er machte. — Ueberhaupt haben Sie mir noch nicht erzählt, wie er zu sprechen pflegte, ob er laut oder leise, ob kräftig und energisch, oder was man bei uns geziert nennt. Es ist mir das sehr wichtig.“

„Nein, er sprach nicht geziert,“ entgegnete sie, „sondern laut und deutlich, dabei kräftig wie Jemand, der gewohnt ist, zu befehlen.“

„Und sonst fällt Ihnen nichts mehr bei?“

„Warten Sie einmal,“ erwiderte das Mädchen, indem sie die Augen mit der Hand bedeckte und dann hinauf an die Decke schaute. „Ich besinne mich da auf etwas, aber es ist zu unbedeutend.“

„Bei diesem Vorfall ist nichts unbedeutend.“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, wie ich glaube, daß ich vor ihm ohnmächtig niedersank. Er hob mich in die Höhe, und als ich wieder zu mir selbst kam, umwehte mich ein eigenthümlicher Duft.“

„Ein eigenthümlicher Duft!“ rief der Graf in der höchsten Spannung. „Wie war es? — Sprechen Sie! — sprechen Sie!“

„Es war ein scharfer Duft,“ sagte das Mädchen, das etwas erschreckt schien von der Heftigkeit des Grafen. „Es war ein Duft wie von lauter Rosen.“

„Ah!“ schrie Graf Fohrbach, indem er in die Höhe fuhr, als habe er etwas ganz Erschreckliches gehört. — „Ah! — — Coeur de rose.“

— — — — — — — — — — — — — —

„Nun wissen Sie Alles,“ sprach ängstlich das Mädchen nach einer kleinen Pause. — „Was soll ich nun weiter thun? — Ich bin jetzt gänzlich in Ihre Hand gegeben, Herr Graf,“ setzte sie schmerzlich hinzu. „Sie können mich nach beiden Seiten hin verderben: durch eine Anklage bei meiner Herrin, und dadurch, daß Sie von dieser räthselhaften Geschichte etwas laut werden lassen. Dort steht meine Ehre, meine Zukunft, hier mein Leben auf dem Spiel.“

Während sie so sprach, war der Graf abermals heftig im Zimmer auf und ab geschritten. Doch als sie geendet, wandte er sich rasch zu ihr hin und sagte feierlich: „Gott soll mich bewahren, daß eins von Beiden geschehe! Nein, nein! gewiß nicht! Ihr Geheimniß ist bei mir gut aufgehoben.“

„Aber was soll ich ferner thun?“

„Machen Sie Ihre Berichte nach wie vor, aber seien Sie klug und lassen Sie von Ihrer Herrin nichts erfahren, was derselben schaden könnte; ich will sehen, was ich für Sie thun kann. — Das schleicht sehr versteckt einher; man muß ihm ebenso begegnen, um es sicher zu treffen.“

„Aber wenn man mir neue Befehle zukommen ließe! Zum Beispiel dies oder das zu thun; — was weiß ich? — Etwas, das wir jetzt nicht vorhersehen können?“

„Wenn es Ihnen unschuldig erscheint und — verzeihen Sie mir — Ihnen als kleine Plauderhaftigkeit oder Nachlässigkeit angerechnet werden könnte, so thun Sie es in Gottes Namen, suchen mich aber von dem Vorgefallenen gleich in Kenntniß zu setzen. Man muß vorderhand allen Eklat vermeiden. — Sonst,“ fuhr er lächelnd fort, „verlange ich keinen Bericht von Ihnen. — Aber, bei Gott! es ist spät! — Ich danke Ihnen, mein Kind. Bleiben Sie Ihrer Herrin getreu; gewiß, sie verdient es.“

„Ob sie es verdient!“ entgegnete fast schwärmerisch das Mädchen.

„Wenn Ihnen diese Sache auch noch Ungelegenheiten machen kann, so hoffen Sie doch auf die Zukunft und auf mich. Ich werde mich Ihrer fortan erinnern.“

Damit reichte er ihr die Hand, worauf sie das Licht aus der Fensternische nahm, um ihm ein paar Schritte zu leuchten.

„Gehen Sie nicht zu weit mit mir,“ sagte der Graf, „vielleicht nur bis an die Wendeltreppe; von da finde ich den Weg schon allein.“

So that sie dann auch, und während er behutsam und so geräuschlos als möglich hinab stieg, beugte sie sich oben über das Geländer und streckte den Leuchter von sich, um das dunkle Treppenhaus zu erhellen.

Es wäre übrigens besser gewesen, wenn sie das nicht gethan hätte, denn obgleich Mitternacht längst vorüber war und Alles im Schlosse fest zu schlafen schien, so war dies in Wirklichkeit doch nicht der Fall. Einer der Portiers, welcher seine Wohnung an eben dieser Wendeltreppe hatte, hörte mit seinem Ohr die Tritte und öffnete geräuschlos ein Fensterchen, welches auf dieselbe hinausging, und da sah er denn deutlich das Kammermädchen droben stehen, und einen Offizier, in einen Mantel gehüllt, sich sachte hinab schleichen. — Die meisten Schloßbedienten sind auf dergleichen pikante Neuigkeiten begierig und setzen gerne ihren ganzen Scharfsinn daran, sie zu ergründen. Deßhalb bemühte sich denn auch der Portier, an einzelnen Kleinigkeiten des Offiziers zu entdecken, welche Uniform er wohl tragen könnte. Unglücklicherweise ließ Graf Fohrbach unten an der Treppe seinen Mantel etwas von der Schulter herabgleiten, so daß man Epaulettes und Fangschnüre sehen konnte.

„Aha!“ dachte der Portier, „einer der Adjutanten. — Wer hatte den Dienst? — Graf Fohrbach. — Richtig! das ist seine Figur und sein Gang.“ Damit verschloß er sein Fensterchen wieder und schlief nach einigen Augenblicken beruhigt weiter.

Der Graf kam indessen durch das Labyrinth von Gängen, Treppen und Vorplätzen glücklich in's Freie.

Es war eine finstere, kalte Nacht, weßhalb er seinen Mantel dicht zusammen zog, als er auf den Kastellplatz hinaus trat. Um von hier nach Hause zu gelangen, hatte er zwei Wege; der eine führte durch die höher gelegenen vornehmeren Stadttheile, durch breite Straßen und über bequeme Brücken, war aber bedeutend weiter als der andere, der mitten durch die alte Stadt ging. Doch hatte der Letztere den Nachtheil, daß er meistens durch enge Straßen führte, einigemal durch finstere Durchgänge, auch beim Kanal vorbei und über dessen enge und schlechte Brücken.

Doch war es hart gefroren, die Straßen auch reinlich und ohne Nässe, weßhalb der Graf den Weg durch die alte Stadt wählte. Er hatte auch nach allem dem, was er heute Abend gehört, eine leicht begreifliche Lust, sich die finstere Häusermasse, den Fuchsbau, obgleich er ihn recht wohl kannte, genau anzusehen.

Er schlenderte deßhalb langsam über den Kastellplatz und kam jenseits desselben in die engen und winkeligen Straßen, welche nach der unteren Stadt führten. Rings war Niemand zu sehen noch zu hören; die Schildwachen hielten sich in ihren Häusern; von den Nachtwächtern bemerkte man nirgendwo eine Spur. Dazu war, wie wir wissen, der Mond nicht am Himmel, und die Nacht hüllte Alles in dichte Finsterniß.

Wie er so langsam dahin schritt, ließ er in seinem Geiste nochmals die Erlebnisse des heutigen Abends vorüber gehen und schüttelte nachdenkend den Kopf, als er wieder an die Erzählung des Mädchens kam. — „Sollte es denn möglich sein,“ dachte er, „daß der Baron wirklich hier im Spiele ist, daß das anscheinend so harmlose, leichtfertige, ja beschränkte Wesen desselben nur eine Maske wäre, hinter welcher sich eine so räthselhafte, ja unheimliche Gestalt verbärge, wie mir das Mädchen geschildert! — Wenn dem so wäre, welche Zwecke verfolgt er? Aus welchem Grunde belauscht er die Schritte Eugeniens? — Ah! das ließe sich am Ende erklären; er ist mit dem Herzoge sehr liirt und macht vielleicht

einen angenehmen Zwischenträger. — Aber nein! — Worauf gründet sich meine Vermuthung, daß der Baron hier im Zusammenhange? Auf jenen Odeur, von dem das Mädchen sprach, den scharfen Rosenduft? — Bah! das ist am Ende ein wenig zu weit gegangen. Die feinen Unterschiede zwischen Coeur de rose und gewöhnlichem Rosenöl wäre ja wohl allein der Baron zu machen im Stande. — Und doch," fuhr er in seinen Betrachtungen fort, indem er noch langsamer ging, „es gibt da so viele Menschen, die in dem Wesen des Barons etwas Räthselhaftes finden wollen. So heute noch der Hofmarschall. — Und dann erinnere ich mich auch noch einer Geschichte, die man mir einstens erzählen wollte. Ich weiß nicht, war es der Major oder der Assessor, — nein, nein! ich glaube Arthur war es, — richtig! der sprach mir von einem höchst sonderbaren Vorfalle, worin er den Herrn von Brand verflochten glaube. Aber ich war damals eilig und hatte keine Zeit, es mir erzählen zu lassen. Das wollen wir gleich morgen nachholen. — Ist aber dieses so natürlich scheinende Wesen des Barons in der That nur eine vortrefflich durchgeführte Maske, so muß man sich mit ihm in Acht nehmen, und er wird schwer zu fassen sein."

Unter diesen Gedanken war der junge Mann in die Nähe des uns bekannten Gebäudes gekommen, das wie eine dunkle Masse etwas von den übrigen Häusern abgesondert mit finsterer, geheimnißvoller Miene, ja wir möchten sagen, trotzig da lag. Von den spärlichen schmalen Fenstern, die nach außen gingen, war keines erhellt, und die riesenhaften Mauern schienen eine einzige breite Fläche zu bilden, vom Grunde hinauf bis in die Höhe der spitzen Dächer, die aber von den breiten und hohen Schornsteinen so deutlich überragt wurden. Nur ein einziger Lichtschein machte sich im Fuchsbau bemerklich, und der kam von der Gaslaterne in dem uns bekannten Durchgange, wo die eiserne Thüre mündete, die zur Wirthschaft hinauf führte.

Diesem Durchgange gegenüber auf der anderen Seite der Straße blieb der Graf einen Augenblick stehen und betrachtete sinnend diese Passage. Dort war das Mädchen, wie sie erzählt,

eingetreten und von da über eine steinerne Wendeltreppe in die Schenkstube gelangt. Was aber hinter derselben läge, sei ein solches Labyrinth von Treppen, Gängen, Zimmern und Höfen, daß sie nicht angeben konnte, nach welcher Richtung man sie ungefähr geführt, und wo jenes Zimmer gelegen, in dem sie ihn, den Namenlosen, gesehen. —

„Halt!" unterbrach Graf Fohrbach mit einem fast hörbaren Ausruf seine Gedanken, „es kommt Jemand. Drücken wir uns fester an die Mauer; wer weiß, in wiefern mir heute Abend das Glück günstig ist."

Richtig! von seiner linken Seite her klangen Schritte, und die vernahm er so plötzlich auf dem Pflaster und in der Nähe, daß der, von dem sie herrührten, soeben aus einem der anliegenden Häuser herausgetreten sein mußte. — Vielleicht aus dem Fuchsbau selbst.

Graf Fohrbach warf leicht den Mantelkragen über seine Feldmütze, damit das Silber derselben nicht durch die Dunkelheit glänze und blieb darauf regungslos stehen, in höchster Spannung, ja Aufregung.

Jetzt näherte sich ihm in der That von der linken Seite ein Mann, und er bemerkte anfänglich nur eine dunkle Gestalt, dann aber sah er, daß es Jemand sei, der in einen sogenannten Radmantel gehüllt war, dessen eines Ende er über die rechte Schulter geworfen hatte. Seine Figur war hoch und schlank; auf dem Kopfe trug er einen ganz gewöhnlichen Hut.

Dieser Mann trat fest und klingend auf. Ja, es waren Sporen, die auf dem Pflaster klirrten, und als der Graf seine Blicke herabsenkte — der Fremde war unterdessen zwischen ihm und dem Durchgange angekommen — so bemerkte er vielleicht eine Sekunde lang, wie sich der Strahl der Laterne auf etwas Blankem abspiegelte — glänzende Reitstiefel.

Der Unbekannte schien aber gar keine Ahnung zu haben, daß er belauscht werde, denn er ging ruhig mit gleichförmigen Schritten dahin, sogar ohne rechts oder links zu schauen. Bald war er im Dunkel der Nacht verschwunden.

„Was soll ich thun?" sprach der Graf zu sich selber, während

er in die Straße hinaus trat. — „Ihm folgen, um zu sehen, wo er bleibt? Da mache ich mir eine undankbare Mühe, denn ist Jener dort wirklich eine verdächtige Person, so wird er Verstecke genug in der Nähe haben, wo er mir entwischt, und ich mache ihn auf mich aufmerksam, was alsdann viel schlimmer ist. — Soll ich ihm nacheilen, ihm gerade auf den Leib gehen und ihn dann zu Rede stellen? — Ich habe kein Recht dazu, und vielleicht ist er ein ebenso unschuldiger Spaziergänger wie ich selber. Und gesetzt auch, er wäre das nicht, so spiele ich eine verflucht ungleiche Partie; immer würde ich als Angreifer gelten und mich auf diese Art in Sachen mischen, die sich mit dem Rocke, den ich trage, nicht vereinbaren lassen. Auch weiß ich ja vorderhand genug, und habe eine Spur, der mit Klugheit zu folgen man wohl im Stande sein wird."

Er verließ den Fuchsbau und schritt die gleiche Straße hinauf, die der Unbekannte vor ihm gegangen. Ein paar Mal blieb er stehen, und dann glaubte er wohl hie und da noch die Schritte auf dem Pflaster zu vernehmen, was ihn eigentlich willenlos jedesmal zu stärkerem Gehen anspornte.

So erreichte er in Kurzem die obere Stadt und trat in eine der breiteren Straßen, wo er abermals anhielt, um zu lauschen. Tiefe Stille herrschte rings umher; auch nicht das kleinste Geräusch ließ sich vernehmen. Doch jetzt — ja, er irrte sich nicht — vernahm er aus ziemlich weiter Entfernung den leichten Trab eines Pferdes.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Vorbereitungen zum Gefecht.

Unter den vielen Häusern, vor welchen der Baron Brand am Neujahrstage seine Karte abgab, oder in welchen er durch allerlei Gegenreden und verfängliche Fragen, trotz der Versicherung des Bedienten, es sei Niemand zu Hause, einen schwachen Versuch machte, seinen Glückwunsch persönlich anzubringen, ließ er sich

nun bei der Wohnung des Polizei-Präsidenten gar nicht abweisen und tänzelte lächelnd die Treppen hinauf, um, wie er sagte, wenigstens droben seine Karte abzugeben. Das that er denn auch mit auffallendem Geräusche, bat den Bedienten mit sehr lauter Stimme, doch ja der Herrschaft seine besten Empfehlungen zu melden, wie unendlich er es bedaure, nicht vorgelassen worden zu sein — und erreichte damit vollkommen seinen Zweck. Denn als er schon die Thüre in der Hand hatte, um sich wieder fort zu begeben, wurde ihm gegenüber der Salon geöffnet, und Fräulein Auguste erschien, aber wir können versichern, vollkommen absichtslos; denn als sie den Baron bemerkte, wollte sie sich mit einem kleinen Aufschrei sogleich wieder zurückziehen. Daß ihr aber dies nicht gelang, daran war nur die Geschwindigkeit des Barons schuld, der sich augenblicklich näherte, leicht und gewandt ihre Hand ergriff und sie feierlich küßte, während ein tief gefühlter Glückwunsch, das neue Jahr betreffend, seinen Lippen entströmte. „Ah!" sagte er hierauf, „so grausam zu sein, Fräulein Auguste, und dem, den Sie Ihren Hausfreund nennen, die Thüre zu verschließen!"

„Ohne alle Gnade!" erwiderte lächelnd das Mädchen. „Hoher Befehl von Papa und Mama. — Und leider ohne Ausnahme," setzte sie leise hinzu.

„Und Sie hatten vor, eine Ausnahme zu machen?" fragte entzückt der Baron.

„Ah! jetzt fangen Sie schon wieder an, mich zu examiniren. Man kann sich vor Ihnen nicht genug in Acht nehmen; aber wie gesagt, keine Ausnahme. — Mama meint," fügte sie erröthend und mit niedergeschlagenen Augen bei, „es sei noch nicht an der Zeit — irgend Jemand Begünstigungen zu erweisen."

„Aber bald, bald! Auguste," versetzte er stürmisch, und wandte sich bei diesen Worten so geschickt auf der Thürschwelle, daß er dem Bedienten alle Aussicht versperrte und es wagen konnte, das leicht zurückweichende Mädchen auf die Stirne zu küssen. — „Und keine Hoffnung," fuhr er nach einer Pause hastig fort, „Sie heute Morgen noch einen kleinen, lieben Moment zu sprechen? — Wird mich Papa nicht vorlassen?"

„Er hat dringende Geschäfte und läßt heute nur die Beamten vom Dienst vor sich.“

„Die Herren Kommissäre?“

„Ja, sie machen ihren Bericht.“

„Coeur de Rose!“ rief der Baron, „da bin ich ja ganz in meinem Recht; erinnern Sie sich, Auguste, Papa war so gnädig, mir neulich die Erlaubniß zu ertheilen, so einem Berichte anwohnen zu dürfen. — Ich lasse mich bei ihm melden, es gilt nur den Versuch, — und einen Versuch,“ setzte er zärtlich hinzu, „der, wenn er gelingt, mir das hohe Glück verschafft, Sie — später sehen und sprechen zu dürfen; denn wenn der Herr Präsident mich einmal in's Zimmer läßt, so muß er mich auch nachher zu Ihnen hinüber führen.“

„Ja, ja, thun Sie so,“ entgegnete sie eilig. „Aber jetzt fort! — ich höre Mama.“ Damit sprang sie in's Zimmer und schloß die Thüre hinter sich zu.

Der Baron nahm eine wichtige Miene an und bat den Bedienten mit ernster Stimme, ihn dem Herrn Präsidenten in Geschäften zu melden.

Worauf er denn auch wenige Augenblicke nachher in das Kabinet des Polizei-Präsidenten geführt wurde.

Dieser war eben im Begriffe, seine Nase spazieren zu führen, denn er hatte sie mit der rechten Hand sanft erfaßt, während er, die Linke auf dem Rücken haltend, auf und ab schritt. Beim Anblick des Barons ließ er sie aber los, worauf sie augenblicklich ein paar Zoll höher schnellte, als er sie gewöhnlich zu tragen pflegte. — Der Präsident wollte hiedurch einigermaßen sein Erstaunen, ja Befremden ausdrücken, sich so in einer wichtigen Stunde gestört zu sehen.

Doch war Herr von Brand der Mann nicht, der sich so leicht einschüchtern ließ; er näherte sich dem Chef der Polizei mit einer tiefen Verbeugung, wobei er sagte: „Euer Excellenz wollen mir verzeihen, ich komme allerdings in Geschäften. Der Herr Präsident hatten neulich die außerordentliche Gewogenheit, mir zu erlauben, einem der Rapporte beizuwohnen, und da ich

mich unterstehe, heute von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen, so wird mir zu gleicher Zeit das Glück zu Theil, Ihnen meinen tiefgefühlten und herzlichsten Glückwunsch zu Füßen legen zu dürfen." Dabei hatte er die Hand des Präsidenten ergriffen, und drückte sie so herzlich und gerührt, daß der alte Herr augenblicklich anfing, seine Nase mit der einen noch freien Hand zu streicheln, was als ein Zeichen einer guten Laune bei ihm angesehen werden konnte.

Und so war es denn auch; er vergaß, daß der Baron gegen seinen Willen eingedrungen, und erwiderte dessen Wunsch zum Beginn des neuen Jahres so verbindlich als möglich.

„Was aber den Rapport anbelangt," sagte er, „so kommen Sie diesmal etwas spät und auch zu einem ganz interesselosen Zeitpunkt; ich habe nur noch einen Bericht zu empfangen, und wenn Sie den mit anhören wollen, so habe ich nichts dagegen. Später aber hoffe ich, sollen Sie Gelegenheit haben, einen besseren Blick in die von mir organisirte Maschine des Polizeiwesens werfen zu können."

Bei diesen Worten fing er mit einem gewandten Griffe seine Nase wieder, die in der Luft umherschnüffelte, und indem er sie tief hinab zog, blickte er dem jungen Mann väterlich und wohlmeinend von unten herauf in die Augen.

Die Thüre öffnete sich und der erwartete Kommissär trat ein. Nach einer tiefen Verbeugung brachte er dem hohen Chef seinen Glückwunsch dar, fing aber hierauf seinen Bericht nicht sogleich an, sondern blickte bald auf den Präsidenten, bald auf den Baron von Brand.

„Ich bin ja der geheime Sekretär Euer Excellenz," flüsterte der Baron dem Chef der Polizei zu.

Worauf dieser seine Nase heftig zwinkte, ihr einen leichten Klapps gab, so daß sie sich zugleich mit dem ganzen Gesichte gegen den Beamten drehte. — „Sprechen Sie nur," sagte er alsdann, „dieser Herr ist einer meiner Vertrautesten, vor welchem ich keine Geheimnisse habe."

Nun war aber der Bericht des Polizei-Kommissärs für den Präsidenten in der That ziemlich unbedeutend, nicht so ganz aber

für den Herrn von Brand. Er handelte nämlich von dem Hause eines gewissen Meister Schwemmer, welches, so sagte der Beamte, zuweilen der Aufenthaltsort allerlei Gesindels, das man gewöhnlich in dem berüchtigten Fuchsbau anzutreffen pflege, sei. „Mir ist gemeldet worden," berichtete er, „daß in den nächsten Tagen dort irgend eine Streitigkeit, ein Zank ausbrechen werde, weßhalb ich es für meine Pflicht halte, diesen ohnedies sehr abgelegenen Ort beobachten zu lassen."

Dagegen wußte der Polizei-Präsident durchaus nichts zu erinnern, und da der Andere nichts weiter vorzubringen hatte, so wurde er in Gnaden entlassen und zog sich rückwärts zur Thüre hinaus, nicht ohne sich vorher die Gestalt des Barons — derselbe hatte sein Gesicht abgewandt — mit einem langen prüfenden Blick in's Gedächtniß zu prägen.

Der Präsident hatte für heute Morgen seine Arbeitsstunden beendigt, und der Baron mehrere seiner Zwecke erreicht. Wir sagen mehrere, denn es geschah, was er vorhin der jungen Dame vorausgesagt: der Papa nahm ihn, ohne mit dem Gang und dem Bedienten in Berührung zu kommen, durch eine Reihe der hintern Zimmer mit sich in den Salon, und dort verplauderte er mit den Damen des Hauses eine höchst angenehme Stunde.

Da aber bei dieser Unterredung nichts vorkam, was für unsere Geschichte von Interesse wäre, so überlassen wir ihn seinem Schicksale, das heißt, der scharfen redseligen Zunge der Präsidentin und den sehr gefährlichen Augen ihrer Tochter.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage später in demselben Monat Januar, an einem frischen und klaren Nachmittage — es mochte an fünf Uhr sein — gingen zwei Männer neben einander nach der äußeren Stadt, wo die regelmäßigen Straßen aufhörten und wo nur hie und da einzelne Häuser zwischen Gärten lagen.

Der eine dieser Männer, eine große kräftige Gestalt, schritt aufrechten Hauptes einher und hatte im Gehen die Gewohnheit, daß er etwas mit dem Oberkörper hin- und herwankte.

Der Andere, ein kleines, mageres Männchen, hatte die Hände

auf den Rücken gelegt, und bei jedem Schritte, den er machte, folgte sein Kopf, wohl unwillkürlich, dieser Bewegung und war deßhalb in einem unaufhörlichen Nicken begriffen.

Ersterer war der junge Hammer, Sohn des ersten Theatermaschinisten, der Andere Herr Schellinger, der Theaterschneider.

Beide gingen eine Zeitlang stillschweigend ihres Weges dahin; nur zuweilen räusperte sich Herr Hammer, indem er einen Seitenblick auf seinen kleinen Gefährten warf, oder Herr Schellinger hob den Kopf in die Höhe, zog seine Nase empor, schnüffelte in der Luft und sagte mit seiner dünnen Stimme: „Heute wird's malitiös kalt."

Bald ließen sie die letzten Häuser hinter sich und kamen in die Nähe der Stadtmauer, wo der Garten lag, durch welchen uns zu begleiten der geneigte Leser schon einmal so freundlich war, als wir uns nämlich in die Wohnung und in die Kleinkinderbewahranstalt des Meister Schwemmer begaben.

Herr Hammer und Herr Schellinger traten ebenfalls in diesen Garten, doch gingen sie nur bis zum kleinen baufälligen Hause, in welchem, wie wir bereits wissen, der Garderobegehilfe seine armselige Wohnung hatte.

Der junge Zimmermann blieb vor der Thüre stehen, stemmte die Arme in die Seite und sagte, während er an dem Hause hinauf blickte: „Nimm mir nicht übel, Schellinger, das ist in der That eine scheußliche Baracke. Wenn es Einer von unserem Handwerk sieht, so muß ihm völlig übel werden. Es ist mir immer, als sollte ich mit der Schulter auf die eine Seite drücken, daß dies Gestell wieder in's Blei käme. Aber ich fürchte, es könnte umfallen. Sind dir die schiefen Fußböden nicht selbst unangenehm?"

„Mir gewiß nicht," entgegnete ruhig der Schneider, „ich bin das so gewohnt; es erweckt in mir auch eine höchst angenehme Erinnerung, denn von allen Tagen, die ich auf meinen weiten Reisen zubrachte, waren es die glücklichsten, wo ich in einem Dorfe lebte, in welchem alle Häuser noch weit schiefer standen als dieses hier."

„Und wo war denn das, Schellinger?"

„Das war da vornen," versetzte der Garderobegehilfe, indem er mit dem Zeigefinger seiner linken Hand vor sich hinwies, „in der Wallachei, weißt du, wo alle Männer, die nicht heirathen, zu Wallachen gemacht werden."

„Teufel auch!" sagte lachend der Zimmermann. „Wie bist denn du da glücklich durchgekommen?"

„Ah! das ist sehr einfach. Ich habe mich in jedem Orte, wohin ich kam, provisorisch verheirathet; das geht da vornen herum sehr leicht."

„Ah so!"

„Ja wohl, lieber Richard — Aber siehst du, mit dem Dorfe war es so: das lag nämlich am Fuße eines starken Geberges, von welchem im Herbst, wenn der Schnee schmolz —"

„Schellinger, du meinst im Frühjahr."

„Nein, auf Ehre! dort schmilzt er im Herbst. — Und dann kamen dir also die grausamsten Wasserbäche von den Felsen herabgestürzt, und Alles auf das Dach los, und da die Häuser sehr tief lagen, so schoß es zu den Fenstern herein; und deßhalb standen alle Gebäude schief. — Verstehst du, Richard — damit das Schneewasser drüben ablaufen konnte."

„Ah! das muß ich mir merken; das ist eine schöne Einrichtung."

„Ja, sehr schön," sprach melancholisch der Garderobegehilfe, während er seinen Schlüssel aus der Tasche zog und anfing, die baufällige Treppe hinauf zu klettern. Auf der Mitte derselben angekommen, sah er sich aber nach seinem Gefährten um, der drunten stehen geblieben war und ihm lachend zurief:

„Geh nur voran, Schellinger! Mich soll der Teufel holen, wenn das Ding da uns Beide trägt. Wenn dein Hausherr nicht so ein niederträchtiger Hund wäre, da käme ich aus reiner Menschenliebe her und nagelte es mit ein paar Brettern zusammen. Das wankt ja, daß Einem angst und bange wird."

„Ich mache mir nichts daraus," entgegnete der Schneider, indem er vollends hinaufstieg. „Wenn man zum Beispiel in Amerika reist, da wird man solche Stege, die immer auf- und abgehen,

sehr leicht gewöhnt. Weißt du, Richard, in den Sümpfen; so ein Sumpf ist seine viertausend Schuh tief, und da muß man hinüber, hat aber weder Damm noch Brücke."

„Da geht man wohl auf Stelzen," bemerkte Herr Hammer, der nun ebenfalls vorsichtig die Treppe hinauf geklettert war.

„O nein," sagte sehr ernst der Andere, „das müßten ja Stelzen von viertausend Fuß Länge sein, und wenn ich mich je unterstehen wollte, euch so etwas zu erzählen, da würde es gleich wieder heißen: wie der Schellinger lügt! — Nein, nein! aber die amerikanische Regierung hat unzählige Alligatore angestellt. — Weißt du, was ein Alligator ist?"

„Ja, ich glaube eine Art Krokodil."

„An die achtzig Schuh lang und zehn Schuh breit. Aus ihrem Fette macht man die Stearinkerzen. — Verstehst du: die ächten; aber das kommt nicht hieher. — Nun also, die Krokodile werden auf Kosten der Regierung gefüttert und sind famos abgerichtet. Wenn nun ein Reisender kommt (er muß aber einen Schein gelöst haben für die Krokodilenpost), da ruft er nur: Giv Achtong! und da reihen sich die Bestien an einander, wobei eins das andere immer in den Schwanz beißt. — Und das ist eine vortreffliche Brücke; aber sie schwankt ein bischen."

„Das kann ich mir denken, Schellinger."

„Aber sonst ist sie vollkommen sicher; man muß sich nur in Acht nehmen, daß man so einem Krokodil nicht gerade auf die Nase tritt, denn sonst fängt es an zu niesen, und wenn es niest, da hilft dir aller Schutz der amerikanischen Regierung nicht mehr, da fällst du in den Sumpf, wie es schon manch' Einem geschehen ist."

Bei diesen Worten hatte Herr Schellinger seine Stubenthüre geöffnet, und Beide traten in das mehr als dürftig möblirte Zimmer. Da befand sich nur ein alter Tisch, eigentlich nur ein Brett, das an der Wand stand, von einem einzigen Fuße unterstützt, ferner zwei sehr wackelige Stühle, und in der Ecke ein Geräthe, welches die Frechheit hatte, sich für ein Bett auszugeben, in Wahrheit aber nichts war, als ein hölzerner Schragen mit einer alten

Wollenmatratze, einem Kopfkissen, auf welchem als Decke ein Stück Teppich lag, sowie ein langgedienter Reitermantel. Leintücher hatte sich Herr Schellinger längst abgewöhnt; in Indien nämlich hatte er einen unüberwindlichen Abscheu dagegen gefaßt wegen der vielen Tausendfüße und Schlangen, die sich nach frischer Wäsche sehnen und deßhalb zu einem in's Bett kriechen. — Was einen Ofen anbelangt, so war davon nirgend eine Spur zu sehen, Herr Schellinger behauptete auch, Frieren und Schwitzen seien Fehler, die man sich abgewöhnen könne, und er habe es darin sehr weit gebracht. Er behandelte dies Kapitel auch heute wieder, als nämlich Richard sagte: „Puh! Schellinger, bei dir ist es kalt!" und dabei in seine Hände blies.

„Ich zehre immer noch an meinen Reise-Erinnerungen in Brasilien," versetzte er gleichmüthig. „Wir haben da eine übermenschliche Hitze ausgestanden. Hier schwitzt man auch, aber das ist gar nicht der Rede werth. Ich habe einstmals in Rio bei einem Maler gearbeitet, das heißt, ich mußte ihm Modell sitzen, denn er behauptete, mein Kopf sähe dem des Kaisers Napoleon auf eine wahrhaft erschreckliche Weise ähnlich. Da saß ich nun auf meinem Stuhl und hatte die Beine um die Füße desselben herum geschlungen; es waren, glaube ich, an dem Tag hundertundvierzig Grad Hitze. — Nein, es waren hunderteinundvierzig, weil bei hundertundvierzig noch Schule gehalten wird, aber bei hunderteinundvierzig haben die Kinder Hitzvakanz. — Da saß ich also, und lief der Schweiß so an mir herunter, daß von den beiden Stuhlfüßen, wo Alles zusammen kam, ein paar ordentliche Bäche bis nach der Stubenthüre hinliefen. — Auf Ehre! Richard, ich bekam für die Stunde Modellsitzen einen preußischen Thaler."

„Ei Schellinger!" rief lachend der Zimmermann, „dabei hättest du die schiefen Häuser aus der Wallachei brauchen können. — Aber wenn es dir nun recht ist, so wollen wir ein bischen von unserer Angelegenheit reden."

Dabei hatte er sich einen Stuhl genommen, ihn vorher sorgfältig geprüft und sich dann darauf niedergelassen. Herr Schellinger machte es seufzend und mit empor gezogenen Augenbrauen

ebenso, nur schlug er die Hände über einander, die Jener fröstelnd in seine Hosentaschen gesteckt hatte.

„Du weißt also," begann Richard, „worum es sich eigentlich handelt; wir wollen, wenn es möglich ist, der Katharine, der armen Weibsperson, wieder zu ihrem Kinde verhelfen, das, wie du selber meinst, da drüben in dem Hause ist."

„Der Beschreibung nach vermuthe ich das wohl," erwiderte der Schneider; „sie ließen mich freilich nur einen kleinen Blick in den Affenstall hinein werfen, aber da sah ich so ein Ding, wie man es mir beschrieben, auch hatte es ein blaues wollenes Kleid an."

„Und es sah in dem Stalle so jämmerlich aus."

„O," erwiderte kopfschüttelnd Herr Schellinger, „über alle Maßen. Ich habe auch da hinten herum mancherlei Elend gesehen, namentlich bei den Frosch-Indianern; die wohnen nämlich in Sümpfen und quacken wie die Frösche. Beiläufig gesagt, behauptet man, von ihnen stammen die amerikanischen Quäcker her; ich habe aber hierüber nicht in's Klare kommen können. — Die Frosch-Indianer nun haben die sehr schlechte Gewohnheit, sich gegenseitig ihre Kinder aufzuessen, und da das doch die Regierung der Vereinigten Staaten, wo sie naturalisirt sind, nun einmal nicht leiden kann, so hat sie große Kleinindianerkinderbewahranstalten errichten lassen, wo es aber, unter uns gesagt, arg genug hergeht."

„Ich will dir das recht gern glauben," sagte einigermaßen ungeduldig der Zimmermann. „Aber jetzt handelt es sich nicht von Frosch-Indianern, sondern von Meister Schwemmer und der Katharine ihrem Kind. — Du weißt also genau, was du bei der Geschichte zu thun hast?"

„Ja, ich weiß es," antwortete der Garderobe-Gehilfe; worauf er in tiefem Nachsinnen seine Hände auf den Knieen faltete und den Kopf auf die Brust sinken ließ. „Ich weiß es ganz genau. — Aber da war dazumal bei den Frosch-Indianern — nein, nein! ich irre mich: es war bei den Vögelnegern! — ein ganz verfluchter Kerl, eigentlich ein Verbrecher. — Richard, hast du je Schillers Verbrecher aus verlorener Ehre gelesen?"

„Ich glaube wohl; aber bleibe bei der Sache, Schellinger?"

„Gleich, gleich, lieber Richard," erwiderte jener sanftmüthig. — „Also dieser Kerl — ich glaube ein Preuße — war also auch ein Verbrecher geworden, nicht aus verlorener Ehre, sondern weil es ihm unmöglich war, irgendwo eine Schraube festsitzen zu lassen."

„Ach dummes Zeug!"

„Nein, auf meine Ehre! Richard. Schon als ganz kleines Kind fing er damit an, wo es sich nur thun ließ, eine Schraube heraus zu ziehen; ich sage dir, wenn er eine sah, so zitterte er ordentlich drauf hinein. Da halfen keine Schläge und gar nichts; und das ward immer ärger, je mehr er heran wuchs."

„Nun, so laß ihn in's Teufels Namen heranwachsen, und gib mir einmal eine vernünftige Antwort, denn wenn du so hartnäckig zerstreut bist und immerzu auf Reisen, da kann ja kein Mensch ein vernünftiges Wort mit dir reden."

„Ja, du hast Recht, lieber Richard," sagte melancholisch der Schneider, indem er sich mit der Hand über die Stirne fuhr und tief aufseufzte; „es ist das allerdings eine schlechte Angewohnheit und plagt mich sehr. Es ist ein Unglück, daß ich diese weiten Reisen gemacht habe und es nun einmal nicht lassen kann, die Menschen aus meiner Erinnerung zu belehren. — Was habe ich davon? — Nichts als Undank! Ich weiß ja wohl, was die Leute sagen, wenn ich weggegangen bin. — Wie der Schellinger gelogen hat! lachen sie. Und siehst du, Richard, die Reputation eines Lügners zu haben, ich, der nur die Wahrheit spricht, das bringt mich noch unter den Boden."

„Das sagt ja auch kein Mensch," entgegnete begütigend der Zimmermann; „ich am allerwenigsten. Nur meinte ich eben, du solltest deine Phantasie ein bischen bemeistern und auch hie und da einmal von anderen Dingen sprechen, als von deinen schönen Reisen."

„Ach, die Phantasie!" versetzte traurig Herr Schellinger, „die ist stärker als unser Wille; ich habe davon die schrecklichsten Beispiele. Glaubst du wohl, Richard, daß ich neulich des Nachts mich so in meinen Phantasieen verlor, daß ich deutlich die Brücke

in Hinterindien vor mir sah, wo ich auf meinem Zebra in den Fluß hinabsprang, als mich der Oberst der leichten Braminen-Kavallerie verfolgte. Es war eigentlich ein Halbtraum, aber so schrecklich und deutlich, daß ich, als ich aufwachte, nachdem ich geträumt, ich sei im Wasser gelegen, nun über und über naß war. — Glaubst du das, Richard?"

„Ja, ja, ich glaube es dir, Schellinger. Aber jetzt ruf' deine Phantasieen zurück und laß uns einmal ein anderes Gespräch anfangen. — Du wirst also beim Dunkelwerden hinübergehen?"

„In einer halben Stunde."

„Bei Meister Schwemmer setzst du dich wie oft an den Ofen und erzählst deine Geschichten, mußt aber solche Dinge vortragen, daß sie dir nicht glauben."

„Das wird schwer angehen," meinte Herr Schellinger.

„Na, versuch' es nur. — Wenn sie dir also nicht glauben wollen, und das sagen, so ereiferst du dich und machst ihnen einige Grobheiten. — Das kannst du doch? — So gibt denn ein Wort das andere; am Ende bedrohen sie dich vielleicht, du läßt dir nichts gefallen, ihr kommt aneinander, und dann machst du von deiner Waffe Gebrauch. — Du hast doch deine Pistole bei dir?"

„Hier ist sie," entgegnete der Schneider und zog ein rostiges Theater-Terzerol aus der Tasche. „Der Inspizient hat es mir geliehen und auch mit einem schwachen Schusse geladen."

„Es ist aber doch kein Schrot darin?"

„Gott bewahre! nur ein leichter Pfropfen. Auch werde ich damit an die Decke hinauf halten."

„So ist's recht. — Zu gleicher Zeit schreist du um Hilfe, und dann sind wir wie ein Donnerwetter bei der Hand."

„Was meinst du, Richard," sagte Herr Schellinger nach einer Pause, „wenn sie mir zu hart auf den Leib gehen, soll ich nicht vielleicht den Einen oder Anderen zu Boden schlagen?"

„Nein!" entgegnete der Zimmermann, indem er lächelnd die miserable Figur des Schneiders betrachtete. „Laß das nur bleiben."

„Das ist eigentlich schade," fuhr dieser fort; „ich könnte dabei so gut den Handgriff anbringen, den mich die Tscherkessen

gelehrt. Man bewegt nur die Faust ein wenig, läßt sie ganz sanft niederfallen, und wenn man dabei die richtige Stelle trifft, so stürzt dir ein Ochs zusammen. — Aber wenn du meinst, so thue ich es nicht."

„Ich meine wirklich, es werde besser sein, wenn du es bleiben läßt, Schellinger; du hast überhaupt in dem Augenblick viel zu beobachten. Wenn du um Hilfe schreist, so mußt du im gleichen Augenblicke das Fenster oder die Thüre aufreißen. — Jetzt aber noch Eins. Was du hier an Habseligkeiten hast, das packen wir gleich zusammen, denn dableiben kannst du begreiflicherweise nach der Geschichte nicht mehr; wir wollen schon ein Quartier für dich besorgen. Vorderhand kannst du zu mir ziehen, wir haben eine Kammer und ein Bett, besser als dieses hier. Es wäre gut, wenn du mit dem Einpacken gleich anfingest; ich lege dann die Geschichten irgendwo hin, von wo wir sie nachher mitnehmen können."

„Das Zusammenpacken ist schnell besorgt," erwiderte trübe lächelnd der Garderobe-Gehilfe. „Wenn ich bedenke, wo all' die schönen Sachen hingekommen sind — ich kam damals aus Indien zurück mit vierundsechzig Kisten — wo sind sie geblieben? — Gott weiß es! Aber das machte mir keinen Kummer, ich habe mir vorgenommen, nächstens einmal wieder eine Tour zu machen, und da werde ich schon wieder was Besonderes finden. — Wenn es dir Spaß macht, Richard, so bringe ich dir einen wahnsinnigen Affen in Lebensgröße mit."

„Und warum gerade einen wahnsinnigen, Schellinger?"

„Ja siehst du, Richard, die gewöhnlichen sind zu toll und unanständig und man kann nichts mit ihnen anfangen. Haben sie aber einmal ihren Affenverstand verloren, so werden sie gelehrig und vernünftig wie ein Mensch. Sie sind freilich sehr theuer, aber das kommt mir bei dir nicht darauf an."

Während er das sprach, war er aufgestanden, hatte eine alte Kiste unter dem Bettschragen hervorgezogen, und fing nun an, sie auf den Boden auszuleeren, zu welchem Zwecke er ein nicht mehr ganz neues Hemd ausbreitete und darauf allerlei unbedeutende Gegenstände, als: Knochen, Glas, kleine Stücke Holz, vergilbte

Papiere, Haarbüschel, auch abgerutschte Tressen, schmierige Rockaufschläge und Kragen und dergleichen mehr niederlegte.

„Ich hatte einmal solch einen wahnsinnigen Affen,“ sagte er währenddem, „und er war mir lange Jahre ein treuer und redlicher Bedienter. Er war ohne alle Unarten; nur konnte er es nicht ertragen, wenn man ihm von seinem früheren Stande sprach. Da wurde er grob und sagte mir oft die bittersten Wahrheiten. — Siehst du, Richard,“ unterbrach er sich selbst, indem er ein kleines Papier hervorzog, es aufmachte und dem Zimmermann eine Wursthaut darreichte, „sieh, das kannst du mitnehmen, es ist ein Stück Brillenschlangenhaut, davon brauchst du dir nur ein klein wenig um die Finger zu wickeln, und alle Schlangen, die dir begegnen, ergreifen augenblicklich die Flucht. Es beißt dich alsdann keine; auf Ehre! du kannst es mir glauben. — Da nimm es und thu' mir nur den Gefallen, es gleich zu probiren. — Ich will ein Lügner sein und ein schlechter Mensch, wenn du mir morgen nach dem Theater sagen kannst, es habe dich eine einzige Klapperschlange oder dergleichen Zeug gebissen.“

„Hilft es auch gegen die Flöhe!“ fragte lachend der Zimmermann, während er die vertrocknete Wursthaut in die Tasche steckte.

„Laß einmal sehen. — Gegen die Flöhe?“ erwiderte Herr Schellinger, streichelte gedankenvoll sein spitzes Kinn und sah zum Fenster hinaus. „Laß doch einmal sehen,“ wiederholte er alsdann. — „Nein, gegen die Flöhe hilft es nicht; aber hier habe ich was Anderes für diesen Zweck, was mir in Arabien gute Dienste geleistet.“

Bei diesen Worten griff er in den Kasten und händigte seinem Freunde etwas ein, was dieser laut lachend betrachtete.

„Das ist ja ein Stiefelzieher,“ sagte er.

„Nein, nein, gewiß nicht! Man braucht das in Arabien, um den Flöhen die Zähne auszubrechen.

„Da müssen sie ungeheuer groß sein, Schellinger.“

„O, es geht so an,“ entgegnete der Schneider. „Die größten,

die ich gesehen habe, waren wie hier zu Lande ein kleiner Pudel. Doch soll's hinter Palmyra, wie glaubwürdige Reisebeschreibungen versichern, noch viel größere geben. Ich kam aber nicht dahin, sie wollten mir in Damaskus meinen Paß nicht weiter visiren, indem der dortige Oberamtmann behauptete, ich sei von meiner Regierung als militärpflichtig reklamirt worden."

Unter diesen Erzählungen hatte der Schneider sein Bündel gepackt und übergab es Richard, der ebenfalls aufgestanden war und es unter den Arm nahm. —

Die Sonne war untergegangen, klar und rein, wie sie den ganzen Tag geschienen, und hinterließ noch lange nachher eine Röthe am Horizont im Westen, so tief und glühend, daß die Nebel, welche sich im nächsten Augenblick über die Stadt lagerten, sie nicht zu bewältigen vermochten, sondern von ihr dunkelroth gefärbt wurden.

Der Zimmermann trat an's Fenster und sagte, während er hinausblickte: „Das wird eine kalte Nacht werden; ich bin froh, daß ich mich warm angezogen habe; denn wir werden doch eine Zeit lang draußen auf dich warten müssen."

„Ja, kalt wird es werden," meinte auch der Schneider. „Schau, wie blutig der Nebel aussieht. Wenn man an Vorbedeutungen glauben wollte, so könnte man vielleicht denken, unser Unternehmen möchte nicht ganz gut ablaufen."

„Denkst du etwas dergleichen?" fragte Richard. „Schellinger! Schellinger! du hast dich so bereitwillig zu deinem Posten angeboten; noch ist es Zeit, zurückzutreten, wenn du etwa Furcht haben solltest. — Aber das will ich nicht glauben, du hast dich immer als muthig bewährt."

„Furcht?" sprach geringschätzend der Garderobe-Gehilfe. „Ich meine, ich hätte in meinem Leben Muth genug gezeigt; von meinen Reisen will ich diesmal nichts reden, denn sie sind weltbekannt. Aber du wirst dich wohl erinnern, daß ich ein ganzes Jahr lang Theaterdiener war, als der alte Stütz gestorben."

„Das weiß ich freilich. — Aber zu dem Geschäft gehört doch kein besonderer Muth."

„Muth und Entschlossenheit. Geh' du einmal zu einer ersten Sängerin hinein, wenn sie ohnehin schlechter Laune ist, wenn sie sich einbildet, heiser zu sein, weil sie nicht singen mag. Tritt du vor sie hin und fordere ihr irgend eine Rolle ab. — Lieber Freund, ich habe mancher Löwin ihre Jungen weggenommen — das thaten wir in Indien zur Bewegung vor dem Frühstück — und habe nie dabei gezittert. — Aber hier! — Oder bring' einem ersten Künstler den Befehl der Intendanz, eine, wie er glaubt, untergeordnete Rolle zu spielen, oder auch die Verweigerung eines neuen Kostüms! — Da heißt es Courage haben und fest hinstehen. Aber da drüben der Schwemmer, das ist mir ein Kinderspiel."

„Es ist aber nicht nur der Schwemmer allein," erwiderte der Zimmermann, „sondern die Kneipe hinten im Hofe soll eine Auflage alles möglichen Gesindels sein."

„Das ist schon wahr," fuhr der Schneider nachdenkend fort. „Aber ich kenne sie Alle; wie schon gesagt, der Schwemmer kann kaum von seinem Stuhle aufstehen, sonst bringt ihn der Husten um. Da ist nun ferner ein Monsieur Sträuber, ein hochnasiger Schuft, der aber nicht für einen Pfennig Muth im Leibe hat. Der einzige tüchtige Kerl, der da sein könnte, ist ein gewisser Mathias. — Doch," setzte er mit ungewohnter Aufrichtigkeit hinzu, „thut er einem armen Schneider, wie ich bin, nichts zu Leide."

„Für alle Fälle," versetzte Richard nach einer Pause, „haben wir auch gute Freunde, die uns unterstützen werden." — Er lehnte sich bei diesen Worten abermals an das Fenster und blickte auf die langsam dunkler werdende Stadt, wo sich schon hie und da einzelne Lichter zeigten. „Die Katharine war neulich bei einem Doktor, dem hat sie ihre Sache anvertraut und erzählt, daß sie hauptsächlich durch deine Hilfe ihr Kind wieder zu erlangen hofft. Es soll das ein braver Herr sein, und er hat mit dem Polizei-Kommissär dieses Viertels gesprochen, damit irgend Jemand in der Nähe ist, wenn wir allenfalls Hilfe brauchten."

„Ich habe mit der Polizei nicht gerne zu thun," sagte Herr Schellinger; „es ist das für anständige Leute immer eine unangenehme Geschichte. Das tappt nur so zu, namentlich im Dunkeln,

und wenn sie selbst einmal den Unrechten beim Kragen nehmen, so lassen sie ihn so bald nicht wieder fahren.“ — Er schlug die Arme über einander und blickte, wie es schien, mit allerlei Gedanken beschäftigt, in's Freie hinaus, an den Himmel empor, wo sich trotz des Nebels einige Sterne mit blassem Lichte zeigten. — „Und wo ist die Katharine?“ fragte er nach einer Pause.

„Ganz in der Nähe,“ entgegnete Richard; „in der Verwirrung, wo wir dir zu Hilfe springen, wird sie in das Haus eilen, nach dem Affenstall, wie du die Kinderstube nennst, und dort ihr Mädchen holen.“

„Schön, schön; das ist nicht schlecht arrangirt. So wollen wir denn jetzt an die Ausführung gehen.“

„Ist es nicht noch zu früh.“

„Nein, später lassen sie mich gar nicht mehr in's Haus.“

„Und wie lange glaubst du, daß es dauern wird, bis wir zu thun bekommen?“

„Ich denke, so eine halbe Stunde bis drei Viertel; wenn sie nicht gar zu sanftmüthig gelaunt sind, so ist es Zeit genug, um einen Streit mit ihnen anzufangen.“

„So geh' denn hinunter, Schellinger,“ sagte der Zimmermann, während er ihm mit komischem Ernste beide Hände auf die Schultern legte. „Denk, du seiest in Hinterindien oder in Vorderasien und gehest zur Attaque auf irgend einen wilden Indianerstamm. Halte dich tapfer und schreie zur gehörigen Zeit und recht laut um Hilfe.“

„Daran soll's nicht fehlen,“ erwiderte der Schneider, der noch einen Blick rings durch die Stube laufen ließ, während er sich anschickte, sie zu verlassen. Plötzlich blieb er stehen, schlug sich vor die Stirne und sagte: „Wie kann man auch so vergeßlich sein! Hätte ich doch bald etwas ganz Nothwendiges übersehen! — Richard, du mußt mir die Liebe thun, da ich selbst keine Zeit mehr dazu habe, an meine Stubenthüre ein Papier zu kleben und darauf zu schreiben: Schellinger wohnt nicht mehr hier, ist aber zu erfragen auf einem hochpreislichen Hoftheater-Intendanz-Bureau. — Es ist das für mich von großer Wichtigkeit, denn von Tag zu Tag erwarte ich den Besuch eines meiner besten Freunde, eines russischen Fürsten,

mit dem ich in Kairo beim Vizekönig zu Gast war. Er versprach mir, mich in Deutschland zu besuchen, und sagte noch beim Abschied mit Thränen in den Augen zu mir: Paschol Durak — Schellinger! was so viel heißen will, als: Schellinger, ich werde dich niemals vergessen. — Nicht wahr, Richard, das besorgst du mir? — Es war ein guter Kerl, dieser Russe, und er würde mir niemals vergeben, wenn er hier vor meine verschlossene Stubenthüre käme."

Der Schneider reichte hierauf seinem Freunde die Hand, bezeichnete auf der Stubenthüre die Stelle, wo er das Plakat angebracht zu haben wünschte, und stieg hierauf vorsichtig die Treppe hinab. Als er aber unten angekommen war, blieb er stehen und rief einige Male Richards Namen.

„Was soll's?" antwortete dieser in das dunkle Haus hinab, wo er die Gestalt des Schneiders nicht mehr erkennen konnte.

„Nur noch eine Kleinigkeit," versetzte der Garderobe-Gehilfe. „Du mußt auf das Plakat über die Notiz, wo ich zu finden bin, statt meines einfachen Namens schreiben: der berühmte Reisende von Schellinger, denn nur so kennt mich mein Freund, der russische Fürst. — Jetzt aber gehab' dich wohl und fall' mir nicht die Treppen hinunter."

Richard hörte nun für den Augenblick nichts weiter, als die tappenden Schritte, mit welchen Herr Schellinger sich entfernte, sowie das Knarren der Thüre, als derselbe das Haus verließ.

Sechzigstes Kapitel.

Er!

Meister Schwemmer saß, wie fast immer, so auch am heutigen Abend auf seinem gewöhnlichen Platz am Ofen, die angeschwollenen Füße in Filzschuhen, auf den Knieen das unvermeidliche rothkarrirte Tuch, dessen eigentliche Bestimmung es war, den vielen von den Fingern herabfallenden Schnupftabak wieder aufzufangen.

Hierauf hielt die Frau, und sie vergaß nie, dieses Tuch mehrmals des Tags in ein Papier auszuschütteln.

Vor dem Hausherrn saß rittlings auf einem Stuhle Herr Sträuber; er hatte die Hände auf die Lehne desselben gelegt und rieb sein spitzes Kinn auf ihnen hin und her. Madame Schwemmer befand sich in einer Ecke des Zimmers und schälte Kartoffeln, ging aber häufig in die Küche hinaus, um, wie sie sagte, nach dem Kindsbrei zu sehen, der auf dem Herde schmorte, in Wahrheit aber, um regelmäßig eine kleine Herzstärkung zu sich zu nehmen.

Herr Sträuber mußte etwas erzählt haben, was den Anderen einigermaßen überrascht, denn dieser schüttelte mit dem Kopfe, machte große Augen und ein schiefes Maul und meinte alsdann: „So, so! — Ei, ei! — und spurlos verschwunden?“

„Spurlos!“ entgegnete Herr Sträuber, indem er seinen Kragen in die Höhe zog; „das heißt, wohlverstanden, spurlos als Lebender. Freilich todt genug zog man ihn am andern Morgen aus dem Kanal hervor.“

„Ah! das ist doch was Anderes! da wußte man also doch, wo er geblieben war! — Und wer besorgt dergleichen Geschichten?“

„Bsssst! Meister Schwemmer! darüber spricht man nicht gern; es weiß es auch eigentlich Niemand genau, wer da den Scharfrichter spielt. Genug, es ist schon einige Male vorgekommen, so viel ich weiß.“

„Und da spricht er ganz einfach einen Urtheilsspruch?“

„Nachdem er drei, vier der Andern gehört hat, und sie seiner Meinung sind.“

„Na, da ist doch eigentlich eine Art von Gericht, und dagegen kann man nichts haben.“

„Ganz richtig: dabei wäre am Ende auch nichts zu erinnern. Aber er übt auch sonst — unter uns gesagt — eine zu wahnsinnige Tyrannei aus. Kann Einer von uns wohl thun, was er mag? — Hat irgend Einer einen freien Willen? — Nein! nein! beim Teufel! nein! Ich versichere Euch, Meister Schwemmer, ich gehe stark mit der Absicht um, wieder ehrlich zu werden und mein

Brod auf anständige Weise zu verdienen. Ich absonderlich tauge nicht in diese Gesellschaft; man hat eine Erziehung genossen, man hat eine Vergangenheit, und dann — gibt es ein paar zu schöne Augen, die mich oftmals mit heißen Thränen bitten, aus dem Dunkel hervorzutreten, in das mich unsere Lebensweise hüllt. — Schöne Augen!"

„Nun, wenn die schönen Augen Geld haben, so heirathet sie in Gottes Namen und lebt Eurer Erziehung und Eurem Stande gemäß."

„Findet Ihr das nicht auch, Meister: ich bin zu nobel, zu vornehm für dies Gewerbe?"

„Das wollte ich gerade nicht sagen," meinte hustend der Hausherr. „Wißt Ihr, Sträuber, Euch fehlt der rechte Muth zu unserem Geschäft, Ihr habt Angst vor einem Handgemenge, Ihr seid zu weich."

„Richtig, richtig, Meister Schwemmer!" erwiderte schwärmerisch der Andere, wobei er den Hut, den er auf dem Kopf hatte, fest in die Augen drückte. „Das sagt meine Gräfin mit den schönen Augen auch. Was mich dieses Weib liebt, davon habt Ihr gar keine Vorstellung. — Es frißt mir das Herz ab, wenn ich sie so vornehm und stolz vorüber fahren sehe, und dabei bedenke, was ich für ein miserabler Sklave bin. — Und Sklaven sind wir, das ist nicht zu leugnen."

Als Herr Sträuber von der schönen Gräfin sprach, nahm der Hausherr eine gewaltige Prise und kniff sein linkes Auge zu gegen das Weib hin, das darauf verächtlich lächelnd die Achseln zuckte.

„Glaubt Ihr nicht, daß wir Sklaven sind?" fuhr Herr Sträuber fort, da er diese Grimasse, welche seiner angeblich vornehmen Bekanntschaft galt, mißverstanden.

„O ja doch," entgegnete Meister Schwemmer; „namentlich Ihr vom Fuchsbau. Mich hier läßt er so ziemlich im Frieden."

„Wartet nur; ich sehe es auch noch kommen, daß er Euch irgend was am Zeuge flickt. Er soll neulich zu Mathias gesagt haben: was wißt Ihr von der Wirthschaft bei dem Schwemmer? Da sollen zuweilen saubere Geschichten vor sich gehen; sagt ihm mein Kompliment und er soll sich in Acht nehmen."

„Hat er das wirklich gesagt?“ fragte der Meister, der einen plötzlichen Schrecken mühsam hinter einem leichten Hüsteln zu verbergen suchte, wogegen das Weib Kartoffeln und Messer in den Schooß fallen ließ und mit weit offenem Munde drein schaute.

„Ja, das hat er gesagt?“ fuhr Herr Sträuber fort, offenbar sehr befriedigt durch die Wirkung, welche diese Worte hervorgebracht. — Von mir sprach er ebenfalls, und nicht gerade besonders schmeichelhaft; er nennt mein unschuldiges Vergnügen, den kleinen Kindern die Ohrringe wegzunehmen, ein gemeines Verbrechen, eine Schande; er wolle ein Wort mit mir reden, wenn er sich einmal von der Wahrheit überzeugt. — Nun, ist das keine Sklaverei? Müssen wir uns eine solche Herrschaft gefallen lassen?“

Der Andere winkte mit der Hand, als wollte er sagen: stille, stille! Und dann fragte er mit leiser Stimme: „Woher erfährt er denn alle diese Geschichten?“

„Das weiß der Teufel!“ sagte Herr Sträuber; „aber ihm bleibt nicht leicht etwas verborgen. — Ich habe immer schon gedacht, der Mathias mache zuweilen den Spion gegen uns.“

„Nein, gewiß nicht!“ erwiderte Meister Schwemmer im Tone der Ueberzeugung. „Der Mathias ist ein rauher Kerl, aber verrathen thut der Niemand. — Es ist das überhaupt ein räthselhafter Herr,“ fuhr er nach einer Pause fort.

„Wer? — der Mathias?“

„Ach nein! er! — Habt Ihr ihn kürzlich gesehen?“

„Gott sei Dank! nein; nur neulich zufällig erfahren, daß er im Hause sei, wie die Geschichte mit dem Lakaien spielte.“

„Aber Ihr spracht ihn früher schon?“

„Ein einziges Mal. Und ich muß gestehen, da machte er auf mich einen gewaltigen Eindruck. Er ist nicht übermäßig groß, aber seine Stimme geht Einem durch Mark und Bein, und wenn er eine Bewegung macht, auf und ab geht oder etwas thut, so meint man, seine Glieder seien von Stahl und Eisen.“

„Ja, ja, so ist es,“ entgegnete der Hausherr, während er langsam den Kopf in die Hand sinken ließ. — „Aber glaubt Ihr

wohl," fuhr er nach einer Pause fort, „daß ihn Jemand von den Anderen genau kennt?"

Herr Sträuber schüttelte den Kopf und versetzte: „Sehr genau kennt ihn gewiß Niemand, am besten wohl der Mathias, und dann der Josef, dessen Ihr Euch wohl noch erinnern werdet."

„Richtig, der Josef! — Wo ist der wohl geblieben?"

„Hm! hm!" machte der Andere. Dann hob er den Kopf in die Höhe und blickte seinem Gegenüber forschend in die Augen, so daß dieser fortfuhr:

„Vor mir braucht Ihr Euch nicht zu geniren, denn wir kennen uns lange und genau genug."

„Das ist schon wahr," meinte Herr Sträuber und blinzelte mit den Augen. „Ich habe eigentlich auch schon lange mit Euch darüber sprechen wollen; jedoch —" er warf einen Blick auf das Weib in der Ecke, welchen der Hausherr vollkommen verstand, denn er sagte augenblicklich mit seiner heiseren Stimme:

„Geh' hinaus und schaue einmal nach den Kindern; ich meine, ich hör' da ein Geschrei."

Worauf sie sich mit einer unmuthigen Bewegung erhob und das Zimmer verließ.

„Nun —?"

„Der Josef verschwand also plötzlich spurlos und blieb wenigstens ein ganzes Jahr weg. Eines Abends erschien er nun wieder einmal im Fuchsbau, ganz zerlumpt und abgerissen."

„Er hatte wohl eine Kunstreise gemacht?"

„Wie ich Euch sage: er schaute zum Erbarmen aus. Es war gerade an jenem Abend, wo e r auch im Fuchsbau war. Er muß auch den Josef gesprochen haben, denn der Mathias führte ihn auf ein Zeichen der Alten aus der Schenkstube hinweg, und Beide kamen nicht wieder. Mathias freilich nur für den Abend, der Josef aber auch am anderen und die folgenden Tage nicht."

„Da wird er wieder auf Reisen gegangen sein?"

Herr Sträuber lehnte sich mit seinem Stuhle so weit als möglich vorn über, worauf er mit den Augen blinzelte und leise flüsternd sagte: „Unter uns, Meister Schwemmer, er blieb in der

Stadt; ich möchte wenigstens hundert Gulden gegen einen faulen Apfel wetten, daß ich ihn kürzlich wieder gesehen."

„Zerlumpt?" —

„Im Gegentheil: er stand auf einer herrschaftlichen Kutsche, auf's Schönste als Jäger angezogen."

„Nun, das ist was Rechtes. Da wird er eine Stelle haben, wie der selige Lakai."

„O nein; mit dem blieben wir beständig im Rapport, der kannte uns genau und nickte uns auf der Straße, so oft er nur konnte, verstohlen zu. — Aber Herr Josef sind stolz und vornehm geworden, ein ganz Anderer, kennt uns nicht mehr und wenden den Kopf ab, wenn wir ihn ein bischen scharf anblicken."

Meister Schwemmer schaute an die Decke empor, nahm eine starke Prise und hielt darauf seine Nase eine Zeit lang mit den Fingern fest, während er eifrig nachdachte. — „Das ist allerdings sonderbar," sagte er alsdann. „Aber ich will Euch einen Rath geben, bester Sträuber; wenn sich die Sache so verhält, so thut Euch selbst den Gefallen, und blickt den Joseph nicht so scharf an, denn sonst könnte er Euch auf kuriose Art zwingen, die Augen niederzuschlagen."

„Immer wieder er!" entgegnete der Andere und setzte mit prahlerischem Tone hinzu: „Was will er denn eigentlich? Ich werde doch, beim Blitz! auf der Straße die Menschen ansehen dürfen! — Ihr habt eine gewaltige Angst vor ihm."

„O lieber Freund," antwortete lächelnd der Hausherr, „wir wissen wohl, wer die meiste Angst hat, aber auch das größte Maul. Wollte Euch nur sehen, was Ihr für ein Gesicht machen würdet, wenn er jetzt zufällig zum Fenster herein schaute."

Bei diesen Worten blickte der Sprecher, um den Anderen zu necken, etwas scharf auf die dunkeln Scheiben, worauf Herr Sträuber erschrocken herumfuhr, und dann, als Jener laut auflachte, verdrießlich sagte: „Ah! laßt doch die schlechten Witze! Damit treibt man keinen Spaß."

„Na, setzt Euch nur ruhig wieder hin," fuhr Meister Schwemmer nach einem heftigen Hustenanfall fort. „Daher kommt er

nicht: wir stehen nicht in seiner Gnade; er bekümmert sich auch nicht um uns, was mir übrigens sehr angenehm ist. — Aber sagt mir über Eins Eure Meinung — ich weiß, Ihr denkt viel und habt in manchen Sachen einen außerordentlichen Scharfblick — wofür haltet Ihr ihn eigentlich?"

Herr Sträuber zuckte bei diesen Worten hoch und lange die Achseln, dann schob er seine Unterlippe vor und entgegnete: „Das mag der Teufel wissen."

„Na, gebt was los!" meinte der Hausherr, da Jener zu zaudern schien. „Ihr habt gewiß viel darüber nachgedacht und auch Manches in Erfahrung gebracht."

„Erfahren habe ich eigentlich über ihn nie etwas," erwiderte Herr Sträuber. „Aber meine Idee steht so ziemlich fest."

„Nun denn?" —

„Daß er keiner unseres Gleichen ist, das liegt am Tage, ebenso, daß die Gestalt, unter der er bei uns erscheint, nicht seine wahre ist. — Ich halte ihn mit einem Wort für einen vornehmen und reichen Herrn, dem es nun einmal Spaß macht, eine solche Rolle zu spielen."

„Ja, ja, das denke ich auch."

„Der eine Freude daran findet, so eine unsichtbare und mächtige Hand über die Menschen auszustrecken, und hier und dort Einen zu schütteln und zu kneifen; dessen Laune es ist, manchmal Jemand, der sich vielleicht seinen Zorn zugezogen, gewaltig zu treffen. — Denn aus Eigennutz oder des Verdienstes halber hat er sich nicht mit uns eingelassen, das liegt am Tage."

„Gewiß nicht; ich wüßte mich wenigstens nicht zu erinnern, daß er je auch nur Nadelknopfs werth von dem Erworbenen für sich in Anspruch genommen."

„Ihr müßt aber da etwas unterscheiden," fuhr Herr Sträuber mit einem pfiffigen Gesichte fort; „er verlangte freilich nie etwas, was für uns Werth hat, aber die Sachen, die er sich vorbehielt, und die wir hie und da mitnahmen, mußten doch wohl für ihn wichtig sein, denn er hat sie uns meistens reich bezahlt."

„Und was waren das für Sachen?"

„Papiere, lieber Freund! — Dokumente; was weiß ich! Oftmals Briefschaften, ja nur ein einfaches Porträt, das er haben wollte. Und wie genau wußte er immer, wo das zu finden sei. In solchen Fällen gab er das Zimmer an, den Tisch oder den Schrank, wo sich die und die Kassette befände; ja er wußte oft, wo der Schlüssel war, oder sagte, man müsse sie aufsprengen oder ganz mitnehmen."

„Aber Papiere von Geldwerth nahm er nicht?"

„Davon habe ich niemals etwas gehört. — Als ich ihn damals sah — er gab uns in der Nacht über einen verwickelten Fall eine sehr genaue Instruktion — sprach er etwas, das ich nicht vergessen werde. — Einer ist auf dieser Erde der Sklave des Anderen, sagte er; mir macht es nun einmal Vergnügen, so eine recht scharfe Peitsche über Alle schwingen zu können, nachdem sie mich lange und schwer gegeißelt. — Zu derselben Zeit bekam der Mathias noch einen ganz sonderbaren Auftrag, den er auch mit einer unglaublichen Gewandtheit ausführte. — Was meint Ihr wohl, Meister? — Er mußte sich mit großer Gefahr in ein Haus schleichen, mehrere Thüren öffnen, und das alles nicht um etwas zu nehmen, sondern um etwas zu bringen."

„Ah! Sträuber, Ihr bindet mir Eins auf."

„Gewiß nicht; mich soll der Teufel holen! Er bekam von ihm ein Paketchen mit Briefen, und die mußte der Mathias dort in einem Schreibtisch in ein ihm genau bezeichnetes Fach legen."

„Das begreife ein Mensch."

„Ich hab's begriffen," sprach Herr Sträuber schmunzelnd, indem er die linke Hand mit ausgespreizten Fingern von sich abstreckte; „das war eine Mine, die er in dem Hause legte, die artig aufplatzte und dort mehr Verwirrung anrichtete, als wenn wir hunderttausend Thaler gestohlen hätten."

In diesem Augenblicke vernahm man ein leises Klopfen an der Hausthüre.

„Wer kann das sein?" fragte Meister Schwemmer.

„Vielleicht der Mathias."

„Nein; der klopft nicht so leise," sagte der Hausherr. „Geh

an die Thüre!" rief er seiner Frau, die eben wieder eintrat, zu, „und schau, wer da ist. Wir brauchen keinen Besuch."

„Dem Klopfen nach," meinte sie, „ist es der Schneider von drüben."

„Ah! mein Freund Schellinger!" rief lustig Herr Sträuber. „Den müßt Ihr auf einen Augenblick herein lassen, das ist ein gar zu amüsanter Kerl; er soll uns von seinen Reisen erzählen. — Nicht, Meister?"

„Meinetwegen!" entgegnete der Hausherr. „Ich habe eigentlich nichts dagegen; eine halbe Stunde kann er schon da bleiben. Aber dann kommt der Mathias, und der ist, wie ihr wißt, kein Freund von solchen Schnurrpfeifereien."

Die Frau öffnete die Thüre und Herr Schellinger trat ein. Er rieb sich fröstelnd die Hände, bewegte seine Schultern hin und her, und sagte dann: „Guten Abend bei einander; heute Nacht wird's kalt, ich wollte mir nur noch eine Handvoll Wärme mitnehmen, ehe ich in mein Bett gehe."

„Ja, Ihr bringt einen wahren Frost mit herein," versetzte Meister Schwemmer stark hustend. „Setzt Euch da auf die Bank und thaut ein bischen auf."

Der Schneider that wie ihm geheißen und ließ sich auf einen Schemel an der Seite des Ofens nieder, wo sich die Stubenthüre befand.

„Habe lange nicht das Vergnügen gehabt, Freund Schellinger," sprach Herr Sträuber. „Ihr besucht Eure Freunde so selten."

„Wer zu oft kommt, der wird überlästig," sagte Schellinger lächelnd. Dann wandte er sich an den Hausherrn und meinte: „So ein warmer Ofen thut doch gut; Ihr solltet mir nächstens auch einen in die Stube setzen lassen."

„Das erträgt's Gebälk nicht," warf lachend Herr Sträuber ein. „Ich fürchte immer, daß Ihr's einmal durchbrecht und daß ich Euch eines Tags im untern Stock von der Decke herabhängend finde."

Der Schneider legte seine Arme auf die Kniee, wie er gern zu thun pflegte, und ließ den Kopf tief sinken, den er nur zuweilen seitwärts erhob, um alsdann Dem, mit welchem er gerade sprach,

mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdrucke von unten herauf in die Augen zu blicken. — „Das wäre möglich," sagte er, „daß ich mich noch einmal selbst da aufhänge; aber vorher warte ich noch auf etwas."

„Und das wäre?" lachte Herr Sträuber.

„Daß Andere zuerst Euch aufhängen," entgegnete ruhig der Garderobe-Gehilfe. „Ich möchte sehen, wie sich dabei ein Mann von Lebensart und guter Erziehung wie Ihr ausnimmt."

„Pfui, Schellinger!" erwiderte der Andere. „Wer kann von so etwas nur reden!"

„Ja Ihr brachtet mich darauf," lächelte der Schneider. „Nicht wahr, Meister, ich fing nicht an?"

„Nein, Ihr fingt nicht an," antwortete der Hausherr, während er Herrn Schellinger seine Dose darbot.

„Danke schön. — Bin so frei. — Und wie geht's mit der Gesundheit?"

„Ich kann's gerade nicht rühmen," entgegnete Meister Schwemmer. „Der Winter greift mich an; das ist für Unsereins eine garstige Jahreszeit?"

„Ja, das Frühjahr ist besser," mischte sich Herr Sträuber in's Gespräch, und nickte dabei dem Schneider bedeutsam zu.

„Es ist etwas Seltsames," sprach dieser kopfschüttelnd nach einer Pause und sah starr vor sich auf den Boden, „um so einen starken Schnupfen, wie Ihr habt. Das kommt in der Geschwindigkeit angeflogen und geht langsam wieder."

„Aber bei mir ist es doch etwas mehr als Schnupfen," meinte trübe lächelnd der Hausherr.

„Nichts als Schnupfen," entgegnete Herr Schellinger in bestimmtem Tone. „Ich habe ihn einmal in Rußland vier Jahre gehabt, unaufhörlich fort. Und da ich damals in sehr feine Gesellschaft ging, so brauchte ich täglich vierundzwanzig Schnupftücher, gerade zwei Dutzend; daran habe ich die Zahl behalten."

„Aber meinen Husten — den hattet Ihr nicht. Seht, das ist oft so arg, ich könnte wahrhaftig vom Stuhle herunterfallen."

„Der meine war dazumal noch schlimmer;" fuhr der Schneider

unerschütterlich fort; „ich mußte mich oft durch sechs Kosaken halten lassen, nur um nicht hinzustürzen."

„Und wie wurdet Ihr Euren Schnupfen los?" fragte Herr Sträuber.

„Allein durch Luftveränderung. In der Verzweiflung schloß ich mich an eine Gesellschaft an, die hinauf an den Nordpol reiste, um dort das große Loch zu untersuchen, welches die Erdaxe in's Eis gebohrt hat."

„Aber um einen solchen Husten und Schnupfen los zu werden, meine ich, man ginge nach dem Süden, dahin, wo es recht warm ist," sagte der Hausherr.

„Das hatte bei mir nicht geholfen," erwiderte Herr Schellinger. „Die Aerzte zuckten bei meinem Anblick die Achseln und behaupteten, mir könne nur die Frierkur helfen."

„Und wie ist die?"

„Man reist also ganz einfach nach dem Nordpol hinauf, dort ist die Anstalt, wo man die Frierkur durchmacht; man kann auch da Molken trinken, aber sie schmecken von dem vielen Schneewasser ein bischen salzig. — Nun also werde ich in dicke Pelze eingehüllt, Alles: Körper, Gesicht, Mund und Nase. Dann bohrte man mir unter der Letzteren zwei Löcher, da hinein steckte man Röhren, durch welche der Frost auf mich einwirken sollte. Und so wurde ich vier Tage lang gerade mitten auf die Erdaxe gesetzt, bis der Schnupfen in meinem Kopf erfroren war, dann nahm man ihn heraus, setzte ihn in Spiritus, und ich habe ihn lange bei mir verwahrt, verkaufte ihn aber zuletzt auf vieles Zureden an die Universität nach Berlin für zwanzigtausend preußische Thaler."

„Da wurdet Ihr ja auf einmal ein reicher Mann," sprach laut lachend Herr Sträuber.

„Hätte es sein können," entgegnete wehmüthig der Schneider. „Aber ich erhielt mein Geld in lauter Papierscheinen zu jener Zeit, als es dort so ungeheuer viel falsche gab. Das war ein großes Unglück, denn, als ich mir mit meinen zwanzigtausend Thalern in der Tasche ein Milchbrod kaufen wollte, so mußte ich noch sechs Pfennige darauf legen.

„Das ist allerdings ein hartes Schicksal,“ meinte der Hausherr. „Und das hat Euch gewiß ein- für allemal Preußen entleidet?“

„Ich will das nicht geradezu behaupten,“ antwortete Herr Schellinger. „Allerdings schmerzte mich der Verlust dieses Geldes; doch Gold läßt sich nicht erwerben. Aber ich verließ dazumal Berlin, — es war im Monat August und es wimmelte auf den Straßen von tollen Hunden —“

„Und das machte Euch Angst?“

„Es war mir wenigstens nicht besonders angenehm; und da mir die Welt offen stand, so reiste ich direkt nach Persien. — Aber da fällt mir noch eine schauerliche Geschichte ein, die damals mit solch' einem wüthenden Hunde in Berlin passirte. Dieser Hund — ich glaube, er hieß Sultan — wurde, Gott weiß, aus welcher Ursache, rasend, er biß ein Pferd, das nach gehöriger Zeit ebenfalls wüthend wurde, und zwar gerade, als man im Begriff war, es einzuspannen. Dieser Gaul schlägt wie toll um sich und endlich beißt er zu wiederholten Malen in die Deichsel. — Das hat nun weiter nichts zu sagen, meint ihr; aber ich gebe euch mein Ehrenwort, daß die Sache einen fürchterlichen Verlauf nahm. Diese Deichsel nämlich, ja der ganze Wagen war am anderen Tag angesteckt, und rannte wie toll durch alle Straßen, und in einer Geschwindigkeit, daß zwölf Mann Gensdarmerie zu Pferde kaum im Stande waren ihn einzuholen.“

„Aber er hat doch Niemand gebissen?“ fragte pfiffig blinzelnd Herr Sträuber.

„Das gerade nicht; aber ich habe Leute gekannt, die bei diesem Anblick in Ohnmacht fielen, und die, als sie wieder zu sich kamen, ihr ganzes Leben hindurch behaupteten, sie hätten ein herumlaufendes Rad im Kopfe. — Und das ist keine Kleinigkeit.“

„Schellinger ist immer noch der Alte,“ sagte der Hausherr, nachdem er zuerst gelacht, dann gehustet und sich darauf in einem wahren Erstickungsanfall die Seiten zusammengepreßt hatte.

„Ja, ja, wir bleiben die Alten,“ entgegnete kopfnickend der Schneider, — „bis an unser seliges Ende.“

Herr Sträuber verzog bei diesen Worten auf unangenehme Art den Mund und schnalzte mit der Zunge, als koste er etwas sehr Scharfes und Bitteres. — „Sprechen wir nicht davon," sagte er; „ich mag das nicht leiden; es kommt früh genug."

„So solltet Ihr nicht sprechen," erwiderte der Garderobe-Gehilfe und sah den Anderen fest an. „Unsereins hat bei seinem Tode nichts zu erwarten; wir gehen abwärts, sieben bis acht Schuh abwärts, und liegen da ruhig, bis uns die Graswurzeln in's Gesicht wachsen. Aber Ihr, Sträuber, Ihr geht bei Eurem seligen Ende ein paar Klafter aufwärts, darauf möchte ich schwören, und erhaltet da vornehme Gesellschaft, die Euch laut schwätzend umkreisen und sehr vielen Geschmack an Euch finden wird."

Wir können nicht verschweigen, daß Herr Sträuber bei diesen Worten leicht zusammenschauerte und sich einigermaßen entfärbte.

Auch Meister Schwemmer bewegte sich unmuthig auf seinem Stuhle, während er sagte: „Laßt doch diese scheußlichen Reden; das greift mir wahrhaftig die Nerven an."

„Man muß immer an sein Ende denken," versetzte unerschütterlich der Schneider. „Und Ihr werdet doch keine Angst vor dem Tode haben? das ist Euch ja ein alter lieber Gast, der oft genug hier im Hause einkehrt."

Der Hausherr war bei diesen Worten erschreckt zusammen gefahren, dann aber raffte er sich empor und blickte den Schneider mit seinen weit aufgerissenen, unheimlich glänzenden Augen an, wobei er den Mund öffnete, so daß seine dünnen Backen tief einsanken. Doch versuchte er es gleich darauf wieder, zu lächeln, während er hüstelnd sagte: „Alter Spaßvogel, der Schellinger! — Gott sei es gedankt, mit uns ist der Tod bis jetzt recht säuberlich verfahren."

Der Schneider that gar nicht, als habe er nur das Geringste von der Aufregung der Andern gesehen; er klopfte sich mit den Händen auf seine dünnen Schenkel und schaute an die Decke, als er sprach: „Wißt Ihr, Meister, die Leute sagen so; mir kann es ja im Grunde gleichgiltig sein."

„Was sagen die Leute?"

„Nun, was werden sie sagen! Daß Ihr hinten in Eurem Hause einen Stall habet, wo die armen kleinen Kinder, die von Gott und den Menschen verlassen sind und deßhalb in Eure Hände fallen, zu Tode gefüttert werden."

„Ah!"

„Ja, das sagen sie. Und sie halten das Ganze hier nur für eine Seelenverkäuferei; und deßhalb bin ich auch eigentlich gekommen, um mein Quartier bei Euch aufzukündigen, denn wenn ich noch ferner wohnen bliebe, so könnte meine Reputation darunter leiden."

Herr Sträuber hatte sich bei diesen seltsamen Worten zoll- und ruckweise von seinem Stuhle erhoben und den Schneider mit einem wahrhaft gläsernen Blicke betrachtet. Seine rechte Hand tappte dabei hinter sich an die Stuhllehne, als glaube er dort irgend ein Instrument zum Dreinschlagen finden oder fassen zu können. Zu gleicher Zeit blickte er aber auch auf die Stubenthüre und schien in Erwägung zu ziehen, ob es nicht besser wäre, dies Haus, von dem man so schreckliche Dinge sagte, zu verlassen.

„Ich begreife übrigens gar nicht," fuhr der Schneider mit großer Kaltblütigkeit fort, „wie Ihr mich so verwundert anstaunen mögt? Habt Ihr denn nicht gewußt, daß die Leute so was sagen?"

„Nein, nein!" stieß der Hausherr mühsam hervor. „Das sagt auch Niemand als Ihr allein."

„Ich? — was geht's mich eigentlich an? Meint Ihr denn, daß Jemand, der Abends hinter der Stadtmauer spazieren geht, nicht zuweilen das Lachen und Singen Eurer Pflegekinder hört? — Lachen und Singen, daß einem ehrlichen Manne die Haut schaudern muß."

„Nein, nein, man kann es nicht hören!" schrie Meister Schwemmer. Doch da er augenblicklich heiser war, so setzte er flüsternd und kaum hörbar hinzu: „Niemand als ein Spion kann das hören! und ein solcher Spion seid Ihr! — Ihr! Ihr!" Er warf sich bei diesen Worten gewaltsam vorn über, so daß sich seine spitzige Nase wenige Zoll von der Brust des Schneiders befand, und bei jedem „Ihr!" das er mühsam herausbrachte, stieß er damit vorwärts, als wollte er seinem Gegner jedesmal einen Dolchstoß versetzen.

Das Weib war unterdessen wieder in die Stube getreten und hatte sich mit wankenden Schritten genähert. Ihre Nase war stark geröthet, und aus den Augen flammte die Trunkenheit; sie hatte die Kartoffeln fallen lassen, das Küchenmesser dagegen in der Hand behalten.

Herr Schellinger besaß wirklichen Muth; denn Angesichts dieser drohenden Geberden, die ihn rings umgaben, zuckte er leicht die Achseln und sagte mit bewundernswürdiger Ruhe, indem er sich langsam erhob: „Ich habe das schon lange gewußt: wer die Wahrheit spricht, den beherbergt man nicht; und deßhalb halte ich es für das Beste, wenn ich nach Hause gehe."

Bei diesen Worten war er ganz aufgestanden und hatte vorsichtiger Weise den schweren hölzernen Schemel, auf dem er gesessen, wie einen Schild vor sich genommen, während er sich mit dem Rücken an die Wand lehnte. Er gebrauchte diese Vorsichtsmaßregeln nur wegen des betrunkenen Weibes, deren wilde Leidenschaft er wohl kannte, und da er ganz richtig überlegte: „Wenn ich auch wirklich um Hilfe schreie, so kann die mir ein paar Zoll ihres Messers in den Leib stoßen, ehe Jemand Amen sagt."

„Nein — nein — er — soll — nicht — von — hier — fort, — jetzt!" — rief Meister Schwemmer. Und dabei machte er den Versuch, sich zu erheben; doch versagten ihm die kraftlosen Beine den Dienst, so daß er in seinen Stuhl zurück sank. — „Er soll — dableiben — bis — der Mathias — kommt. — — Und — der wird — gleich — hier sein. — Sträuber — stellt Euch — an die — Thüre — und laßt — ihn — nicht — — hinaus!"

Dieser that zögernd wie ihm geheißen; er war auffallend erblaßt, und obgleich wenigstens einen Kopf größer als Herr Schellinger, schien es doch, er würde diesem viel lieber die Thüre öffnen und ihn laufen lassen, als daß er genöthigt sei, ihn am Fortgehen zu verhindern.

Kaum aber hatte sich Herr Sträuber mit dem Rücken dagegen gelehnt, so fuhr er mit einem Ausruf des Schreckens und wie von einer Feder geschnellt wieder in das Zimmer hinein, denn hinter

ihm wurde eben diese Thüre plötzlich geöffnet und der erwartete Mathias trat eilfertig herein.

„Da ist — er schon!“ schrie Meister Schwemmer eifrig. — „Da ist er schon! — Habt Ihr — die Hausthüre geschlossen, Mathias? — So, jetzt — stellt — Euch wieder vor die Stubenthüre — Sträuber. — Warte — warte, Schneider!“ — Er hätte wahrscheinlich noch mehr hinzugefügt, doch überfiel ihn ein so furchtbarer Husten, daß es ihn gewaltsam vorn über und dann wieder zurück an die Stuhllehne warf, und er längere Zeit brauchte, ehe selbst Jemand anders zu Wort kommen konnte.

Herr Sträuber, als er sah, daß es nur eine neue kräftige Hilfe war, die ihn vorhin so in Schrecken gesetzt, zog hastig seinen schwarzen Frack etwas herab, drückte mit einem gelinden Klaps den Hut auf dem Kopfe fest und stellte sich hierauf an die Thüre, trotzig und augenscheinlich voll Kampflust.

Mathias war in die Mitte der Stube getreten und schaute Jeden der Anwesenden der Reihe nach ruhig an. — „Was geht denn hier vor?“ fragte er dann nach einer Pause. „Sollte man doch wirklich meinen, der Teufel sei auch hier los.“

Der Hausherr, der noch immer nicht sprechen konnte, verzog heftig sein Gesicht und deutete auf den Schneider.

„Was ist's denn mit ihm?“ fragte Mathias. Und da Meister Schwemmer nicht antwortete, so fuhr er zu Sträuber gewendet fort: „So schwätzt Ihr! Das Maul zu gebrauchen wird Euch doch wohl nicht schwer werden.“

„Der Schneider führte hier so eben ganz absonderliche Reden,“ antwortete der an der Thüre. „Es ist das ein gefährlicher Kerl geworden —“

„Ein Spion!“ rief nun der Hausherr mit einer verzweifelten Anstrengung. — „Man muß ihn festhalten, Mathias.“

„Teufel auch!“ entgegnete dieser sehr ernst. „Ich gebe sonst nie viel auf Euer dummes Gerede, aber diesmal mögt Ihr wahrhaftig Recht haben; es ist draußen nicht richtig.“

„Wo?“ fragte erschrocken Herr Sträuber.

„Als ich eben zum Garten herein will,“ fuhr der Andere fort,

„blickte ich, wie das meine Gewohnheit ist, scharf nach allen Seiten, und sehe da mehrere Kerle, die sich links von hier am Zaune aufhalten. Ich mochte natürlicherweise nicht thun, als ginge das mich etwas an, und schielte nur so hinüber, bemerkte aber gleich, daß die Sache sehr verdächtig ist, denn ich sah deutlich etwas glänzen, wie Uniformsknöpfe, und vernahm auch das Klirren eines Säbels.“

„Das Klirren eines Säbels?“ sprach angstvoll Herr Sträuber.

„Fragen wir den da!“ schrie Meister Schwemmer. „Der weiß darum.“

„Ich weiß von nichts,“ entgegnete der Schneider, indem er zu gleicher Zeit mit der rechten Hand unter den Rock fuhr, wo er auf der Brust das Theaterpistol verwahrt hatte. „Laßt mich ruhig meiner Wege gehen, ich will nichts von Euch.“

„Aber wir wollen was von Euch,“ sagte Mathias sehr ernst und trat einen Schritt näher. „Schellinger! Schellinger! Macht Euch keine Ungelegenheit! Mit mir ist nicht zu spassen.“

„Ich verlange auch nicht nach einem Spasse mit Euch,“ versetzte der Schneider. „Drum laßt mich ruhig meiner Wege gehen. — Sonst,“ setzte er unvorsichtigerweise hinzu, „schreie ich um Hilfe.“

„Ah!“ rief Mathias, einen halben Schritt zurückfahrend, „er will um Hilfe schreien! — Also muß eine Hilfe in der Nähe sein. — So wollen wir dich lieber vorher zu Boden schlagen, und dann kannst du nach deinen Helfershelfern schreien, so lange du magst.“ — Bei diesen Worten, und noch ehe er sie beendigt, ergriff er einen der schweren Stühle, die hinter ihm standen, schwang ihn mit Blitzesschnelle um seinen Kopf und ließ ihn auf den Garderobe-Gehilfen niederfallen.

Dieser aber zog im gleichen Augenblicke sein Pistol aus der Tasche und erhob ein lautes Geschrei. Der Schuß krachte los, und Herr Sträuber, der offenbar meinte, er sei tödtlich getroffen, riß die Stubenthüre auf und floh behende auf den Gang hinaus. Ihm folgte nicht minder behende und gänzlich unversehrt Herr Schellinger, denn der Schlag, den Mathias mit Riesenkraft nach ihm geführt, hatte glücklicherweise nicht ihn, sondern den Ofen getroffen, und die in ihren

Fugen morschen Eisenplatten desselben so auseinander geschmettert, daß das brennende und rauchende Holz in der Stube herumfuhr und einen Qualm verursachte, in dem Meister Schwemmer zu ersticken drohte.

Es war eine Scene unbeschreiblicher Verwirrung; die Lampe stürzte von dem Tische herunter, und Mathias, den seine rasche That gereute, stand lauschend inmitten der Dunkelheit und des Qualms, und hörte, wie draußen ein paar Stimmen riefen: „Wir kommen schon — wir kommen, Schellinger!" — Rasch eilte er an das Fenster, warf einen Blick auf den Hof und dann sprang er zurück und rief dem Hausherrn zu: „Ich kann Euch hier zu nichts helfen, und vielleicht nur Schaden bringen; ich finde schon meinen Weg in's Freie." Damit eilte er durch die Küche und verschwand hinter dem Hause.

Schellinger, der einen Augenblick erwartungsvoll im Gange gestanden, hatte ebenfalls die Stimmen seiner Freunde vernommen und schob den Riegel der Hausthüre zurück.

Es war Richard, der eintrat, eine schwere Axt in der Hand; ihm folgten ein paar andere Zimmerleute, von denen Einer eine Laterne trug. Eine weibliche Gestalt huschte ebenfalls zum Hause herein, wurde aber, als sie rasch vordringen wollte, von Richard am Arme zurückgehalten, der ihr sagte: „Ruhig, Katharine; gemach, gemach! — Laß uns nur voran gehen; Schellinger kennt die Gelegenheit."

Und Schellinger wußte in der That ganz genau, wo sich die Kinderstube befand. Er nahm seinem Kameraden die Laterne ab und eilte an das Ende des Ganges.

„Die Thüre ist offen!" rief er. „Es muß schon Jemand da hinein sein. — Jetzt aufgepaßt, Leute, und vorsichtig."

„Wie viel Mann sind im Hause?" fragte entschlossen Richard.

„Nur ein einziger," entgegnete der Schneider; „zwei andere, die noch da sind, zählen für gar nichts. Und auch dieser einzige, der mich, beiläufig gesagt, fast todtgeschlagen hätte, wird seine guten Gründe gehabt haben, das Haus zu verlassen; denn sonst hätte er euch, wie ich ihn kenne, den Eintritt ziemlich sauer gemacht."

„Da ist mein Kind!" schrie nun Katharine mit lauter Stimme.

— Sie war den Männern voraus und, die Warnung Schellingers nicht beachtend, in das Zimmer gestürzt. — „Es lebt! es lebt! — Gott sei gedankt! es lebt!“ — Damit sank sie zu dem kleinen Mädchen auf den Boden nieder, preßte es heftig in ihre Arme, und lachte und schluchzte abwechselnd, während sie ihm Kopf, Hände und die geschwollenen Füße küßte, wobei ihre Thränen reichlich floßen. — „Seht ihr, daß es nicht todt ist!“ rief sie triumphirend; „ja, ja, seht nur her, es lebt! — Und der Schein war falsch; die gute Marie hat Recht gehabt. — O wie danke ich euch! Es sieht wohl ein wenig elend aus, auch ist sein blaues Kleidchen ganz zerdrückt, aber das thut nichts — du bekommst schon ein neues. — O gewiß, ein neues! — Und wieder ein blaues, denn du bist ja nicht todt. — Ha! ha! ha!“ lachte sie krampfhaft hinaus, „ja, es lebt, es —“

Diese Aufregung, die Angst und alsdann die Freude war zu viel für ihren schwachen Körper. So auf den Knieen liegend und sprechend, knickte sie zusammen, ihr Kopf sank tief herab, und ohnmächtig, wie sie war, wäre sie auf den Boden niedergestürzt, wenn sie nicht einer der Zimmerleute gehalten hätte.

„Das ist gescheidt,“ — sagte Richard, der sie mitleidig betrachtete und seltsam mit den Augen blinzelte. — „Bravo! Da fällt sie um und das in einem recht geschickten Augenblick. — Schellinger, du weißt mit den Frauenzimmern umzugehen, bück' dich ein bischen zu ihr herab und schau nach, was da zu machen ist.“

Der Schneider that wie ihm geheißen, richtete ihren Kopf auf und blickte um sich her, während er gerührt sprach: „Das arme Geschöpf! Man hätte sich das denken können! — Wenn nur etwas Wasser da wäre!“

„Hier ist welches,“ sagte eine frische Kinderstimme hinter Richard.

Und als dieser sich umwandte, sah er einen kleinen Knaben, der sich anfänglich hinter den Bettschragen verkrochen hatte, jetzt aber ruhigen Muths zum Vorschein kam. Seine Kleidung sah ziemlich zerlumpt und abgerissen aus, und er hatte den Kopf mit einem blutigen Tuche verbunden. Doch waren seine Züge keck, ja fast heiter, und seine dunklen Augen blitzten mit sichtlichem Behagen.

„Hier ist Wasser," wiederholte er und zeigte auf einen großen Krug, der in der Ecke stand.

Der Garderobe-Gehilfe tauchte ein Tuch hinein und bespritzte alsdann die Schläfe der Ohnmächtigen.

„Und wer bist denn du?" fragte Richard den Kleinen, der aber statt aller Antwort pfiffig lächelnd den Kopf schüttelte und mit dem Finger unter den Bettschragen wies.

„Was willst du? — Was ist denn da?" fragte der Zimmermann leise, indem er seine Axt etwas in die Höhe hob.

„Einer," entgegnete das Kind, „Einer von Ihnen."

Auf diese Nachricht bückte sich Richard alsbald nieder, um unter das Gerüst zu schauen, und entdeckte da in der Ecke einen Mann, der augenscheinlich dahin gekrochen war, um sich zu verbergen.

„He da, mein guter Freund!" rief er ihm zu. „Kommt einen Augenblick hervor; ich möchte doch gar gern Jemanden vom Hause zu Gesicht bekommen, dem ich mittheilen könnte, was wir hier in der Kinderstube zu thun haben. — Kommt nur hervor, es soll Euch kein Leid geschehen; wir wollen Euch auch ruhig hier lassen, wenn Ihr nicht vielleicht auch ein gestohlenes Kind seid. — Kommt nur, kommt, sonst muß ich ein bischen helfen."

Eine kleine Weile schien sich der unter dem Schragen zu besinnen, dann aber seufzte er tief auf und schob sich rückwärts hervor. Zuerst kamen ein paar ziemlich lange Beine zum Vorschein, dann ein schwarzer Frack, der in die Höhe gerutscht war und so oberhalb der Hose sehr gelbe Wäsche sehen ließ. Dann richtete sich die Gestalt in die Höhe, und Herr Sträuber in ganzer Figur, den Hut in der Hand, mit einem aschfahlen und verstörten Gesicht, stellte sich der Gruppe dar.

„Ein gutes Gewissen scheint der mir auch nicht zu haben," sagte Richard zu den Anderen. — „Wer ist das, Schellinger? — Du kennst ja dieses Volk so ziemlich."

Der Schneider, dem es unterdessen gelungen war, vermittelst des kalten Wassers Katharine wieder zu sich zu bringen, schaute in die Höhe und erwiderte: „Das ist Herr Sträuber, von dem ich dir heute Abend schon Einiges gesagt."

„Ja, Sträuber ist es in eigener unglückseliger Person," sagte der Schuft mit einer demüthigen Verbeugung. — „Erlauben vielleicht die Herren, daß ich mich entferne?" setzte er nach einer Pause mit einem falschen Blick hinzu.

„Nein, nein!" entgegnete eifrig der Schneider, „es ist besser, er bleibt da, bis wir uns entfernt haben; er könnte uns sonst noch allerlei Unheil bereiten; weißt du, uns aus einem dunkeln Winkel hervor etwas anhängen. Halte ihn an deiner Seite, bis wir in die obere Stadt kommen, und dann kannst du ihn springen lassen."

Der Herr Sträuber dachte an die Polizei, und hoffte aus der Gesellschaft des Schneiders und der Zimmerleute unbemerkt entschlüpfen zu können, weßhalb er mit großer Freundlichkeit erwiderte: „Meine Herren, Ihr Vorschlag ist mir sehr angenehm, und ich mache mir eine Ehre daraus, Sie zu begleiten." Darauf schlug er zierlich die Hände auf dem Rücken zusammen, setzte den rechten Fuß vor und schien es tiefgerührt mit anzusehen, wie die Mutter des armen kleinen Mädchens durch die Bemühungen des Herrn Schellinger allmählig wieder zu sich kam und sich dann mit Richards Hilfe aufrichtete, ohne jedoch ihr Kind aus den Armen zu lassen. —

— — Unterdessen hatte sich Meister Schwemmer vorn in der Wohnstube eher von seiner Ueberraschung und seinem Schrecken erholt, als von dem Erstickungsanfall, der ihn in Folge des Rauches überfallen. Er hatte sich mühsam erhoben und in die Küche geflüchtet, während seine Frau kaltes Wasser auf die brennenden Holzscheitchen goß. Nachdem so das Feuer gelöscht war, riß sie das Fenster auf, um frische Luft einzulassen, dann kehrte sie zitternd vor Zorn und Schrecken zu ihrem Manne zurück, der lauschend an der Thür stand, die von der Küche auf den Gang und in das Kinderzimmer führte. Er winkte seiner Frau mit der Hand, näher zu kommen, und als sie neben ihm stand, flüsterte er ihr zu: „Das war eine abgekartete Geschichte; aber man will nicht an uns, wie es scheint, nur an die Kinder."

„Wem mag es gelten?" fragte das Weib, das nun vollkommen nüchtern geworden war.

„Vielleicht dem Buben. Ich habe dir immer gesagt, der bringt uns noch in Ungelegenheiten."

„Horch!" rief die Frau. „Das ist keines Mannes Stimme. — Auch habe ich ein Weib mit ihnen kommen sehen; gib du nur Achtung: von dem Buben will Niemand was; es wird die verrückte Nähterin sein, deren Kind die Bilz gebracht."

„Und wofür wir den Todtenschein des andern gaben," versetzte Meister Schwemmer, dessen Gesicht sich etwas verlängerte.

Die Frau nickte stumm mit dem Kopfe. „Hörst du," sagte sie nach einer Pause, während welcher sie aufmerksam nach dem Nebenzimmer gehorcht, „das ist der Sträuber, der spricht."

„Der feige Schuft! — Gott soll ihn verdammen! Er ist zuerst ausgerissen."

„Nun, von dem wundert's mich doch nicht," flüsterte giftig das Weib. — „Aber der Mathias! Von dem hätte ich nimmer gedacht, daß er sich fürchtete und seine Freunde im Stich lasse."

„Der fürchtet sich auch nicht; der hat seine Ursachen gehabt. Sprach er nicht von der Polizei, die das Haus umstellt habe? — Was kann man da machen?"

„Und wir sollen sie also ruhig ziehen lassen?"

„Soll ich sie vielleicht aufhalten?" fragte Meister Schwemmer mit einem jammervollen Blick auf seine wankende Gestalt. — „Ja, vor zwanzig Jahren," setzte er zähneknirschend hinzu, „mit einer gesunden Faust und keinen trüben Erinnerungen, da hätte mir Einer so kommen sollen. — Aber jetzt! — Doch ruhig, Weib; komm' vor in die Wohnstube, da ist's dunkel und wir können unbeachtet zum Fenster hinaus schauen, um zu sehen, wer geht und was sie mitnehmen. — Merk' dir die Figuren so genau du kannst — das kann später von großem Nutzen sein. — Der verfluchte Husten!" —

Bei diesen Worten schlich er aus der Küche in die Wohnstube und näherte sich leise der Thüre, die in den Gang hinaus führte. Dabei machte er dem Weibe mit der Hand ein Zeichen, sie solle geräuschlos die Fenster schließen, denn die kalte Nachtluft sei ihm im Athmen beschwerlich.

Die draußen hatten nun das Kinderzimmer verlassen, Katharine drückte ihr Mädchen fest an die Brust, der Bube schlich hinter den Zimmerleuten drein, ohne von ihnen gesehen zu werden, und die zurückgebliebenen beiden kleinen Kinder auf dem Schragen schrieen jämmerlich, da man sie aus ihrem Schlafe geweckt.

Richard war voran und hatte fast die Hausthüre erreicht, als er plötzlich stehen blieb, denn er bemerkte, daß diese weit offen stand und von mehreren Gestalten besetzt war.

Eine löste sich rasch aus dem Haufen los, trat in den Gang und rief den Ankommenden ein „Halt!“ entgegen. Diese Stimme klang nicht gerade übermäßig stark, aber der Ton, mit welchem sie ihr „Halt!“ rief, brachte auf den Zimmermann, der seine Axt schon erhoben hatte, eine eigenthümliche Wirkung hervor. Es war ihm gerade, als gäbe ihm ein Vorgesetzter einen Befehl.

„Schließt die Thüre!“ fuhr die Stimme fort. „Ich meine, man hätte von dem verfluchten Lärm draußen genug gehört.“

Herr Schellinger, der zuletzt kam, trug die Blendlaterne, welche einer der Zimmerleute mitgebracht hatte. Bei dieser unerwarteten Störung hob er sie hoch empor, um das Hinderniß, welches sich ihnen entgegengestellt, zu beleuchten, wodurch es Richard möglich wurde, den Mann zu betrachten, der ihn so unerwartet und befehlend angesprochen.

Es war das eine ziemlich hohe Figur, in einen weiten Mantel gewickelt, dessen eines Ende so hoch um Hals und Schultern geschlungen war, daß es das Kinn bedeckte und man so von dem dunkeln Gesichte nichts sah als den langen schwarzen Bart und die glänzenden Augen, die unter einem gewöhnlichen runden Hute hervorblitzten.

„Ihr macht da ein sauberes Stück Arbeit,“ fuhr die Gestalt mit großer Ruhe fort, „brecht in anderer Leute Häuser ein und geht auf den Kinderraub aus. — He!“

Richard, der genug persönlichen Muth besaß, versicherte später oftmals, es sei ihm in diesem Augenblick nicht möglich gewesen, ein unheimliches Gefühl zu unterdrücken. Die Ruhe und Kälte, mit der dieser einzelne Mann — denn die Hausthüre hatte man

sogleich hinter ihm geschlossen — nun in dem engen Gange ihnen gegenüber getreten, habe ihm mächtig imponirt; weßhalb es denn auch erklärlich war, daß der Zimmermann Schritt vor Schritt zurückwich, während Jener langsam vorwärts schritt.

An der Stubenthüre blieb er stehen, öffnete sie und sprach: „Trete Einer von euch da hinein, auch das Weib mit dem Kinde; die Uebrigen mögen draußen bleiben.“

Diesem Befehle leistete Richard Folge, indem er Katharine am Arme nach sich zog.

Meister Schwemmer war zurückgetreten, als sich die Thüre geöffnet hatte, und zog sich langsam nach der Küche hin, um dort zu erwarten, wie sich dieser neue Vorfall entwickeln werde.

„He! ein Licht!“ sagte die Stimme von vorhin.

„Soll ich eines bringen?“ flüsterte das Weib ihrem Manne zu. — Und als dieser versetzte: „Gegen die Gewalt ist nichts zu machen,“ ging sie an den Herd, zündete eine Lampe an und trug sie mit zögernden Schritten in die Stube.

Dort stand der fremde Mann im Mantel und wandte langsam den Kopf herum, wodurch der volle Schein des Lichtes auf sein Gesicht fiel.

Wäre aber in diesem Augenblicke die ganze Polizei erschienen, ja das ganze Gerichtspersonal inklusive Kerkermeister, es hätte auf den Meister Schwemmer unmöglich einen schrecklicheren Eindruck hervorbringen können, als der Anblick des fremden Mannes, der so ruhig mitten in seiner Stube stand. Er fühlte, daß ihm die Kniee den Dienst versagen wollten und hielt sich deßhalb mit aller Kraft an einem Thürpfosten.

„Verzeihen Sie,“ sagte er alsdann nach einem tiefen Athemzuge, „daß ich nicht vorkomme, um Sie bestens zu begrüßen; aber ich bin ein armer kranker Mann, den seine Füße nicht mehr recht zu tragen vermögen.“

„Der aber trotz seiner Schwachheit beständig die Hand zu Geschichten bietet, die doch am Ende nothwendigerweise Aufsehen erregen und ihm Strafe auf den Hals laden müssen. — Nicht wahr?“

„Wie so, Herr?“ fragte Schwemmer erschrocken, während er

scheu an dem Fremden hinaufblinzelte, sogleich aber die Augen wieder niederschlug, als er einem jener flammenden Blicke begegnete.

„Wenn Ihr Euch nur das Fragen abgewöhnen könntet!“ entgegnete der im Mantel ungeduldig. „Gebt mir lieber gute Antworten auf die meinigen, das ist besser!“

Meister Schwemmer fuhr nun wieder zusammen und blieb mit ziemlich gekrümmtem Rücken stehen.

„Von wem habt Ihr dieses Kind?“ fragte nun der Fremde nach einer Pause und zeigte auf das kleine Mädchen.

„Dies Kind ist uns von seiner Mutter anvertraut worden,“ entgegnete der Gefragte mit ganz leiser Stimme.

„Nehmt Euch in Acht! — ich will die Wahrheit — die ich weiß — aus Eurem Munde hören. — Wer brachte Euch das Kind?“

„Nun denn — die Frau Bilz.“

Der Mann im Mantel nickte mit dem Kopfe, dann warf er einen fragenden Blick auf das Mädchen, das freudig ausrief:

„Ja, ja, Frau Bilz — so hieß sie, der ich mein Kind anvertraute und die mir in Gegenwart der Madame Becker sagte, es sei gestorben, und mir auch den Todtenschein einhändigte.“

Der Fremde zuckte verächtlich mit den Achseln und warf auf den Hausherrn einen Blick, der diesen erbeben machte. Man sah deutlich, wie er zusammenschrak. Dann aber nickte der Andere mehrmals mit dem Kopfe und fuhr strenge fort: „Ja es wird schon so sein, ich kenne diese Geschichten. — Aber noch einmal dergleichen, Meister Schwemmer, und alle Schonung hört auf. — Ihr da,“ wandte er sich an Richard, „geht ruhig Eurer Wege, das Mädchen kann ihr Kind mitnehmen. — Doch bitte ich mir eins dafür aus,“ fügte er in ganz anderem, weit gefälligerem Tone hinzu, „sie soll diesem würdigen Mann da den Todtenschein gelegentlich zurückschicken und sich auch künftig besser vorsehen, ehe sie das arme Ding da einer Frau Bilz anvertraut.“

Hätte Richard seinen Hut noch auf dem Kopfe gehabt, er würde ihn unfehlbar ehrfurchtsvoll abgenommen haben; denn die Art, wie der fremde Mann sprach, und besonders, wie er mit jenem Gauner, dem Meister Schwemmer, umzuspringen wußte, hatte ihn

mit dem allergrößten Respekt erfüllt. — „Bedanke dich, Katharine,“ sagte er leise zu dem Mädchen.

Doch winkte der fremde Mann leicht mit der Hand, als diese einige Worte stammeln wollte.

Dann zogen sie sich rückwärts aus der Stube und verließen das Haus, gefolgt von den Kameraden und Schellinger, der die Blendlaterne trug.

Auf dem kleinen Hofe standen mehrere Männer beisammen, die aber augenblicklich auseinander waren, als die Anderen aus dem Hause kamen.

Nur Einer von ihnen trat dicht an den Schneider heran, klopfte ihm leicht auf die Achseln und sagte: „Hättest gleich sagen können, was du da in dem Hause wolltest; ich würde dir wahrhaftig geholfen haben, das Kind wegzuholen. Bist aber sehr unvorsichtig gewesen, denn wenn mein Stuhl einen halben Zoll mehr links gekommen wäre, dann machtest du keine Stiche mehr, — und auch keine Reisen, darauf kannst du dich verlassen. — Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ erwiderte Herr Schellinger, indem er eilig den Anderen folgte, die schon in das baufällige Vorderhaus getreten waren.

Dort blieb Richard stehen, und als er bemerkte, daß ihm keiner seiner Getreuen fehle, stemmte er die Arme in die Seite, schaute sich rings um und sprach: „Nun, was denket ihr davon? — Ist euch so was in eurem ganzen Leben vorgekommen? Hat Einer von euch die Figur oder das Gesicht schon gesehen? — Ich gewiß nicht — soll mich der Teufel holen! — Ihr auch wohl nicht? — Und du, Schellinger?“

Der Schneider war offenbar sehr nachdenkend geworden; man bemerkte das an seiner ganzen Haltung. Er stand etwas vorn übergebeugt und hatte sein spitzes Kinn mit der linken Hand erfaßt.

„Nun, Schellinger?“

„Habt ihr euch die Männer im Hofe genau betrachtet?“ versetzte endlich der Garderobe-Gehilfe nach einer längeren Pause.

„Ja wohl, ziemlich genau.“

„Hatten sie keine weiten Hosen an und kurze Jacken, oder Pelzmützen auf dem Kopfe?“

„Beim Henker! nein," lachte einer der Zimmerleute. „Dergleichen habe ich nicht gesehen, und auch du wohl nicht, Richard."

Dieser, welcher sehr froh war, daß das ziemlich gefährliche Abenteuer so glänzend und gut abgelaufen, lachte lustig und meinte: „Wenn Schellinger Jacken und Pelzmützen gesehen hat, so wird er dafür seine Gründe haben. — Nun sprich: was denkst du denn?"

„Ja, ja, es kann nicht fehlen," erwiderte der Garderobe-Gehilfe. „Und jetzt erinnere ich mich ganz genau des Gesichtes wieder. — Siehst du, Richard, welchen Nutzen es hat, wenn man auf seinen Reisen gute Bekanntschaften macht, — denn," setzte er flüsternd hinzu, „ich will ein Lump meines Namens sein, wenn der da drinnen nicht der russische Fürst war, von dem ich dir erzählt. Er hat uns mit seinen Kosaken aus dieser verwickelten Geschichte herausgeholfen."

Damit schlug Herr Schellinger die Hände auf dem Rücken zusammen, zuckte ein paarmal mit den Achseln und ging ruhig davon, wobei sein unbedeutendes Köpfchen auf dem langen und dünnen Halse stärker als je vorn über wankte.

Die Anderen folgten ihm. —

Der Fremde in der Wohnstube des Meister Schwemmer hatte ruhig gewartet, bis Jene das Haus verlassen, dann nahm er das Mantelende von seiner rechten Schulter herunter, wodurch sein ganzer Kopf frei und auch die Arme sichtbar wurden, von denen er einen in die Seite stemmte, während er sich mit dem anderen auf den Tisch stützte.

„Ich will Euch nun zum Abschied einen guten Rath geben," sagte er mit seiner so eigenthümlich klingenden Stimme. „Thut Euch selbst den Gefallen und laßt die Geschäfte von der Art, wie das, worüber wir soeben verhandelt. In welchem Ruf Ihr in der Stadt und bei den Behörden steht, wißt Ihr selbst am besten; die letzteren sind nun auf Euch besonders aufmerksam geworden, und die Polizei würde Euch heute Abend einen sehr unangenehmen Besuch geschenkt haben, wenn ich es nicht verhindert hätte. — Also nehmt Euch für die Zukunft in Acht; wenn ich das nächste Mal komme, geschieht es nicht, um Euch zu warnen."

Bei diesen Worten wandte er sich nach der Thüre um und wollte das Zimmer verlassen; doch blieb er plötzlich stehen und fragte: „Wer ist denn das?“

Meister Schwemmer, der mit zerknirschter Miene die Worte des Fremden angehört, blickte in die Höhe und sah den Buben, der sich hinter Richard unbemerkt in das Zimmer geschlichen hatte und bis jetzt ruhig an der Thüre stehen geblieben war. Er hielt seinen kleinen Körper gerade und aufrecht, schaute unbefangen in die Höhe und blickte den Mann im Mantel fest mit seinen blitzenden Augen an. Dabei hatte er ebenso wie dieser den linken Arm in die Seite gestemmt.

„Das ist ein auffallendes Gesicht,“ murmelte der Fremde und fuhr sich mit der Hand über die Augen. — „Dieser Blick! Und die ganze Form des Kopfes. — Bei Gott! seltsam.“ — Er wandte sich rasch nach dem Hausherrn um und fragte: „Wem gehört dieses Kind?“

Dieser bückte sich demüthig und zog furchtsam die Achseln in die Höhe, als er entgegnete: „Ich weiß es nicht, Herr; gewiß, ich weiß es nicht.“

„Keine Lüge, Meister Schwemmer!“ —

„Auf meine Seele, nein! — Möge ich verderben, wenn ich nicht die Wahrheit sage. — Der Knabe wurde mir vor Kurzem durch eine Unterhändlerin gebracht, die ich nennen kann; doch war auch das schon die zweite Hand, durch welche der Bube gegangen.“

„Es ist möglich, daß Ihr diesmal nicht lügt,“ erwiderte der Fremde mit einem sonderbaren Lächeln. „Ich will Euch was sagen, guter Meister Schwemmer: bis morgen Abend um sechs Uhr wünsche ich auf's Genaueste zu erfahren, wie die erste Hand heißt, die den Knaben in die zweite geliefert. — Habt Ihr mich verstanden?“

„Ja, Herr. — Soviel ich indessen weiß —“

„Für jetzt nichts Weiteres; ich mag keine Vermuthungen. — Also morgen Abend um sechs Uhr etwas, worauf ich mich verlassen kann! — Wer bist du?“ wandte er sich an das Kind.

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete der Knabe mit heller Stimme. „Ich kann dir nur sagen, daß ich Karl heiße, bei der alten Frau Fischer wohne und von hier fort will.“

„So, du willst von hier fort? — Also gefällt es dir da nicht?"

Das Kind blickte scheu um sich, und als es das Weib mit der rothen Nase nicht bemerkte, sagte es: „Ich mag nicht mehr bleiben; sie sind so böse, namentlich das Weib mit der rothen Nase. Wir bekommen fast nichts zu essen, sie schlagen uns viel, und dann ist es drüben so arg kalt."

„Der legt ein gutes Zeugniß von Eurer Wirthschaft ab," sprach der Fremde mit einem flammenden Blick. — „Aber es ist wirklich erstaunlich," fuhr er ganz leise fort, „welche Aehnlichkeit ich da heraus finde, namentlich in den Augen; ja sogar, wenn er spricht, die gleichen Bewegungen des Kopfes. — Aber das ist möglich? — Bei Gott! es könnte sein. Nun, wenn Jemand der Sache auf die Spur kommen könnte, so wäre ich der Mann dazu. — Du sprachst vorhin von einer Frau Fischer; getraust du dir vielleicht das Haus, wo sie wohnt, aufzufinden?"

„Das ist gewiß nur ein falscher Name, den man dem Knaben gesagt, denn —" wagte Meister Schwemmer sich in das Gespräch zu mischen. Doch machte ihn ein Blick des Anderen plötzlich verstummen.

„Von hier werde ich das Haus schwerlich finden, aber wenn man mich auf den Platz bringt, wo das schöne Schloß steht — ich habe da viel gespielt und die Soldaten gesehen — da glaube ich wohl, ich würde das Haus finden, wo die gute Frau Fischer wohnt." — Dies sagte der Knabe mit einer freudigen Erregung, wobei seine Augen strahlten.

„Nun gut," erwiderte der Fremde, „den Versuch wollen wir morgen machen; und du siehst mir gerade so aus, als wenn du zu halten im Stande wärest, was du versprichst. — Willst du mit mir gehen?"

„Gern! gern!" rief das Kind, und eine tiefe Röthe flammte auf seinem Gesichte auf.

„Aber doch wohl noch lieber zu deiner Frau Fischer? — Oder bliebst du gern beständig bei mir?"

Der Knabe besann sich einige Sekunden, dann warf er einen Blick auf den Meister Schwemmer und das Weib, das unter der

Küchenthüre erschienen war, um sogleich wieder zu verschwinden. Hierauf antwortete er: „Zuerst möchte ich wohl die Frau Fischer wieder sehen, um ihr zu sagen, daß sie mich hier nicht todtgeschlagen, dann möchte ich aber zu dir kommen und bei dir bleiben. — Ich bin gewiß überzeugt, du hast auch Waffen zu Haus — Säbel oder Pistolen oder auch nur ein Messer."

„Und wozu das?"

„Damit ich mich wehren kann, wenn sie mich wieder fortbringen wollten. — Ja, hätte ich nur an dem Abend mein kleines Gewehr gehabt, das hat ein ganz spitzes Bajonnet, oder hätte mir Einer ein Messer gegeben." — Bei diesen Worten ballte er seine kleinen Hände und erhob sie drohend gegen das Nebenzimmer.

Der Fremde betrachtete ihn einen Augenblick lächelnd, und, wie es schien, mit großem Wohlgefallen. Dann legte er die Hand vor die Augen und sprach wie zu sich selber: „Bei dem Anblick dieses Knaben treten blutige Bilder aus meiner Jugend lebendig hervor. Ganz so stand ich da, nur mit dem Unterschiede, daß ich wirklich ein Messer in der Hand hielt. — Eigenthümlich!" Darauf ging er mit raschen Schritten an das Fenster, blickte hinaus und murmelte: „Richtig! Mathias ist nicht mehr da. Ich wußte es ja." — Er wandte sich hierauf an den Meister Schwemmer und sagte: „Ist Jemand im Hause, der das Kind heute Nacht in den Fuchsbau bringen kann?"

„Der Sträuber wird noch da sein," entgegnete der Hausherr; und dann rief er in's Nebenzimmer hinein: „Geh', such' den Sträuber, er muß sich noch im Haus befinden."

Darauf vernahm man, wie das Weib die Küche verließ und wie sie kurze Zeit nachher mit Jemand im Gange flüsterte.

Der Fremde lehnte sich ruhig wartend an den Tisch, und Meister Schwemmer blickte mit der demüthigsten Miene von der Welt nach der Stubenthüre, die sich jetzt langsam öffnete.

Herr Sträuber trat ein und blieb, den Hut in der Hand haltend, mit gesenktem Kopfe am Eingange stehen.

„Ah ja, Herr Sträuber! — Der Beste der Besten!" sagte der

Fremde, unverkennbar mit tiefer Verachtung. — „Sie sind mir als Begleiter dieses jungen kleinen Herrn da nicht der Liebste; aber man nimmt, was man hat. — Hören Sie mich an!"

Der Andere war auf diese ziemlich laut gesprochenen Worte augenscheinlich zusammengefahren und wagte es nicht, den Kopf zu erheben; er drehte nur seine Augen in die Höhe und erwiderte mit leiser Stimme: „Ich höre."

„Sie gehen also mit diesem Kinde auf dem geradesten Wege nach dem Fuchsbau; doch verstehen Sie mich wohl: auf dem geradesten Wege, halten auch nirgendwo an und sprechen mit Niemand, Sie schauen gerade vor sich hin und lassen mir das Herumgaffen bleiben; es könnte Aufsehen erregen, und ich kenne Sie. — Nehmen Sie sich aber ja in Acht, Herr Sträuber," fuhr er in lauterem Tone fort, „daß Sie von dieser Instruktion nicht eine Idee abweichen; es könnte Ihnen schlecht bekommen. — Im Fuchsbau wird Mathias sein; ihm übergeben Sie den Knaben, er soll ihn für heute Nacht anständig unterbringen. Morgen erhält er meine Befehle."

„Und mit dem soll ich gehen?" fragte das Kind.

„Nur eine kleine Strecke," erwiderte bestimmt der Fremde. — „Also Gott befohlen! Morgen wirst du zu deiner Frau Fischer kommen oder vielleicht zu einem Herrn, der es gut mit dir meint." — Damit reichte er ihm die Hand, und der Kleine folgte seinem Führer, der bereits in den Gang hinaus getreten war.

Der Fremde trat an die Thüre und schaute ihnen nach, wie sie durch die Hausflur dahin gingen. — „Ich empfehle Ihnen den geradesten Weg, Herr Sträuber," wiederholte er nochmals und setzte lächelnd hinzu: „Mit dem Kinde werden Sie keinen Versuchungen ausgesetzt sein, denn es ist ja ein Knabe und trägt keine Ohrringe."

Sobald die Tritte der Beiden draußen im Hofe verhallt waren, schlug der Fremde sein Mantelende wieder über die rechte Schulter, nickte dem Meister Schwemmer leicht mit dem Kopfe zu und verließ ebenfalls das Haus.

— — — — — — — — — — — — — —

Am gleichen Abend hielt Graf Fohrbach mit Arthur ein Rendezvous in dem Kaffeehause auf dem Kastellplatze. Beide Freunde hatten sich schon mehreremal in ihren Wohnungen verfehlt und sich schriftlich diese Zusammenkunft gegeben. Sie waren längere Zeit in einem hinteren Zimmer allein gewesen und hatten eifrig mit einander gesprochen.

Der Gegenstand dieser Unterredung, den der geneigte Leser wohl errathen wird, war für den Grafen so wichtig, daß er es sogar vergessen hatte, Arthur zu fragen, wie er am Neujahrsabend in jener uns ebenfalls bekannten Angelegenheit für ihn gehandelt und welches Resultat seine Unterredung mit der jungen Dame gehabt habe.

Die Beiden verließen nun das Kaffeehaus und schritten in fortgesetztem Gespräch über den Kastellplatz dahin.

„Also sein Gesicht konnten Sie damals nicht sehen?" fragte der Graf.

„Nein, das war unmöglich, wie ich Ihnen schon sagte," erwiderte Arthur, „denn er hatte den Mantel dicht um den unteren Theil des Gesichts geschlungen."

„Aber die Stimme glaubten Sie wirklich zu erkennen?"

„Ich glaube nicht, daß ich mich darin täusche: es war die des Barons. Nur sprach er die Worte anders aus, als es sonst seine Art ist; er redete kräftig, energisch, ja befehlend."

„Es ist kein Zweifel," entgegnete Graf Fohrbach nach einer längeren Pause; „es mußte dieselbe Person sein. — Aber haben Sie je eine so furchtbare Geschichte erlebt? — Was kann und wird Alles daraus entstehen? Denken Sie sich den Skandal, wenn dieser Mann, der in der Gesellschaft nach allen Richtungen seine Verbindungen angeknüpft hat, plötzlich von der Hand des Gerichtes erfaßt wird! — Das muß in unseren Kreisen Verletzungen zurücklassen, die schwer zu heilen oder zu verwischen sind. Aber vor allen Dingen, lieber Arthur, denken Sie ja daran, was Sie mir vorhin versprochen — die tiefste Verschwiegenheit über Alles, was ich Ihnen mitgetheilt. Wenn wir je zu einem Ziele gelangen können, so ist das nur möglich, wenn wir mit der größten Behutsamkeit vorgehen. Man darf darüber nicht athmen."

„Gewiß nicht, Graf Fohrbach; und Sie werden das von mir überzeugt sein."

„Das wissen Sie ja, lieber Arthur; sonst hätte ich Ihnen nicht das Ganze so ohne allen Rückhalt anvertraut. — Sie gehen nach Hause?"

„Ja, ich muß. — Und Sie?"

„Ich werde noch einen Besuch machen. — Aber lassen Sie sich ja bald bei mir sehen."

„Schon morgen. Wie Sie wissen, hatte Seine Excellenz der Herr Kriegsminister die Gnade, mich zu Spiel und Thee einladen zu lassen."

„Richtig! da sehen wir uns ja. — Also, gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Damit trennten sich die beiden Freunde; Arthur ging links, der Graf nach rechts gegen die Polizeidirektion hin, in deren Nähe er seinen Wagen warten ließ.

Wie wir wissen, war es bereits vollkommen dunkel geworden, doch brannten überall die Gaslaternen; und namentlich hier, wo es viele Laden und Magazine gab, war die Straße fast taghell beleuchtet.

Graf Fohrbach ging gedankenvoll seines Weges und sah nur zuweilen in die Höhe, um einen Blick in die hellerleuchteten Gewölbe zu werfen oder um hie und da Jemand auszuweichen. So kam er in die Nähe der Polizeidirektion, als zu seiner Rechten aus einer engen Gasse, die an der Seite dieses großen Hauses bei den Hintergebäuden und Gärten desselben vorbeilief und in eine andere Straße mündete, zwei Männer hervortraten, bei deren Anblick er plötzlich seinen raschen Schritt mäßigte, ja in der nächsten Sekunde wie angefesselt stehen blieb. — Der Eine dieser beiden Männer war der Baron Brand. Ja, er konnte sich nicht täuschen: es war sein Gang, seine Haltung, seine ganze Figur. — Und auch die Stimme; denn jetzt sprach er einige Worte zu dem Anderen, der neben ihm ging. Dieser war aber ein Polizei-Kommissär in voller Uniform.

Der Graf war so überzeugt, den Baron zu erkennen, daß er

ihn zu jeder anderen Zeit angerufen hätte. Und jetzt — nein, da war keine Täuschung möglich — jetzt war er sicher, daß dies auch derselbe Mann sei, den er in jener Nacht aus dem Fuchsbau hatte heraus kommen sehen.

Die Beiden gingen unterdessen im gewöhnlichen Schritte dahin und hatten bald die Thüre der Polizeidirektion erreicht. Dort blieben sie stehen; der Mann im Mantel reichte dem Anderen die Hand, worauf der Kommissär eine tiefe Verbeugung machte und dann an der Treppe stehen blieb, jenem nachblickend, welcher in eine Seitenstraße einbog und verschwand.

„Heute wäre es eine günstige Gelegenheit, ihm zu folgen," dachte Graf Fohrbach, indem er rasch vorwärts eilte. „Es ist noch eine ziemlich frühe Stunde; ich rufe seinen Namen, und da wollen wir sehen, ob er anhält und mir Rede steht." — Doch kam ihm im nächsten Augenblicke ein anderer und, wie er glaubte, besserer Gedanke. Er hatte mit zwei Schritten die Treppe der Polizeidirektion erreicht, welche der Kommissär soeben langsam hinauf stieg.

Graf Fohrbach bot ihm laut einen guten Abend.

Der Beamte wandte sich plötzlich um, und als er beim hellen Lichte der Gaslaterne den Adjutanten Seiner Majestät erkannte, machte er schon auf der obersten Stufe eine tiefe Verbeugung und stieg eilig und mit großer Höflichkeit die Treppen herab, da er wohl bemerkte, daß ihn der Graf erwartete.

„Euer Erlaucht haben irgend einen Befehl für mich?" fragte er verbindlich.

„Das nicht, Herr Kommissär," erwiderte der Adjutant. „Würde mir das auch nicht erlauben; doch wenn Sie mir eine Frage beantworten könnten, wäre ich Ihnen sehr dankbar dafür."

„Mit dem größten Vergnügen."

„Wer war jener Herr, der eben mit Ihnen ging und Sie vor wenigen Augenblicken verließ?"

Der Polizei-Kommissär rieb sich die Hände und lächelte pfiffig, worauf er sagte: „Das ist eigentlich eine Art Dienstgeheimniß, welches aber Euer Erlaucht mitzutheilen ich mich nicht zu geniren brauche. Jener Herr, der im Mantel, — ich gebe Euer Erlaucht

mein Ehrenwort, daß ich seinen Namen nicht einmal weiß, — aber unter uns gesagt," — damit hielt er die rechte Hand an eine Seite des Mundes und flüsterte dem Grafen in's Ohr: „Er ist einer der Sekretäre Seiner Excellenz des Herrn Präsidenten, und gehört zur geheimen Polizei."

„Zur geheimen Polizei?" sprach der Graf im Tone des höchsten Erstaunens.

„Es ist so, Euer Erlaucht. — Aber nicht wahr, das bleibt ganz unter uns?"

Einundsechzigstes Kapitel.

Die Soirée des Kriegsministers.

Wenn bei Seiner Excellenz dem Kriegsminister große Soiréen stattfanden, was im Laufe des Winters mehrmals vorkam, so wurden hiezu die unteren Apartements des palastähnlichen Hauses, die sonst immer verschlossen waren, geöffnet. Sie bestanden aus einem großen Tanzsaal mit Nebenzimmern zu allen möglichen Zwecken; hier konnten die Tänzer ausruhen, dort konnten Mütter und andere Anverwandte sich einer angenehmen Konversation hingeben und doch mit einem einzigen Blick den Ballsaal und somit ihre Töchter und Schutzbefohlenen übersehen. Etwas entfernter von der rauschenden Musik waren Konversations- und Spielzimmer, sowie auch ein Gemach, dessen schwere eichene Tische mit Albums aller Art und illustrirten Werken überladen waren.

Wie wir bereits wissen, verband der kleine Wintergarten das Haupthaus mit dem Hintergebäude, wo der junge Graf Fohrbach wohnte. An solchen Abenden aber wie der heutige war nicht blos der Blumengarten geöffnet, beleuchtet und zum Eingang von Gästen eingerichtet, sondern das Apartement des jungen Grafen mit Ausnahme des Schlafzimmers in die ganze Reihe hinein gezogen, und es wurde hier gewöhnlich soupirt.

Wenn man nun vor Beginn der Soirée durch die ganze

Zimmerreihe dahin schritt, wo die hohen Wachskerzen soeben angezündet waren und der Glanz ihrer Lichter noch durch keinen Staub getrübt wurde, wo die Blumen in den Ecken und auf den Tischen noch in ihrer ganzen Frische prangten, wo sich die Möbel der verschiedenen Zimmer und Salons noch in jener gut berechneten Unordnung befanden, die dem Auge so wohl thut, wenn die reine Atmosphäre noch versüßt war durch den Duft der Blumen und Gesträuche aus dem geöffneten Wintergarten, — so mußte man sich gestehen, daß dies Apartement, wenn auch wohl in der Größe und Ausdehnung manchem andern nachstehend, doch an zierlicher Eleganz, Geschmack und Lieblichkeit gewiß weit und breit seines Gleichen vergeblich suchte. Namentlich machte es dem jungen Grafen vieles Vergnügen, seinen ersten großen Salon, der an das Gewächshaus stieß, immer wieder auf neue Art zu dekoriren und einzurichten.

Heute nun schien er eine Fortsetzung des Wintergartens zu sein, und wenn man hinein trat, so glaubte man in ein großes Gewächshaus zu kommen. Alle Ecken waren mit dichten Gebüschpartieen besetzt, von welchen sich nach verschiedenen Seiten hin Blumen und Sträucher in das Zimmer hinein zogen, so daß sie dasselbe in eine ganze Menge kleiner Pflanzenkabinete abtheilten. Diese nun waren auf das Mannigfaltigste möblirt; hier bot eins Platz für zehn und zwölf Personen, dort vielleicht für fünf und sechs, weiterhin aber sah man recht lauschige Plätzchen, wo nur ein einsamer Sopha oder zwei Fauteuils standen, wie geschaffen zu einem heimlichen Zwiegespräch. Einen Kronleuchter hatte der Salon nicht; er würde auch die ganze Wirkung dieses künstlichen Gartens zerstört haben. Zwischen den Blumenpartieen, namentlich aber am Ende derselben, standen kleine Postamente und auf diesen Lampen, welche über die Pflanzen emporragten oder zwischen ihnen durchschimmerten. Die Kugeln dieser Lampen waren mit künstlichen, gemachten und transparenten Blumen umgeben, die nun aus dem dunkeln Grün magisch hervorleuchteten, hier ein Bouquet riesenhafter, glühender Rosen darstellend, dort einen Strauß anderer sanft schimmernder Blüthen, oder weiterhin eine Partie weißer, glänzender Lilien.

Auch zu Anfang des Balles, wo sich Alles in den vorderen Zimmern befand, war hier ein recht heimlicher, anmuthiger Aufenthalt. Da hörte man aus weiter Entfernung das Murmeln der Stimmen, die Akkorde der Tanzmusik, oder, wenn diese einen Augenblick schwieg, das sanfte Plätschern der Springbrunnen in dem anstoßenden Wintergarten. Doch ließen sich wenige Gäste hier nieder; man spazierte nur hindurch, um die schönen Arrangements zu bewundern und zog sich hierauf wieder nach dem vorderen Theile des Apartements zurück, weil dort Tanz und Spiel zu finden war, und weil, wie Jedes wußte, der zierliche Salon des jungen Grafen für die allerhöchsten Herrschaften so zu sagen reservirt war, wohin sich diese auch häufig mit einzelnen auserwählten Vertrauten zurückzogen.

Wenige Minuten nach acht Uhr hatte übrigens das ganze Apartement am heutigen Abend den Reiz der Einsamkeit und auch schon theilweise der Frische verloren und diente nur noch zu dem Aufenthalt eines wahrhaft fabelhaften Glanzes, der sich in seinen Räumen ausbreitete.

Vor dem Tanzsaale empfing der Kriegsminister die hohen Herrschaften, wobei der alte Herr mehrere tiefe Verbeugungen machte, die bald mit vertraulichem Gruß und einigen freundlichen Worten erwidert wurden, bald auch nur mit einem steifen und sehr vornehmen Nicken des Kopfes, je nachdem man damit eine größere oder kleinere Gnade andeuten wollte.

Nachdem so der allgemeine Empfang vorüber war, zu welchem sich Alles, was auf das Recht bemerkt zu werden Anspruch machen konnte, in den Vorzimmern und dem Eingang des Tanzsaales zusammengedrängt hatte, lösten sich die Anwesenden in einzelne Gruppen auf, die hohen Personen hielten in den verschiedenen Zimmern ihre kleinen oder großen Cercles, die jungen Herren und Damen folgten der rauschenden Tanzmusik, die alten Excellenzen und sonstigen Würdenträger zogen sich in die Spielzimmer zurück, und jene Eingeladenen, deren schwarze Fräcke schon mehreren Moden siegreich widerstanden, deren weiße Westen etwas zu kurz, die Handschuhe dagegen etwas zu lang waren, tapezierten die Wände, stan=

den, in der Absicht, auffallend bescheiden und schüchtern zu sein, Jedermann im Wege, traten sich gegenseitig auf die Füße, machten vor jedem Stern einen tiefen Bückling, wobei sie nicht selten von hinten mit einer alten Dame sehr unangenehm karambolirten, und schwammen im Allgemeinen für sich und Andere sehr unerquicklich auf der Woge dieses glänzenden Lebens dahin, bis sie endlich von der gewaltigen Fluth in ein entferntes Nebenzimmer geschleudert wurden, um hier in irgend einer Ecke ruhig zu warten, bis sie mit Anstand verschwinden konnten; oder um ein paar Stunden lang mit großer Geduld und Ausdauer verschiedene Albums zu durchblättern, wobei sie sehnsüchtige Blicke auf die Uhr warfen und schmerzliche auf ihre Füße, deren Hühneraugen unter den engen Schuhen von Glanzleder entsetzlich brannten und schmerzten.

Im Uebrigen war jetzt der Ball vollkommen en train; man tanzte, man lachte, man spielte, man unterhielt sich, und dabei rauschten Kleider und Bänder, glänzten Diamanten, Perlen und Sterne, glühten frische Wangen und funkelten schöne Augen.

Der geneigte Leser wird in dem Gewühle hier und in allen Theilen des Apartements viele seiner Bekannten wieder finden: in dem Spielzimmer die Excellenzen, denen er im königlichen Vorzimmer begegnete, hier aber ihrer würdevollen Mienen sowie der Uniform entkleidet, und dagegen angethan mit dem schwarzen Frack, der weißen Weste, über welcher das breite, farbige Ordensband glänzt; — sowie auch den Herrn von Dankwart, der sich bemüht in alle Karten zu schauen, über das Spiel im Allgemeinen zu sprechen, oder hie und da gute Rathschläge im Einzelnen zu ertheilen, die ihm aber höchstens einen erstaunten Blick eintragen.

Im Tanzsaale finden wir den Major von S., der, obgleich über die Jahre des Tanzens schon fast hinüber, sich doch neulich auf heute Abend zu einem Walzer verpflichtete, ein Leichtsinn, den er nun im Schweiße seines Angesichtes abbüßen muß; den nunmehrigen Regierungsrath Eduard von B., der es an der Zeit findet, sich gründlich unter den Töchtern des Landes umzuschauen; — sowie auch abermals den Herrn von Dankwart, der ohne selbst

zu tanzen, über diese Kunst im Allgemeinen sehr gründlich abspricht und einzelnen jungen Damen Rathschläge ertheilt, die aber bei den Schönen und Gesuchten ein vornehmes Achselzucken, bei den Bescheidenern und minder Hervorragenden ein leichtes mitleidiges Lächeln hervorbringen.

In den entfernteren Zimmern, an den Tischen mit den Albums sehen wir jene Herren mit den altmodischen Fräcken, Beamte des kriegsministeriellen Departements, junge, noch schüchterne Offiziere und Künstler; — sowie auch wieder den Herrn von Dankwart, der hier als Protektor und Kritiker auftritt, sich so hoch streckt, als es seine kleinen Beine erlauben, die Nase gewaltig erhebt und mit großer Bescheidenheit versichert, wenn auch seine Anwesenheit in hiesiger Stadt im Allgemeinen noch von keinen großen Folgen gewesen sei, so müsse er sich doch selbst zugestehen, daß sein Urtheil, sein Lob und Tadel auf dem Gebiete der Kunst schon außerordentliche Früchte getragen. — „Man fürchtet sich vor mir," sagte er, „man weiß, wie ich nur das Gute schätze, aber dem Mittelmäßigen streng entgegen trete; man muß es anerkennen, daß ich die Aufmerksamkeit der Frau Herzogin auf manches bisher unbekannte Talent gelenkt, und daß ich so zu sagen Künstler erzogen habe, die es noch zu etwas Großem bringen werden, wenn sie wie bisher meinen Winken und Rathschlägen Folge leisten."

Im Wintergarten finden wir einige Hofdamen, die plaudernd auf- und abgehen, bald vor dieser Blumengruppe, bald vor jener bewundernd stehen bleiben, während sie häufig ausrufen: „Charmant! — köstlich! — deliciös!" — die dabei ihre weißseidenen Roben sehr in Acht nehmen, damit sie nicht an irgend ein nasses Blatt streifen, und die Alle mit dem Fächer wedeln, sobald Eine die Bemerkung macht, in dem Saale sei es unerträglich heiß; — sowie auch den unvermeidlichen Herrn von Dankwart, der über Blumenzucht im Allgemeinen spricht, auch recht anerkennend über den Gärtner des Kriegsministers urtheilt, im Einzelnen aber die bündige Erklärung abgibt, daß, obgleich hier viel für Blumenzucht geschähe, die hiesigen Gewächshäuser doch keinen Vergleich aushalten könnten mit denen, die er zu Haus verlassen, und daß,

ohne ungerecht zu sein, was Pflanzen und Blumen anbetreffe, hier sich gegen dort wie Sibirien zu Italien verhalte.

Im Salon des jungen Grafen ist dieser selbst und nimmt freundlich und bescheiden die ausschweifenden Lobsprüche einiger alten Hofdamen in Empfang, die ihn versichern, so etwas Magnifikes und wirklich Graziöses noch nie gesehen zu haben; — sowie auch der Herr von Dankwart, der lächelnd hinzu tritt, und dem Grafen vertraulich auf die Schulter klopfen will. Es bleibt jedoch bei dem Versuche, denn Graf Fohrbach macht eine entschieden rückgängige Bewegung, von einem sonderbaren Blicke begleitet, was aber den Herrn von Dankwart durchaus nicht abzuschrecken scheint; denn er nähert sich abermals, reibt seine Hände, und sagt, indem er sich auf den Fußspitzen wiegt: „Bei Gott! dieser gute Graf hat etwas gelernt. Gestehen Sie, Ihnen hat der Salon der Fürstin X. bei uns vorgeschwebt und Sie haben den hiesigen darnach gebildet, aber wirklich mit vielem Geschmack und Eleganz. Wahrhaftig, Graf Fohrbach, Ihr Geist ist ein dankbares Feld für Bemerkungen, die man Ihnen gelegentlich macht; Sie haben da meine Idee mit den transparenten Blumen vortrefflich benützt, — in der That, vortrefflich benützt. Nur wissen Sie, was ich hie und da noch besser gemacht hätte? — Zwischen dem Grün hindurch ein Bouquet Wachskerzen. Ich versichere Sie, der Glanz der Lichter zwischen den Blättern macht eine fabelhafte Wirkung. So war es auch bei der Fürstin X., das allein haben Sie vergessen."

So plauderte Herr von Dankwart unermüdlich fort und eilte dabei mit außerordentlicher Beweglichkeit, ohne auf seine Reden irgend eine Entgegnung abzuwarten, zu den verschiedenen Gruppen, wo er Wachslichter angebracht zu haben wünschte, und als er sich endlich wieder zu der Gesellschaft umdrehte, bemerkte er, daß Alle das Zimmer verlassen hatten bis auf eine alte Gräfin, die ihm mit wahrer Bewunderung zuzulauschen schien, denn sie war von der Frau Herzogin sehr abhängig und erhielt durch die Hand des Herrn von Dankwart vertraulicher Weise manche Unterstützung.

Im Vorzimmer, um bis an das Ende des Apartements zu gehen, sah man die Dienerschaft des Hauses die Erfrischungen her=

richten, und die Limonaden sowie das Gefrorene vorher heimlicher Weise versuchen, ob es auch wohl würdig sei, den Gästen präsentirt zu werden; — sowie auch den Herrn von Dankwart, der eigentlich hieher gehörte, und der einem Kammerdiener anempfahl, es ihm ja augenblicklich zu melden, sobald der Wagen der Frau Herzogin vorgefahren sei.

Einen unserer Bekannten suchten wir bis jetzt überall vergebens, den Herrn von Brand nämlich, der aber eingeladen und auch erschienen war. Doch fanden wir ihn nicht, weil er, wie der Herr von Dankwart, bald hier bald dort war, übrigens eine ganz andere Rolle spielend; denn während dieser sich vordrängte, viel sprach und also leicht bemerkbar war, zog Jener sich zurück, knüpfte fast gar keine Unterhaltungen an und schien nur aus der Ferne dies und das zu beobachten.

Jetzt näherte er sich dem Spielzimmer, trat aber dort sogleich in eine Fensternische und ließ sich auf einem kleinen Fauteuil nieder, der ihn durch den daneben herabhängenden Vorhang fast ganz verbarg.

Es waren in diesem Zimmer drei Spieltische aufgestellt, und man arbeitete fast überall mit dem Strohmann; doch war der Stuhl desselben fast nirgendwo unbesetzt, und wenn sich ein Zuschauer von demselben erhob, so nahm gleich ein anderer darauf Platz.

An dem Tische, der dem Baron zunächst stand, saß Seine Excellenz der Oberststallmeister, der Hofmarschall, sowie ein kleiner alter, vertrockneter Herr, dessen Bekanntschaft wir noch nicht gemacht. Er hatte ein spitziges Gesicht von unangenehmem Ausdruck, tief liegende, trübe Augen, wenig Zähne und auf dem Kopfe eine Perücke, deren Farbe offenbar zu dunkel abstach gegen seine fahle, verlebte Gesichtsfarbe. Der alte Herr saß mit ziemlich gekrümmtem Rücken da und bückte sich bei jeder Karte, die ein Anderer ausspielte, noch tiefer hinab, wobei er die Augen blinzelnd zusammen kniff. Zuweilen bediente er sich auch einer Lorgnette, die neben ihm lag, um einen etwas entfernten Stich betrachten zu können. Seine Finger waren unendlich mager und zitterten oftmals so heftig, daß er mit der rechten Hand nachhelfen mußte, um die in Unordnung gerathenen Karten wieder gehörig aufzurichten.

Wenn wir dem geneigten Leser sagen, daß er von seinen Mitspielenden mit „Excellenz“ angeredet wurde, daß er über der weißen Atlasweste ein breites Band trug, sowie auf dem schwarzen modischen Frack einen blitzenden Stern, so wird derselbe versichert sein, daß wir ihn soeben mit einer sehr vornehmen Person bekannt gemacht haben.

Es war dies Seine Excellenz, der in dieser Geschichte schon einige Mal erwähnte pensionirte General-Adjutant Baron von W., in seiner Jugend ein gewaltiger Eroberer in mancherlei Beziehungen, jetzt nur noch eine alte, verdrießliche Ruine, die nur in solchen Augenblicken etwas freundlicher aussah, wenn sie von der Sonne allerhöchster Huld und Gnade beschienen wurde.

Neben ihm, auf dem Platze des Strohmanns, saß seine Frau, die Baronin W., und man konnte sich keinen größern Kontrast denken, als dieses Ehepaar darstellte. Sie war eine schöne Frau in den Zwanzigen, hatte volle, schwellende Formen, einen unbeschreiblich weißen, aber sehr blassen Teint und die schönsten hellblonden Haare, die man sehen konnte. Die Baronin war einfach in hellblaue Seide gekleidet; ihr Schmuck war unbedeutend und bestand nur in Perlen, die sie am Armband und in den Ohrringen trug. Sie war, wie gesagt, heute noch eine der reizendsten Erscheinungen, mußte aber vor Jahren wunderbar schön gewesen sein, als sich die Frische der Jugend noch in den Formen ihrer Gestalt ausdrückte und als ihr jetzt etwas umflortes Auge noch im vollen Glanze strahlte. Sie war etwas stark geworden und ihre Augenlider hatten eine eigenthümliche Färbung; dunkler als die Stirne lag über ihnen ein Schimmer von Rosa und Braun, welches aber das Gesicht durchaus nicht entstellte, ja es womöglich noch anziehender und interessanter machte. Wie schon gesagt, saß sie an der Stelle des Strohmannes und hatte den vollen weißen Arm so auf die Ecke des Tisches gelegt, daß der Fächer, der am Handgelenke befestigt war, frei herab hing und hin- und herschwebte, welches Spiel sie angelegentlich zu betrachten schien. Zuweilen aber, wenn Seine Excellenz einen Ton des Mißfallens oder der Freude hören ließ, hob sie die müden Augenlider empor und schaute über die Karten

hin, wobei ein leichtes Lächeln um ihren Mund spielte, wenn sie den Blicken des Gemahls begegnete.

Der Herr von Brand saß so in seiner Ecke, daß ihm Seine Excellenz der General-Adjutant den Rücken zudrehte, er dagegen der Baronin in's Gesicht sehen konnte.

Seine Excellenz bekam vortreffliche Karten und nahm häufig ihre Lorgnette, um die Stiche zu betrachten. Auch lachte sie zuweilen laut hinaus, was zwar durchaus nicht angenehm klang, aber die Freude ihres Herzens bekundete.

Die Baronin schien an dieser Freude offenbar Antheil zu nehmen, denn sie ließ ihr Fächerspiel bleiben, stützte den Kopf auf ihren Arm und begleitete das triumphirende: „enfin — petit Schlemm!“ Seiner Excellenz mit einem freundlichen Kopfnicken.

Als sie in diesem Momente das Gesicht erhob, und, gewiß zufälliger Weise, ihre Blicke durch das Zimmer schweifen ließ, begegneten sie denen des Herrn von Brand, der sie aufmerksam und fest ansah. Es mußte für sie etwas Seltsames in diesem Anschauen liegen, denn ihre Gesichtszüge änderten sich vielleicht während einer Sekunde, was sie fühlte, denn sie blickte fast erschrocken auf ihren Gemahl, der aber in seine Karten sah und durchaus nichts bemerkt hatte.

Hierauf drehte sich die Baronin nach und nach an dem Tische so, daß sie nach der Fensternische schauen konnte, während die rechte Hand den Spielenden ihr Gesicht verdeckte. Wir müssen nun eingestehen, daß sie jetzt häufig ihre Blicke dem Baron zuwandte, daß dieser ebenfalls scharf herüber sah, ja daß er kurze Zeit nachher ein für uns unverständliches Zeichen machte, welches die schöne Frau dadurch beantwortete, daß sie langsam ihre Augenlider senkte, was offenbar Ja bedeutete; denn nun erhob sich der Baron aus seiner Fensternische und schlich, von den Spielenden ungesehen, zum Zimmer hinaus.

Die Baronin blieb noch eine Zeit lang; dann legte sie ihre volle weiche Hand auf den schlotternden Aermel ihres Gemahls und sagte mit ihrer sanften Stimme: „Ich wünsche dir alles Glück wie bisher,“ — worauf der Oberststallmeister galant erwiderte:

„Das wird von ihm verschwinden, sobald Sie, gnädige Frau, ihn verlassen.“

„Was übrigens auch nicht mehr als recht und billig ist,“ meinte einigermaßen verdrießlich der Hofmarschall. „Denn Seine Excellenz gehen in der That zu grausam mit uns um.“

„Mais où allez-vous?“ fragte mürrisch der Gemahl, indem er der Baronin einen unfreundlichen Blick zuwarf. „Man sollte wahrhaftig glauben, es thue dir leid, mich einmal gewinnen zu sehen — contre la rêgle.“

„Contre la rêgle,“ lachte laut der Hofmarschall. „Nein, gnädige Frau, geniren Sie sich durchaus nicht; verlassen Sie ihn nur, und wenn ihn damit sein Glück verläßt, so hat er es verdient.“

Diese Worte schienen ohne alle andere Deutung gesprochen worden zu sein, doch riefen sie auf dem Gesichte des Oberststallmeisters ein leichtes Lächeln hervor, und die andere Excellenz biß sich auf ihre dünnen Lippen, zuckte die mageren Achseln und sagte mit ihrer schnarrenden Stimme: „Ah! je ne pense pas de vous retenier. — Beim Spiel,“ setzte er mit scharfer Betonung hinzu, „nennt ihr oft rasendes Glück, was eigentlich doch nur gutes Spiel ist. — Mais dites moi, où allez-vous?“

„Ich will einen Gang durch die Apartements machen,“ erwiderte die Baronin mit leiser Stimme. „Graf Fohrbach wollte mich schon vorhin durch den Wintergarten führen; ich muß doch diese Artigkeit vergelten, indem ich ihn aufsuche.“

„Eh bien donc!“ sprach verdrießlich der General-Adjutant, „va — t'en, va — t'en. Du störst ohnehin meine Aufmerksamkeit. — Den Stich,“ rief er dem Hofmarschall zu, „haben Sie allein dieser Unterredung zu danken. — Diable! quelle distraction.“

Die blasse Frau legte nochmals ihre Hand auf seinen Arm, was übrigens keinen weiteren Erfolg hatte, als ein unmuthiges Zucken. Dann schwebte sie leicht und anmuthig zum Zimmer hinaus.

Im Tanzsaal erblickte sie der Kriegsminister, der sich ihr augenblicklich näherte und artig seine Begleitung durch die Zimmer antrug. Doch sagte sie mit einem freundlichen Lächeln: „Ich

sehe wohl, wie Euer Excellenz hier noch von aller Welt umringt sind; auch kommt dort soeben die Frau Herzogin, der Sie nicht aus dem Wege gehen dürfen. Ich will unterdessen schon voraus in den Wintergarten, und wenn Sie später einen Augenblick Zeit haben, so werde ich sehr dankbar für Ihren freundlichen Unterricht sein."

„Sie haben wirklich Recht," erwiderte der Kriegsminister, indem er sich umwandte. „Aber man kann mit Ihnen, schöne Frau, nicht zwei Worte reden, ohne daß man Ihnen zu Dank verpflichtet sein muß. Wahrhaftig, die Frau Herzogin würde in ihrer guten Laune gegen mich geglaubt haben, ich suche sie absichtlich zu vermeiden. — Doch folge ich Ihnen sogleich."

Sie grüßte anmuthig und schritt durch den Tanzsaal und die übrigen Zimmer in den Wintergarten hinab, wo sich augenblicklich sehr wenige Gäste befanden. Entfernt von diesen und anscheinend eine prachtvolle Camelie betrachtend, stand der Baron von Brand in der Nähe des Einganges zu den Zimmern des jungen Grafen Fohrbach.

Die Baronin näherte sich, und als sie so dicht bei ihm war, daß sie seine Worte verstehen konnte, sagte er: „In den hintern Zimmern ist Niemand; da es aber auffallen könnte, wenn man uns dort allein träfe, so will ich hier stehen bleiben, wo ich den ganzen Wintergarten und die Zimmer bis in den Tanzsaal übersehen kann. Tritt etwas näher zu mir und setze dich hier auf den kleinen Fauteuil, wo du unbefangen auf Jemand warten kannst, während es mir sehr leicht möglich ist, dort hinaus zu verschwinden."

Die schöne Frau that, wie ihr der Baron gesagt, und als sie sich auf den kleinen Stuhl niedergelassen hatte, beugte er sich zu ihr hinab und sprach: „Ich habe dir viel zu sagen."

„Ich dir ebenfalls," entgegnete sie. „Ich habe heute einen fürchterlichen Tag verlebt."

Er nickte mit dem Kopfe.

„Ah! wie Recht hattest du," rief sie mit gefalteten Händen, „als du mir damals schon anbotest, die Angelegenheit des Kleinen in deine Hände zu nehmen."

„Es wäre in der That besser gewesen."

„Aber ich fürchtete mich. Du hättest das freilich Alles vorsichtiger behandelt; aber man muß sich doch irgend Jemand anvertrauen, und das Schlimmste, was für uns Beide geschehen könnte, würde doch wohl sein, wenn man auf einmal ein Einverständniß zwischen uns ahnete."

„Natürlich wäre das jetzt unbegreiflich für die Welt und müßte zu den tollsten Vermuthungen Anlaß geben," versetzte er mit trübem Blicke. „Und damals ging es nicht an; du wußtest ja nichts von mir, wußtest nicht, welche Stellung in der Gesellschaft ich einnehme, ob es mir wohl ergehe oder ob ich nicht vielleicht langsam in Jammer und Elend verkomme. Wir sind nicht schuld daran, meine arme Lucie: das Schicksal, welches uns so früh aus einander riß, hat es nicht anders gewollt. — Doch schweigen wir über die Vergangenheit, schweigen wir darüber, wie man dies oder das hätte anders machen können; die Zeit ist ja hinter uns gerollt, und mit allen Schätzen der Welt, wenn wir sie hätten, würden wir doch nicht im Stande sein, eine Sekunde zurück zu erkaufen, geschweige denn einen Tag, einen Monat, ein Jahr. — Also zur Sache!"

„Ja, zur Sache!" wiederholte die schöne Frau und legte sich weit in den Fauteuil zurück, nachdem sie zuerst einen forschenden Blick durch den Pflanzengarten geworfen.

„Es kommt Niemand," sagte er und bückte sich so tief hinter den Camelienbusch hinab, daß er das leiseste Flüstern ihres Mundes verstehen konnte.

„Du weißt," sprach sie, „daß ich das Kind vor einem Jahre hieher kommen ließ."

„Leider!"

„Ich konnte es nicht ertragen, daß es so weit entfernt von mir war: ich mußte es zuweilen an mein Herz drücken, zuweilen seine lieben Augen küssen. — Du kennst ja mein freudeloses Leben und wirst mir im Ernst nicht darüber zürnen, daß ich mir unter die vielen Dornen meiner Tage diese einzige Rose flocht. — Ah! es waren glückselige Stunden, wenn ich das Kind sah."

„Arme Schwester! — Ich kann mir denken, daß dies Glück von kurzer Dauer war. — Aber weiter! — weiter!"

„Ich hatte Alles auf's Beste eingerichtet; der Kleine war bei einer sehr braven und verschwiegenen Frau, deren Wohnung in dem Hause einer Freundin lag, die ich ohne alles Aufsehen häufig besuchen konnte; und wie ich dir schon sagte, genoß ich auch die Seligkeit, mein Kind hie und da zu sehen, fast ein ganzes Jahr. — Eines Tages theilte mir aber die Wärterin mit, sie sei verschiedenen ihr unerklärlichen Nachforschungen ausgesetzt, bei Spaziergängen mit dem Kinde dränge sich oft ein Mann an sie, knüpfe eine Unterredung über gleichgiltige Dinge an, frage auch nach dem Knaben und dessen Eltern, kurz, benehme sich auffallend und ungeschickt."

„Und diese Wärterin ist eine alte Frau?"

„Versteht sich," erwiderte die Baronin. — „Das Interesse, welches jener Mann an ihr zu nehmen schien, galt also nur dem Knaben. Schon mehrere Male wünschte er unter verschiedenen Vorwänden, sie nach Hause zu begleiten; sie verbat es sich begreiflicherweise, doch mußte er ihr neulich gefolgt sein, obgleich sie auf großen Umwegen und in einem Wagen heimkehrte. — Genug, er fand ihre Wohnung, erklärte ihr das selbst lachend und ging eines Tages so weit, daß er ihr geradezu sagte, hinter dem Knaben stecke ein Geheimniß, das er wohl ergründen möchte. Er bot ihr eine bedeutende Summe, wenn sie ihm einige Mittheilungen machen wollte."

„Das war ein recht dummer Teufel!" sagte höhnisch der Baron.

„So standen die Sachen. Da bemerkte ich auf einmal mit dem größten Schrecken, daß das Benehmen meines Mannes zu Haus gegen mich härter und tyrannischer wurde als je. Zuweilen ließ er sich, anscheinend ohne alle Absicht, von mir etwas von meinem früheren Leben erzählen, und konnte dabei oft eine laute, häßliche Lache aufschlagen, oder er verließ mich scheinbar ruhig, aber mit zitternden Händen und funkelnden Augen."

„Ja, ja, ich kann mir wohl denken, daß diese Nachforschungen von ihm ausgingen."

„Ich weiß es gewiß; und da ich seinen heftigen, gewaltthätigen Charakter kenne und überzeugt war, er werde das Kind mit List oder durch Gewalt in seine Hände zu bekommen suchen, um gegen mich einen Anknüpfungspunkt zu erhalten, so war es nothwendig, daß ich es verschwinden ließ. — Hatte ich nicht Recht?"

„Doch; ich will das nicht leugnen. Aber in dem Moment hättest du dich an mich wenden sollen."

„Nein," entgegnete sie eifrig, „da gerade konnte ich das nicht thun; ich wußte genau, daß ich von Spähern umgeben war, daß er von allen meinen Schritten Kenntniß hatte, ja, daß die Briefe, die ich schrieb, in seine Hände gelangten. Ich konnte nur noch mit jener alten Frau verkehren, die mir unbedingt ergeben ist."

„Mit der Frau Fischer," sagte er, wie in tiefen Gedanken.

„Du kennst sie?" fragte erstaunt die Baronin.

„Ich glaube, du sprachst mir einmal darüber," versetzte er ruhig und gefaßt. „Ja, es muß so sein. — Aber erzähle weiter!"

„Die Frau also sagte mir von einer Bekannten, durch deren Vermittlung mein armes Kind für eine Zeitlang bei guten, braven Leuten untergebracht werden könne."

„Hahaha!" lachte der Baron.

„Worüber lachst du? — Ich bitte dich, sei ernsthaft."

„O das bin ich auch im höchsten Grade. Dies Lachen ist eine Art Krampf, der mich zuweilen befällt."

„Ich willigte also ein, daß sie das Kind zu jenen Leuten brachte."

„That sie das selbst?" forschte er emsig.

„Nein, das wäre zu gefährlich gewesen. Sie brachte es zu ihrer Bekannten, von der ich dir sprach, und diese übergab es einer dritten Hand, welche es zu jenen Leuten that. — O mein Gott, wer hätte ahnen können, daß er trotz dieser Vorsichtsmaßregeln auf des Kindes Spur komme!" — Die Baronin sprach das mit dem Tone des tiefsten Schmerzes und drückte ihre Hände einen Augenblick vor das Gesicht. Darauf faßte sie sich wieder mit gewaltiger Kraft, preßte eine Sekunde ihre Lippe fest auf einander und fuhr fort: „Ich erhielt häufig Nachrichten von dem Kinde, gute und befriedigende."

„Immer durch die dritte Hand?“

Sie nickte mit dem Kopfe und entgegnete: „Vorgestern die letzte: denn heute morgen berichtete mir die alte Frau das Entsetzliche, mein Kind sei geraubt, mit Gewalt jenen guten Leuten entführt worden, bei denen es sich befand. — O Henry,“ sprach sie nach einer Pause mit gefalteten Händen, während Thränen in ihren Augen glänzten, „ist das möglich? — Kann so Etwas geschehen? — O mein Gott! ich martere meinen Kopf den ganzen Tag auf's Fürchterlichste ab, ich komme von einer Vermuthung auf die andere. — Hat mich nicht am Ende jene Frau verrathen? — Ist es denn wahrscheinlich, daß das Kind geraubt werden konnte?“

„O ja, das ist wahrscheinlich und möglich.“

„Jetzt bin ich am Ende,“ fuhr sie mit leiser und klagender Stimme fort, indem ihre Hände auseinander zuckten und sich ihre Finger krampfhaft schlossen. „Jetzt kann ich weiter nichts thun als klagen und verzweifeln, und auch das ja nur, wenn ich allein bin. — O Henry! er beobachtet jede meiner Mienen. Wenn du wüßtest, welch' unaussprechliche Qualen ich leide, da ich heiter und zufrieden aussehen soll, während mein Herz zerrissen ist.“

Der Baron hatte bei diesen Worten, die sie heftig und leidenschaftlich herausgestoßen, sanft ihre Hand erfaßt und drückte sie leise. — „Beruhige dich,“ sagte er, „Fassung! Fassung! Schwester. — Denke daran, wo wir uns befinden! Wie würden von Hunderten, wenn sie dich hier sehen würden, Thränenspuren in deinen Augen oder auf deinen Wangen gedeutet werden! — Ja, fasse dich und — lächle!“

„Ich lächeln?“ erwiderte sie mit einem trostlosen Blick.

„Ah! bei eurem Leben solltest du daran gewöhnt sein,“ sprach er in bitterem Tone. — „Aber,“ setzte er mit weicher Stimme hinzu, „ich, dein Bruder, verlange nicht so Entsetzliches von dir: du sollst lächeln, weil ich dir eine angenehmere Fortsetzung deiner Geschichte erzählen will.“

„Du?“ rief sie fast laut hinaus und erhob sich rasch von ihrem Stuhle. — „O Henry, spotte meiner nicht!“

„Ich spotte nie,“ sagte er ruhig. „Aber fasse dich und lächle;

dort sehe ich einige Personen kommen, unter Anderem Seine Excellenz den Kriegsminister, der dich wahrscheinlich aufsucht. — Lächle also!"

„Ich kann das nicht ohne ein Wort des Trostes. O sage mir: was weißt du von der fürchterlichen Geschichte?"

„Daß dein Kind wieder gefunden ist," versetzte er leise — „das Wie und Wo kann ich dir hier nicht erzählen — aber daß es nicht von ihm geraubt wurde, sondern daß es in meinen Händen ist."

„Ah!" seufzte sie aus tiefer Brust und preßte ihre linke Hand auf das Herz. — „Ah, Gott, dir danke ich! Jetzt will ich lächeln, möchte aber lieber laut hinaus rufen und jubeln."

Der Baron war verschwunden, und Seine Excellenz der Kriegsminister bot der schönen Frau, die er hier so ganz allein fand, seinen Arm und führte sie durch den Wintergarten, wobei er ihr all die vielen seltsamen Pflanzen und Blumen zeigte. Sie freute sich außerordentlich darüber, lachte in einem fort und schien über die Erklärungen Seiner Excellenz so glücklich und zufrieden, daß der alte Herr sie hocherfreut bis in das Spielzimmer zurückführte und dort dem General-Adjutanten sagte: „Bester Baron, es ist eine wahre Freude, Ihrer Frau Etwas zu zeigen; sie scheint eine große Liebe für die Blumen zu haben, und ich fand noch nie eine liebenswürdigere und gelehrigere Schülerin." —

Der Pflanzengarten wurde übrigens an diesem Abend häufig zu den verschiedenartigsten Unterredungen benützt. Kaum hatte ihn der alte Graf Fohrbach mit der Baronin am Arm verlassen, als ihn der junge Graf betrat.

Dieser hatte sich längere Zeit spähend in einer Ecke des Tanzsaales aufgehalten, und obgleich dort viele Françaisen getanzt wurden, so schien er doch nur für die Tanzenden einer einzigen derselben Sinn zu haben. Das Finale war zu Ende, die Gruppen lösten sich auf, und mehrere Damen, vom Tanzen erhitzt, stiegen zu den Blumen hinab, um dort die frische, kühlere Luft einzuathmen. Auf diesen Moment hatte der Graf gewartet, denn er, der bis jetzt ganz unbeweglich in seiner Ecke gestanden, schoß plötzlich mit großer Lebhaftigkeit bei den Gruppen vorbei, die sich im

Saale gebildet hatten, und eilte ebenfalls in den Wintergarten. Vor ihm schritt Eugenie von S. am Arm einer Freundin, welche sie mit ihrer hohen Figur aber überragte, wie die stolze Lilie das bescheidene Veilchen; und diese beiden Damen lachten und plauderten mit einander, blieben hier vor einer prächtigen Blume, dort vor einem murmelnden Springbrunnen stehen.

„Bis jetzt war es mir unmöglich," sagte die Kleinere, „das ganz allerliebste Apartement zu besehen; Ihre Majestät hatten jeden Augenblick irgend einen Befehl oder eine Frage. Wenn es Ihnen recht ist, Eugenie, so machen wir eine kleine Entdeckungsreise und den Versuch, wie weit wir dort drüben in dieses unbekannte Zauberland eindringen können. Der Salon, der an den Wintergarten stößt, soll charmant sein. Nachher beim Souper hat man doch keine rechte Zeit, sich alles Das zu betrachten."

Diese Worte hatte Graf Fohrbach, der den Damen folgte, gehört und sagte so verbindlich als möglich: „Ich würde mich außerordentlich glücklich schätzen, wenn es mir erlaubt wäre, den Führer in diese bescheidene Wohnung machen zu dürfen, welche Sie für ein Zauberland zu erklären so freundlich waren."

„Wir könnten uns keinen bessern wünschen," entgegnete lachend die kleine Dame.

Und auch Eugenie, die ein wenig, wenn auch kaum merklich erröthete, nahm dies Anerbieten dankbar an.

Die Drei schritten mit einander durch den Wintergarten, und als sie drüben den Salon betraten, sagte der Graf: „Hier sind die Grenzen meines Reichs und ich heiße die Damen in meiner Behausung feierlichst willkommen."

„So dürfen Sie uns diese Zimmer nicht vorstellen!" versetzte neckend die kleine Hofdame. „Gott steh' mir in Gnaden bei! wir sind durchaus nicht in Ihrer Behausung; wir befinden uns in einem der Salons Seiner Excellenz des Herrn Kriegsministers, und zwar in dem Salon, wo später die allerhöchsten Herrschaften soupiren werden, weßhalb ich eigentlich hinzufügen darf: ich bin hier in meinem Dienste, denn als getreuester Hofdame Ihrer Majestät kommt es mir zu, dies Terrain zu rekognoszjren. — Nicht wahr, Eugenie?"

„Allerdings,“ entgegnete diese, indem sie wie aus einem Traume zu erwachen schien; denn während die Andere sprach, hatte es Graf Fohrbach nicht unterlassen können, Eugenien immerfort und aufmerksam in die schönen Augen zu sehen, — Blicke, die sie, wenn auch nicht erwidert, doch gern geduldet hatte.

„Aber hier ist es in Wahrheit deliciös,“ sagte die Kleine, „das ist ja ein wahres Blumenparadies! — Sagen Sie mir die Wahrheit: sind diese Zimmer immer so wunderbar dekorirt?“

„O nein,“ entgegnete lächelnd der Graf. „Für mich selbst wäre dieser Flor unpassend; aber für solche Gäste, wie ich sie heute verehre,“ setzte er mit einer Verbeugung hinzu, „kann die Umgebung nicht reizend genug sein.“

Die kleine Hofdame, die überhaupt eine lebendige Person war, durchschritt rasch den Salon und freute sich wie ein Kind über jedes neue Etablissement, das sie entdeckte. — „Es ist da für Alles gesorgt!“ rief sie lustig, „eine der vortrefflichsten Einrichtungen, die ich je gesehen. Man kann hier causiren, deux à deux, dos à dos, oder zu Drei, zu Vier, Fünf, Sechs, wie man gerade will. — Auch,“ setzte sie gravitätisch hinzu, „sind vortreffliche Schmollwinkel hier oder heimliche Plätzchen, wo man einen Monolog halten kann. Ich will Beides versuchen; aber stört mich nicht in meiner Andacht.“

Damit tauchte sie hinter die Blumengruppen und ließ sich auf einem der Sitze nieder, die sich dort befanden.

Der Graf war mit Eugenien allein. Sie machte eine Bewegung, der Freundin zu folgen, doch hielt sie ein bittender Blick zurück.

„Fräulein Eugenie,“ sagte er, „ich bin Ihnen noch eine Erklärung schuldig über mein Ausbleiben neulich Abends bei dem Major von S. Ich kann es eigentlich keine Erklärung nennen, denn Sie werden es bereits erfahren haben, was mich zurückhielt.“

„Ich weiß es,“ versetzte das schöne Mädchen mit einem offenen Blick; „Seine Durchlaucht, der Herr Herzog, welcher an Ihrer Stelle kam, erzählte es lachend dem Major.“

„Ah! er erzählte es lachend. Und der Major?"

„Er meinte, das sei eine außerordentliche Ehre und Sie würden nicht wenig darüber erfreut sein."

„Aber das war doch nicht Ihre Meinung, Fräulein Eugenie? — Gewiß, das dachten Sie nicht."

„Nein, ich dachte das nicht," entgegnete sie offenherzig. „Sie hatten mir ja vorher im Schlosse gesagt, wie sehr Sie sich darauf freuten, mit mir — mit uns, wollt' ich sagen — den Abend bei Ihrem Freunde zuzubringen."

„Sagen Sie, mit Ihnen, — gewiß nur mit Ihnen, Eugenie!" sagte Graf Fohrbach und erhob seine rechte Hand wie beschwörend gegen sie. — „Was kümmert mich die Gesellschaft, wenn Sie nicht da sind, ja die ganze Welt, wenn ich Sie nicht zu finden wüßte! — Aber," fuhr er fort, als er sah, wie das Mädchen bei seinen heftigen Worten die Augen niederschlug, „ich war an jenem Abend recht unglücklich; die süßen Stunden in Ihrer Nähe, auf die ich gehofft, mußte ich mit jenem entsetzlich langweiligen Spiel vertauschen. Ich mußte den Stellvertreter des Herzogs machen, der nun statt meiner dorthin ging, wo Sie waren, Eugenie, — der Sie sehen, Sie sprechen durfte, während ich allein blieb mit meinen quälenden Gedanken. — Ja, gewiß, Eugenie, die Anwesenheit des Herzogs bei meinem Freunde war mir an jenem Abend sehr, sehr unangenehm."

„Und warum das, Graf Fohrbach?" entgegnete sie mit einem reizenden Lächeln.

„Weil — weil —" sagte er stockend, „weil ich weiß, Eugenie, daß Sie der Herzog mit Aufmerksamkeiten verfolgt."

Sie nickte verschiedene Male mit dem Kopfe und betrachtete das Blumenbouquet, welches Sie in der Hand trug. — „Ja, ja," sagte sie alsdann mit leiser Stimme, „es ist so; er erzeigt mir Aufmerksamkeiten, was mir sehr — sehr peinlich ist. Und er läßt nicht davon ab, obgleich ich dieselben gewiß nicht beachte. — — Gewiß nicht, Graf Fohrbach," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, und schaute ihn dabei offen und ehrlich mit ihren hellen und glänzenden Augen an. — „Aber was kann ich thun? Wie will

ich mich in der Stellung, in der ich mich befinde, ein= für allemal dieser Aufmerksamkeiten erwehren? — Die Frau Herzogin lächelt darüber, und würde es sehr ungnädig aufnehmen, wollte man ihrem geliebten Sohne diese unschuldige Freude nehmen."

„O, es ist das nicht Ihr Ernst, was Sie da sagen, Eugenie!" rief entrüstet der junge Mann.

„Ich fühle, daß es bitterer Ernst ist," erwiderte traurig das Mädchen. — „Doch," setzte sie heiterer hinzu, „brechen wir dies Gespräch ab, das für mich und auch vielleicht für Sie peinlich ist."

„Für mich wäre dies Gespräch nur in dem Fall peinlich, aber dann auch fürchterlich und schrecklich, wenn es unbeendigt bliebe!" rief Graf Fohrbach entschlossen. „Deßhalb erlauben Sie mir Eugenie, es noch einen Augenblick fortzusetzen. — Freilich könnte es auch wohl mit wenigen Worten beendet sein," setzte er mit sanfter Stimme hinzu, und ergriff dabei leicht die Hand des jungen Mädchens, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen brachte; „und diese wenigen Worte würden mich zum Glücklichsten aller Sterblichen machen. Wollen Sie sie nicht gegen mich aussprechen, Eugenie?"

„Ich weiß sie nicht," erwiderte sie erröthend.

„Aber Sie müssen sie ahnen, Eugenie," fuhr er dringender fort. „Sie müssen sie in meinen Augen gelesen haben, müssen sie in dem Drucke meiner Hand fühlen, meiner Hand, die jetzt schon schwach und machtlos ist, die bebt und zittert, da sie die Ihrige berührt. — Ja," setzte er mit leuchtenden Augen hinzu, „Sie brauchen nicht einmal selbstständige Worte auszusprechen, Eugenie, Sie sollen mir nur eine Frage erlauben und mir auf diese Frage mit Ja oder Nein antworten. — Aber hören Sie mich an! die Beantwortung dieser Frage entscheidet über das ganze Glück meines Lebens, ja, sie ist so wichtig für meine Zukunft, daß ich Sie zuerst um Erlaubniß bitten muß, jene Frage stellen zu dürfen. — Darf ich, Eugenie?"

„So fragen Sie denn," versetzte nach einer längeren Pause das Mädchen, nachdem es scheu und ängstlich um sich geschaut, „so fragen Sie denn in Gottes Namen!"

„Darf ich Sie lieben, Eugenie? — — — O, ich will ja

nicht mehr als mit einem kleinen Ja hiezu die süße Erlaubniß," setzte er hinzu, als er bemerkte, wie das Mädchen ängstlich zusammen schauerte. — „Durch die Gewährung meiner Bitte ist ja noch nicht bedingt, daß Sie mich wieder lieben sollen; freilich hoffe ich auch auf dieses übergroße Glück, aber ich bin nicht so unbescheiden, so viel Seligkeiten auf einmal zu verlangen." — —

In diesem Augenblicke tauchte aus der Ecke des Zimmers die kleine Hofdame wieder hervor und rief lustig: „Jetzt habe ich geschmollt und monologisirt, gelebt, geliebt und genossen des irdischen Glückes so viel als möglich auf einer großen Soirée. — Und Sie, Eugenie, haben Sie auch den Salon betrachtet? — Wenn dem so ist, so wollen wir wieder zur Gesellschaft zurückkehren."

Eugenie wandte den Kopf herum, wie es schien, um eines der transparenten Rosenbouquete zu betrachten, neben welchen sie stand, in Wirklichkeit aber, um ihr glühendes Gesicht zu verbergen.

Von den Worten, die sie mit dem Grafen gewechselt, konnte die Andere nichts verstanden haben: sie waren zu leise gesprochen worden, und diese war zu weit entfernt gewesen. Darauf baute denn auch der junge Mann, und während sich die kleine Hofdame näherte, wandte er sich nochmals an Eugenie und wiederholte dringend seine Frage.

Ehe diese antworten konnte, eilte die Andere aus ihrem Schmollwinkel herbei, sie hatte einen Blick in den Wintergarten geworfen, und rief mit komischer Angst: „Gerechter Gott! Eugenie, wir müssen verschwinden, dort kommt der allerhöchste Hof. Rückwärts können wir nicht hinaus, also rasch vorwärts, daß wir nicht von so vielen erstaunten Augen hier im innersten Heiligthum betroffen werden! — Kommen Sie!"

Damit sprang sie lebhaft die Treppen hinab, die in den Wintergarten führten, und Eugenie folgte ihr. Doch blieb diese oben auf der Treppe, gedeckt von dem uns schon bekannten Camelienstrauche, noch einen Augenblick stehen, wandte sich rasch um und bot dem jungen Manne, der hinter sie getreten war, ihre Hand, wobei sie mit leiser Stimme sagte: „Ja, Graf Fohrbach, ich sage Ja aus vollem Herzen."

Er blieb oben stehen, sie aber schwebte die Treppen hinab, die schöne, schlanke, majestätische Gestalt, und als sie nun dem allerhöchsten Hofe, der wirklich durch den Wintergarten daher kam, begegnete, und sich graziös vor den Herrschaften verneigte, konnte man nichts Reizenderes und Anmuthigeres sehen.

„Ah! welches Glück!“ sprach der Graf tief aufathmend, und drückte seine Hände fest auf die Brust. „Das ist ein seliger Augenblick, wie ihn ein Glücklicher nur einmal in diesem Leben genießt.“

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Eine einfache Geschichte.

Die Soirée, von der wir im vorhergehenden Kapitel dem geneigten Leser Einiges mitgetheilt, machte nun alle Stadien durch, wie überhaupt sämmtliche Feste dieser Art. Man tanzte, man spielte, man plauderte, man soupirte, die Lichter brannten herab, die Pflanzen bedeckten sich mit feinem Staube, die Carcelllampen auf den Kronleuchtern und in den Gruppen fingen an trübe zu brennen und zu gluckſen, die Konversation wurde matter, Eins ertappte das Andere auf einem unterdrückten Gähnen, und endlich hörte man auf der Treppe Bedienten rufen, drunten Wagen rasseln; eine Menge Gäste drängte sich an den Ausgang des Tanzsaales und in die Vorzimmer, um, noch ehe sich der allerhöchste Hof fort begab, einen freundlichen Blick zu erhaschen. Man sah ganze Gruppen sich verneigen, ganze Reihen tief knixen; zum letzten Mal wurde noch mit möglichster Anstrengung gelacht, geflüstert, dann klirrte und rauschte es die Treppen hinab; die Wagen fuhren davon, von dunkelrothem Licht umgeben, — dem Schein der Fackeln in den Händen der Vorreiter und Lakaien, der an den Fenstern der Häuser vorbeizitterte und manchem erschreckten Schläfer, den das Wagengerassel erweckte, seltsam und unheimlich an den Augen vorbeistrich.

Jetzt nahm die Gesellschaft droben in den Sälen einen ganz anderen Charakter an; verschwunden schien alle Ruhe und Behaglichkeit, und das Ganze hatte das Aussehen eines Ameisenhaufens, den ein muthwilliger Knabe aufgestört. So rannte Alles durch einander, aus den hinteren Zimmern in die vorderen, aus dem Wintergarten in den Tanzsaal, hier einen Händedruck wechselnd, dort einem Bekannten noch einen freundlichen Gruß zurufend, rechts und links Abschied nehmend und sich darauf beeilend, dem Wirthe ein Kompliment zu machen, dann in die Mäntel und Shawls zu schlüpfen, um so schnell als möglich Treppen und Wagen zu erreichen.

Kurze Zeit nachher lag das ganze weite Apartement öde und leer. Seine Excellenz stiegen ziemlich fatiguirt die Treppen zu Ihrer Wohnung hinauf, worauf der Haushofmeister mit sämmtlichen Bedienten erschien, um sorgfältig alle Lichter auslöschen und das Silberzeug wegräumen zu lassen, auch Fenster und Thüren zu schließen und darauf die Zimmer im halb verblichenen Glanz sich selbst und ihren Träumereien zu überlassen.

Doch hatten um diese Stunde noch nicht sämmtliche Gäste das Haus verlassen; der junge Graf sah es gern, wenn sich nach beendigter derartiger großer Soirée noch einige Bekannte en petit comité in seiner Wohnung versammelten, um sich von den gehabten Fatiguen bei einem Glase heißen Punsches und einer guten Cigarre zu restauriren.

Da der große Salon, wie wir schon wissen, mit zum Feste gedient hatte und jetzt ebenfalls ziemlich derangirt und trostlos aussah, so hatte der Graf sein kleineres Arbeits-Kabinet neben dem Schlafzimmer für seine Gäste öffnen lassen, und der Kammerdiener hatte es so behaglich als möglich eingerichtet.

Eine halbe Stunde nach Beendigung des Balles fand sich denn auch hier fast die gleiche Gesellschaft zusammen, die wir schon einmal in diesen Räumen und zwar zu Anfang unserer Geschichte hier beisammen gefunden. Das einzige fremdartige Element, welches man unmöglich ausschließen konnte, war der Herzog Alfred, der es sich nun einmal nicht nehmen ließ, ein Glas der Versöhnung,

wie er es auf jenen Wortwechsel im Schlosse anspielend nannte, mit dem Grafen zu trinken, welcher sich für diese höchste Gnade außerordentlich dankbar zeigen mußte.

Wenn auch die Anwesenheit des Herzogs nicht das Wünschenswertheste war, was der Gesellschaft dieser jungen Männer begegnen konnte, so hatte sie doch ein Gutes, daß sie wenigstens vor dem Dableiben des Herrn von Dankwart schützte, der sich Seiner Durchlaucht zu wiederholten Malen so unterthänig und vertraulich als nur irgend möglich mit der Versicherung genähert hatte, er für seine Person kenne nichts Angenehmeres, als nach einer großen Soirée noch eine Stunde ruhig eine Cigarre beisammen rauchen zu können. Er hoffte, der Herzog werde ihn zum Dableiben nöthigen; doch schien dieser etwas an Schwerhörigkeit zu leiden, denn er versicherte den Herrn von Dankwart, er fände es vollkommen begreiflich, daß er, ein kleiner, schwacher Mann, sich bei seiner Lebhaftigkeit von einer solchen Soirée höchst angegriffen fühle, und er nehme es ihm durchaus nicht übel, wenn er sich augenblicklich zurückziehe.

So mußte er denn das Zimmer verlassen und sich zu seinem Wagen begeben. Umsonst versuchte er es, mit dem Hausherrn ein interessantes Pferdegespräch anzuknüpfen: der Graf achtete nicht darauf; umsonst streckte er seine Hände rechts und links aus: es war Niemand da, der Lust hatte, sie zu drücken; und so schlich er sich denn hinaus, ließ sich den Mantel umgeben, wobei er dachte, es sei doch für einen feinfühlenden Mann sehr unangenehm, in eine Gesellschaft zu gerathen, die im Punkte der guten Lebensart so sehr weit zurück sei.

Im kleinen Arbeits-Kabinet etablirten sich unterdessen die Herren auf eine bequeme und angenehme Art. Um das lodernde Kaminfeuer hatte der Kammerdiener alle möglichen Fauteuils gestellt, auch kleine Divans, und darauf machte es sich Jeder so bequem, wie nur irgend möglich. Dem Herzog hatte man die rechte Ecke eingeräumt, und er lag lang ausgestreckt in einer Chaiselongue, mit großer Behaglichkeit ein Glas Punsch schlürfend und den Dampf aus seiner Cigarre ziehend. Hinter ihm lehnte

aufrecht in der Ecke Baron von Brand, dessen Anzug noch so korrekt und untadelhaft war, als habe er soeben erst das Ankleidezimmer verlassen, was man von den übrigen Herren nicht sagen konnte; hier bemerkte man eine gelockerte Halsbinde, dort einen über der Weste schief zugeknöpften Frack; ja, der Herzog hatte sein großes Ordensband über die Schulter geworfen und es hing solchergestalt über die Lehne herab. Der Major von S. saß in der anderen Ecke ebenso bequem, wie Seine Durchlaucht in dieser; der neue Rath, Eduard von B., hatte tausendmal um Entschuldigung gebeten, daß er eine Stellung annehmen müsse, die sich eigentlich nicht mit der Etikette vereinbaren lasse, aber es sei ihm unmöglich, den rechten Fuß mit einem etwas zu engen Stiefel auf den Boden niederhängen zu lassen. Arthur saß gerade vor dem Kamine auf einem niedrigen Sessel und betrachtete aufmerksam die Züge des Herzogs, die er vor ein paar Tagen auf die Leinwand zu skizziren angefangen.

So saß die Gesellschaft rauchend und trinkend und unterhielt sich von der vergangenen Soirée, wobei mancherlei sehr Pikantes vorkam; namentlich waren die Erzählungen des Herzogs mit den sonderbarsten Einfällen und Bemerkungen gewürzt.

„Ich habe mich übermäßig angestrengt," sagte er unter Anderem, „und mit einer wahren Aufopferung getanzt. — Steh' mir Einer in Gnaden bei! — aber es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, all' Das aushalten zu müssen. — Sie, Baron Brand," wandte er sich an diesen, „habe ich recht vermißt. — Wo zum Teufel staken Sie denn fast den ganzen Abend? — Schau mir Einer seine Toilette an und sage mir, ob der Mann nur einen einzigen Schritt getanzt haben kann?"

„Da sind Euer Durchlaucht sehr im Irrthum," erwiderte der Angeredete und warf einen wohlgefälligen Blick in den Spiegel. „Im Gegentheil: ich habe sehr tüchtig getanzt; aber man hat seine Bewegungen in der Gewalt; man echauffirt sich nie; man behält immer noch etwas übrig und gibt sich nie ganz aus."

„Das ist ein schönes Kompliment für uns!" lachte der Herzog. — „Also wir haben uns vollkommen ausgegeben, sind fertig

— ganz hallale? — Aber Scherz bei Seite, Baron, ich habe mehrmals scharf nach Ihnen ausgeschaut und hätte gern von Ihnen profitiren mögen; ein paarmal wäre mir Ihr coeur de rose recht erwünscht gekommen. Aber wenn man Sie braucht, sind Sie nicht da."

„Er war anderweitig sehr beschäftigt," sagte wichtig der Rath.

„Ja, Baron," meinte der Major, „wenn man aus der Schule schwätzen wollte!" —

„Allons, meine Herren! keine Geheimnisse!" rief der Herzog. „Wir sind ja ganz unter uns. — Welchem Ehemann ist er gefährlich geworden?"

„Ich sah ihn mit der Baronin von W. eifrig conversiren," versetzte der Rath.

„Und ich kann schwören, daß er der Obersthofmeisterin bedeutend die Cour machte."

Der Baron lächelte wohlgefällig und drückte so kokett als möglich sein duftendes Battisttuch an die Lippen. „Nur zu, meine Herren," sagte er, „nur zu, ich halte stille. Ah! ich sehe, dort unser Maler will auch über mich herfallen, und ich muß gestehen, der hat mich wenigstens nicht hinterlistig belauscht, sondern trat mir offen entgegen, als ich in einer sehr angenehmen und eifrigen Konversation begriffen war. — Aber — Stillschweigen," setzte er mit einem sehr süßen Lächeln hinzu, indem er den Finger auf den Mund legte.

„Und an mich denken Sie nicht?" fragte Graf Fohrbach. „Nehmen Sie sich zusammen! Ich könnte Ihrer Sünden schlimmste aufdecken."

„Sie? Da wär' ich begierig."

Der Graf wandte den Kopf herum und blickte den Baron einige Sekunden fest an; dann nahm er die Cigarre, aus welcher er sehr bedächtig einen langen Zug gethan, leicht in die Hand und sagte: „Baron, denken Sie an die Polizei." — Er hoffte bei diesen Worten irgend eine Aenderung auf dem offenen und freundlich lächelnden Gesichte des Herrn von Brand zu entdecken, hatte sich aber vollkommen geirrt, da zuckte keine Miene, da verrieth nicht der mindeste Schatten eine Ueberraschung oder Bewegung.

„An die Polizei soll ich denken? — Wie so?“ fragte er ganz ruhig. „Coeur de rose! was hat die mit schönen Mädchen zu thun?“

„O Sie Undankbarer!“ erwiderte der Hausherr. „Soll ich wirklich Ihre Sünden offenbaren? Habe ich denn nicht gesehen, wie Sie der schönen Auguste im Wintergarten eifrig die Hand geküßt!“

„Hätte ich das wirklich gethan?“ fragte Herr von Brand, sich affektirt besinnend. — „Ja es ist möglich. Gott! in dem Gewühl passirt Einem so Manches!“

„Er ist ein Don Juan,“ sagte entschieden der Herzog. „Aber er mag sich stellen wie er will, mit der Tochter des Polizei-Präsidenten hat es noch einen anderen Haken; ich habe allerlei darüber munkeln gehört.“

„Die alte Geschichte!“ entgegnete achselzuckend der Baron. „Weiß Gott im Himmel, ich werde noch ein Einsiedler werden müssen, um allem Gerede zu entgehen.“

In diesem Augenblicke erhob sich im Vorzimmer ein so lautes und anhaltendes Lachen, daß sämmtliche Herren erstaunt aufhorchten. Es war das ein so lustiges Gelächter, daß es unmöglich von einem der Bedienten herkommen konnte. — Es mußte ein Fremder und doch Bekannter sein.

Gleich darauf vernahm man auch die Stimme des Kammerdieners, der mit Entrüstung sagte: „Aber mein Herr, es ist keine Zeit, dem Herrn Grafen einen Besuch zu machen; überhaupt dringt man unangemeldet nicht da hinein.“ — „Lassen Sie mich nur,“ erwiderte die Stimme; „Sie werden sich einen Dank verdienen, wenn Sie mir helfen, den Grafen zu überraschen.“

Dabei wurde die Thür geöffnet und es trat leicht und gewandt ein junger Mann in das Zimmer, der aber in seinem sonderbaren Anzuge durchaus nicht zu den schwarzen Fräcken, den weißen Hals- und Ordensbändern hier paßte.

Es mochte das ein Mann von vielleicht dreißig Jahren sein, hoch und schlank gewachsen, aber dabei breitschulterig und von energischem, kräftigen Wesen. Man sah das an der Art, wie er

in das Zimmer schritt, wie er seinen Kopf trug und an der abweisenden und gebieterischen Handbewegung, die er gegen die Bedienten machte, welche ihm folgen zu wollen schienen. Er trug einen kurzen und dicken Reiserock, hatte um den Hals einen Shawl gewickelt und an den Füßen Pelzstiefel, die ihm bis zum Knie reichten; eine Mütze hielt er in der Hand, doch war diese Hand klein und zierlich und mit feinen lederfarbenen Glacéhandschuhen bedeckt.

Der junge Mann schritt lächelnd auf den erstaunten Kreis der Herren zu, die am Kamine saßen, und wußte dabei so zu manövriren, daß man sein Gesicht nicht eher deutlich sah, bis er sich mitten in der Gruppe befand, und es von dem Feuer und den Wachskerzen hell beschienen wurde.

Ein Ausruf der Ueberraschung und der Freude entfuhr nun aber dem Munde fast aller Anwesenden.

„Ist denn das ein Gespenst!“ schrie der Herzog. — „Hol' Sie der Teufel! Wo kommen Sie her?“

„Bist du es wirklich, Hugo?“ rief Graf Fohrbach, der aufgesprungen war und dem Angekommenen herzlich die Hand schüttelte. — „Wo kommst du her?“

„Daß ich kein Gespenst bin, gnädiger Herr,“ entgegnete der im Reiseanzug lachend, „können Sie erfahren, wenn Sie die Gnade haben wollen, mir Ihre Hand zu reichen. — So! — Daß ich direkt von einer Reise komme, werdet ihr übrigens meinem Aeußern anmerken.“

„Er ist immer noch der Alte,“ versetzte der Herzog, während er seine Finger rieb, die ihm Jener etwas heftig gedrückt hatte. — „Aber jetzt lassen Sie sich nieder, unsteter Mensch, und berichten Sie ordentlich, in welchem Welttheil Sie zuletzt waren!“

Ehe der Angekommene diesem Befehle Folge leistete, blickte er sich rings im Kreise um, reichte dem Rath freundlich die Hand und machte eine stumme Verbeugung gegen Arthur und den Baron Brand, die er beide noch nicht kannte. Der Letztere stand ihm aufrecht gegenüber, und als sich diese beiden Männer nun plötzlich anblickten, wichen sie, obgleich kaum bemerkbar, vor einander zurück. — Der Baron faßte sich übrigens augenblicklich wieder und lächelte

so unbefangen wie vorher. Der Andere fuhr mit der Hand über das Gesicht bis zum vollen blonden Barte hinab und verbeugte sich leicht, als Graf Fohrbach sagte: „Baron von Brand — Hugo von Steinfeld — Arthur Erichsen — Beide gute Bekannte und Freunde."

„Ehe ich mich niedersetzen kann," sprach Herr von Steinfeld, „muß ich Sie vorher um Erlaubniß bitten, gnädiger Herr, eine kleine Toilette machen zu dürfen. — Du gibst mir wohl einen leichten Rock," wandte er sich an den Grafen, „und erlaubst, daß ich mir in deinem Schlafzimmer die schweren Stiefel ausziehen lasse. — Apropos! deine Dienerschaft hätte mich bald zur Thüre hinaus geworfen."

„Sie hätten Ihren Namen sagen sollen!" lachte der Herzog. „Durch das viele Bartwerk in Ihrem Gesicht sind Sie sogar für Ihre besten Freunde unkenntlich geworden."

„Dazu rechnen Euer Durchlaucht doch wohl nicht die Bedienten?"

„Du bleibst heute Nacht bei mir?" fragte Graf Fohrbach.

„Ja, heute Nacht, und wenn du erlaubst, noch ein paar Tage, bis ich mir eine passende Wohnung gesucht. — Aber nun komm' in dein Schlafzimmer; es ist mir in meinem Anzuge viel zu warm; ich muß ein bischen andere Toilette machen."

Diese war bald beendigt, und wenige Minuten nachher saß der eben Angekommene mit in der Reihe am Kaminfeuer, während Graf Fohrbach seinem Kammerdiener einige Befehle ertheilte in Betreff eines Zimmers, das eingerichtet werden mußte, sowie auch des Reisewagens des Fremden, den man in einer der Remisen unterbrachte.

„Ich hätte schon vor zwei Stunden hier sein können," sagte Herr von Steinfeld, „doch erfuhr ich zufällig auf der letzten Station von einer großen Soirée. Da ich nun begreiflicherweise keine Lust hatte, mich heute Abend noch anzuziehen, so wartete ich und komme nun gerade rechtzeitig zur angenehmen Nachlese. — Darf ich mich jetzt wohl unterstehen," wandte er sich gegen den Herzog, „Euer Durchlaucht die feierliche Versicherung zu geben, wie außerordentlich glücklich ich bin, Hochdieselben alsogleich begrüßen zu

können? — Doch hatte ich nicht geglaubt, Sie im schwarzen Frack wiederzusehen."

„O schweigen wir davon!" erwiderte der Herzog mit einer Handbewegung. „Man glaubt höheren Orts, ich könnte dem Staate besser mit Geist und Feder als mit Faust und Schwert dienen."

„Woran man höheren Orts wohl nicht Unrecht hat," meinte sich verbeugend der Andere, „denn Euer Durchlaucht großer Verstand wurde mir von allen schönen Frauen gerühmt, mit denen ich das Glück hatte über Sie sprechen zu dürfen."

„Gehen Sie zum Henker mit Ihrem Verstand! Es ist traurig, wenn die schönen Frauen nichts Anderes an mir zu rühmen wußten. — Doch wo kommen Sie eigentlich her? Nur eine hübsche Erzählung Ihrer Fahrten und Abenteuer kann Sie wieder einigermaßen in meiner Gunst herstellen."

„Ich stehe gleich zu Befehl. Aber Sie werden mir erlauben, gnädiger Herr, daß ich mich vorher nach dem Befinden meines lieben Freundes hier erkundige. — Von dir," wandte er sich an den Grafen, „hatte ich die letzten Nachrichten, als du in die Reihe der Adjutanten aufgenommen wurdest. — Und du bist auch avancirt," sagte er zum Major v. S. „Ich sehe das natürlicherweise an deinen Epauletten und gratulire bestens. — Wie steht's aber mit unserm theuren Assessor?"

„Vortragender Rath, wenn ich bitten darf!" erwiderte Eduard v. B. mit großer Wichtigkeit.

„Alle Teufel!" versetzte der Andere laut lachend. „Ihr könnt euch nicht beklagen; ihr seid von der Sonne königlicher Gnade ausgebrütet worden, während ich zurückkomme als taubes Ei Gott weiß welchen Departements."

„Und ganz nach Verdienst," schaltete der Herzog ein. „Weiß der Himmel, lieber Steinfeld, daß Sie des Herumschwärmens niemals satt werden. Soll auch diesmal Ihr Aufenthalt wie gewöhnlich nur einige Wochen dauern, oder gedenken Sie uns auf längere Zeit zu beglücken?"

Der Andere zuckte die Achseln und entgegnete: „Das hängt von vielerlei Umständen ab; vorderhand habe ich hier Anker ge-

worfen und will abwarten, ob ich liegen bleiben muß auf stürmischer Rhede oder ob ich hinein bugsirt werde in den sicheren Hafen."

„Und jetzt kommen Sie von Rußland?"

„Ja, gnädigster Herr. — Oder auch nein; denn ich war zuletzt im Kaukasus."

„Horreur!" rief der Herzog. „Doch nicht am Ende gar bei den Tscherkessen?"

„Eigentlich focht ich gegen sie," erwiderte Herr von Steinfeld. „Doch unter uns gesagt, ließ ich mich eines schönen Tags gefangen nehmen und verbrachte darauf bei den wilden Söhnen des Gebirges ein angenehmes Jahr."

„Davon mußt du erzählen," sagte der Hausherr.

„Halt!" rief der Herzog. „Ich habe auf seine Mittheilungen ein näheres Recht; er ist mir in W. desertirt, und das in Folge einer räthselhaften Geschichte; — ja, meine Herren, in Folge einer Begebenheit, bei der, vielleicht zum ersten Male, sein Herz mächtig ergriffen war."

„Ist das möglich?" sprach erstaunt der Major. „Du Umherschweifender, Wankelmüthiger, hättest dir wirklich Fesseln anlegen lassen? — Unglaublich! — Ja, wenn das erzählbar ist, so stimme ich auch dafür, denn das ist gewiß noch interessanter als deine Tscherkessen-Abenteuer."

„Laßt mich lieber von den letzteren erzählen," bat Herr von Steinfeld mit viel ernsterer Stimme, nachdem er einen Augenblick träumend in das Kaminfeuer geschaut. „Der Herzog übertreibt: die Sache ist nicht so interessant; ihr Alle habt dergleichen schon erlebt."

„Lieber Freund, dein Weigern ist uns verdächtig," bemerkte Graf Fohrbach. „Jetzt trete ich auf Seite der Anderen und verlange die Geschichte aus W."

„Eine Geschichte, meine Herren," fuhr der Herzog fort, „über die ich Einiges habe munkeln hören, und in die auch ich halb verwickelt sein soll. Ich wollte sie damals schon erfahren, doch wich er mir anfänglich aus, und wenige Tage nachher war er verschwunden. — Das sind jetzt sechs Jahre; urtheilen Sie selbst, ob ich lange genug gewartet habe. Sehen Sie, lieber Steinfeld,

hätten Sie damals mir allein gebeichtet, so wäre Ihnen das heute vor einer größeren Versammlung erspart geblieben."

„Es hätte mich damals keine Macht der Erde bewegen können, eine Silbe über diese Geschichte zu sprechen," entgegnete der Andere sehr ernst. — Doch jetzt ist ja Alles vorüber!" setzte er mit einem leisen Seufzer hinzu.

„Also die Begebenheit!" rief munter Graf Fohrbach. — „Wir sind ja unter lauter guten Freunden," fuhr er fort und betrachtete die vor dem Kamine Sitzenden der Reihe nach. — Den Baron Brand hatte er in diesem Augenblicke vergessen, denn dieser entging seinen Blicken, da er sich wenige Sekunden vorher auf einen ganz niedrigen Sessel hinter den Herzog gesetzt hatte, und so durch Seine Durchlaucht vollkommen gedeckt wurde.

„Es mögen also jetzt sechs Jahre sein, da waren wir zusammen in W., Seine Durchlaucht der Herr Herzog in Begleitung anderer höchster Personen, und ich wiederum in Begleitung des Herrn Herzogs."

„Aber ohne offiziellen Charakter," sagte dieser lachend.

„Ganz richtig," fuhr der Erzähler fort. „Ich hatte das unschätzbare Glück, Seine Durchlaucht unterhalten zu dürfen, wenn Niemand Besseres da war, mit ihr dejeuniren und diniren zu müssen, Sie auf Spaziergängen, Fahrten und Ritten zu begleiten; wobei es mir aber nie erlaubt war, meine wunderbare Dragoner-Uniform anzuziehen."

„Pfui, Steinfeld!" rief der Herzog. „Wie sind Sie bei den Tscherkessen verwildert!"

„Aber damals war ich es noch nicht, gnädiger Herr, das müssen Sie mir zugestehen; denn wenn Sie mir auch nicht gern etwas Erfreuliches nachsagen, so können Sie doch nicht leugnen, daß ich überall gut gelitten war."

„Er war damals ein vollkommener Beau; aber sonst nichts."

„Und deßhalb paßten wir trefflich zu einander: Euer Durchlaucht hatten den Verstand, das innere Departement, und ich beschäftigte mich stark mit dem äußeren. — Darf ich nun fortfahren?" —

„Eines Tages nun wurde auf den Wunsch hoher Personen,"

erzählte Herr von Steinfeld weiter, „in einem der Theater ein längst vergessenes Lustspiel wieder aufgeführt, in welchem eins der Hauptmitglieder von jeher excellirt hatte. Seine Durchlaucht nahmen wie gewöhnlich eine Loge und ich hatte die Ehre, Sie begleiten zu dürfen. — Doch damit ich bei der Wahrheit bleibe, so muß ich sagen, daß der Herr Herzog an dem Tage bei Hof speiste und wir uns also in der Loge treffen sollten. Natürlicherweise war mein Diner bälder beendigt als das seinige, und obgleich ich sehr langsam zu Fuß dem Schauspielhause zuschlenderte — es war im heißen Sommer — so kam ich doch wohl eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung hin, fand aber das Haus schon dicht besetzt; nur die Logen des halben ersten Ranges waren noch leer, denn außer der des Herrn Herzogs waren die anderen ebenfalls für hohe Personen reservirt worden.

„Ich stieg, durchaus an nichts Arges denkend, langsam die Treppen hinauf, trat in unsere Loge und ging an die Brüstung vor, um mich im Hause umzuschauen. Hier aber — Gott weiß, für wen man mich gehalten — ward ich augenblicklich das Ziel der Aufmerksamkeit des sämmtlichen Publikums. Alle Augen richteten sich zu mir empor; ja ich kann wohl sagen, alle Theatergläser und Lorgnetten nahmen die Richtung nach meiner Loge; von unten im Parterre vernahm man — ich kann es nicht leugnen — ein höchst beifälliges Gemurmel, und wenn ich mich nicht schleunigst zurückgezogen hätte, so würde ich einem allgemeinen Vivat nicht entgangen sein."

„Da ward es ihm bange in seiner Löwenhaut und er warf sie ab," sagte einigermaßen hämisch der Herzog.

„Natürlicherweise," fuhr ruhig der Erzähler fort, „denn ich wußte, daß Sie, gnädiger Herr, dieselbe später mit viel größerem Anstande tragen würden. — Im nächsten Augenblick füllten sich denn auch die Logen; die Akklamation des Publikums ward einem Würdigeren zu Theil; endlich kam auch der Herzog. Der Vorhang flog auf und das Stück begann."

„Gleich da bemerkte ich schon, wie unaufhörlich und hartnäckig Sie in das Parterre hinab kokettirten, konnte aber nicht

entdecken, wem es galt, denn für mich waren drunten lauter alltägliche Gesichter.“

„Ich leugne es nicht, daß ich häufig hinab sah, doch anfänglich nur aus einem reinen Gefühle der Dankbarkeit, denn von all' den tausend Gesichtern, die mich vorhin so neugierig angestarrt, blieb mir nur ein einziges insofern treu, als es mir hie und da noch einen Blick schenkte, während sich alle anderen den aufgegangenen glänzenderen Sonnen neben mir zuwandten. — Aber die beiden Augen, die mich zuweilen ansahen, wogen tausend andere auf; sie gehörten einem Mädchen, das drunten in einem Sperrsitz neben einer älteren Frau saß, einem Mädchen von so unbegreiflicher und wunderbarer Schönheit, daß ich mir mit Erstaunen gestand, lange, ja noch nie so etwas gesehen zu haben. Eine Beschreibung ist eigentlich überflüssig; ich kann nur sagen, daß es ein blasses, aber sehr edles Gesicht war, von sanftem würdevollem Ausdruck, mit glänzenden blauen Augen und dem üppigsten blonden Haar, welches ich in meinem ganzen Leben gesehen. — Ich muß Euer Durchlaucht hiebei zum Zeugen aufrufen, denn Sie werden sich erinnern, daß Sie später diesem Mädchen einmal durch Zufall begegneten. — Habe ich übertrieben oder sprach ich die Wahrheit?“

„Ja, ja,“ erwiderte der Herzog nachdenkend; „es war das eine auffallend reizende Erscheinung.“

„Ah himmlisch! unvergeßlich!“ fuhr der Andere enthusiastisch fort. „Doch bleiben wir ruhig bei unserer Erzählung. — In meiner übergroßen Bescheidenheit dachte ich anfänglich, die Blicke, die sie zuweilen herauf sandte, können mir unmöglich gelten; ich wollte deßhalb eine Probe machen, verließ die Loge und stellte mich im Parterre so auf, daß jenes Mädchen, wenn sie nach rechts schaute, mich sehen konnte. Hier gerieth ich aber in eine Gruppe junger Leute meiner Bekanntschaft, Kavaliere der reichsten Häuser, Offiziere, die sich alle mit mir in der gleichen Absicht da versammelt hatten. — „Daß Sie daher kommen,“ rief mir Einer zu, „finde ich vollkommen begreiflich; Ihrem Blick entgeht dergleichen nicht.“ — Sie meinen jene Dame mit dem schwarzen Haar in der Parterreloge? fragte ich. — „Ah! gehen Sie weg, Sie Heuchler!“ lachte

ein Anderer, „wer wird nach dem schwarzen Haar sehen, wenn man ein so wundervolles Blond vor sich hat?" — Kennen Sie das Mädchen? — „Ich nicht." Und Sie? — „Keiner von uns Allen kennt sie; und das will viel sagen," so sprach ein Dritter. „Sie kann noch nicht lange hier sein." — „Und das ist wohl Ihre Mutter, die neben ihr sitzt?" — Es scheint so. — „Aber haben Sie je etwas Schöneres gesehen als das Mädchen?" — „Nein, nein," sagten die Anderen. Und so ging es eine Weile fort.

„Hatte das Mädchen nun bemerkt, daß sie der Gegenstand dieser Aufmerksamkeit war, genug, sie blickte längere Zeit nur auf die Bühne oder sprach mit ihrer Nachbarin. Endlich aber erhob sie ihre Augen wieder und sah nach unserer Loge hinauf. Ich muß gestehen, mir schlug das Herz, denn wahrhaftig, es kam mir vor, als suche sie dort Etwas. — Ich hatte mich in die vordere Reihe meiner Bekannten gedrängt und schaute mit der gespanntesten Aufmerksamkeit nach ihr hin. — Richtig! sie senkte jetzt langsam den Blick; ihre Augen fanden die meinigen, und daß sie gerade mich gesucht und gefunden, das sagte mir ein süßes Gefühl in meinem Herzen."

„Glückseliger Hugo!" sprach zerstreut Graf Fohrbach.

„Daß ich an meinem Platze stehen blieb, könnt ihr euch denken."

„Und mich ließ er allein in der Loge, der Undankbare! — Aber nur weiter; ich bin überzeugt, wir werden in dem Punkte noch schrecklichere Dinge zu hören bekommen."

„Von dem Stücke sah ich begreiflicherweise gar nichts," fuhr Herr von Steinfeld fort; „auch war es wahrhaftig zu rasch für mich zu Ende. Während des letzten Aktes aber ging ich hinaus und suchte unsern vortrefflichen Lohnbedienten. Der kannte sämmtliche gewisse junge Damen der ganzen Stadt; doch es wäre mir schrecklich gewesen, wenn er auch diese gekannt hätte. Aber ohne seine Hilfe konnte ich nichts unternehmen, konnte ich nicht erfahren, wer die Damen seien oder wo sie wohnten. Auch war ich überzeugt, daß sich meine sämmtlichen Bekannten in ihren Weg drängen und den Versuch machen würden, ein Wort anzubringen. Und das wollte ich für meine Person gerade vermeiden. Ich begab

mich deßhalb mit Baptist an die Ausgangsthüre, um zu warten, bis sie heraus käme. Dabei geschah nun, was ich vorhin andeutete: alle die jungen Leute, die sie während der Vorstellung angestaunt, schwärmten um sie herum; ja die Keckſten wagten es, die ältere Dame oder sogar sie selbst anzusprechen. Doch hatten Beide ihre Schleier herabgelassen und würdigten keine Frage einer Antwort; sie schritten so rasch durch die Menge dahin, daß Baptist kaum Zeit hatte, sie in Augenschein zu nehmen; doch genügte ihm ein einziger Blick, um mich versichern zu können, daß das Mädchen sowie die ältere Frau ihm gänzlich unbekannt seien. — Aber ich muß um jeden Preis erfahren, entgegnete ich ihm, wenigstens wo sie wohnen. Baptist, Ihre Belohnung für diese Nachricht soll glänzend sein.

„Er nickte mit dem Kopfe und folgte den Damen so schnell, als es das Gewühl erlaubte. Diese hatten das Haus bereits verlassen und schritten über die Straße, einem Fiaker zu, der auf sie zu warten schien. Ohne sich aufzuhalten, stiegen sie in den Wagen, zogen den Schlag hinter sich zu, und der Kutscher fuhr davon — aber nicht ohne den vortrefflichen Baptist. Dieser hatte sich hinten aufgeschwungen, und während er sich auf dem Trittbrette als Lakai einrichtete und die Quasten des Wagens ergriff, nickte er mir zu, als wollte er sagen: seien Sie vollkommen ruhig; die Sache ist bestens eingefädelt."

„Und so verlor ich für den Abend meinen Begleiter und meinen Lohnlakaien," sagte der Herzog. „Ich mußte eine Viertelstunde warten, ehe es unserem vortrefflichen Freunde hier einfiel, nach mir und meinem Wagen zu sehen."

„Bedenken Sie aber das Gedränge, gnädigster Herr," entgegnete lachend der Erzähler, „diese Foule von Menschen und Wagen; Sie hätten ja doch nicht nach Hause gekonnt. — Wahrhaftig, auf mich brauchten Sie keine Sekunde zu warten."

„Aber auf den Lohnbedienten wartete ich den ganzen Abend vergebens."

„Das kann ich Eurer Durchlaucht nicht leugnen. Er ließ sich erst am andern Morgen wieder im Hotel sehen, um — mir Bericht zu erstatten.

„Als Bedienter hinten auf dem Wagen war er vom Schauspielhause weg durch einige Straßen glücklich mitgefahren, dann aber mußten ihn die Damen entdeckt haben; genug, sie ließen den Wagen halten und die Alte rief dem Kutscher zu, er solle nachsehen, wer hinten aufstände, sie hätten keinen Bedienten und brauchten auch keinen, und er solle sie augenblicklich verlassen. — Was war zu machen? Baptist kletterte hinab und mußte sich bequemen, hinter dem Wagen, der im scharfen Trabe fuhr, zu laufen. So ging es durch die ganze Stadt, zum entgegengesetzten Thore hinaus und nach einer der entlegensten Vorstädte. Baptist aber blieb ausdauernd bei dem Wagen, bis dieser endlich vor einem Hause hielt, und dort hatte er obendrein die Kühnheit, den Schlag zu öffnen, um den Damen beim Aussteigen behilflich zu sein. Doch stieß die jüngere verächtlich seine Hand zurück, und die ältere hielt ihm eine Strafpredigt und sagte, sie hätte wohl nicht übel Lust, die Polizei herbeirufen zu lassen, damit sie geschützt sei vor Unberufenen und Spionen. Baptist entschuldigte sich mit dem Befehl seines Herrn, der ihn beauftragt habe, um jeden Preis zu erfahren, wo die beiden Damen wohnen, worauf dieser Herr auch nicht ohne einige kräftige Bemerkungen davon kam. Dann gingen sie in's Haus, riegelten hinter sich zu und ließen Baptist einigermaßen verdutzt auf der Straße stehen. Doch merkte er sich genau die Hausnummer, und da es für Nachforschungen zu spät war, so stellte er sie den andern Morgen in aller Frühe an und erfuhr, die ältere Dame sei eine Wittwe, Frau von Z., das Mädchen ihre Tochter Elise, und Beide erst seit ungefähr einem halben Jahre in der Stadt. Woher sie gekommen, konnte man ihm nicht sagen."

„Das war eigentlich eine kräftige Abweisung," sagte der Rath. — „Ich hätte mich darnach um keinen Preis mehr in der Straße sehen lassen. — Und die Sache war aus?" fragte er.

„Nein, mein Lieber," erwiderte Herr von Steinfeld; „sie fing hierauf erst recht an. Ich hatte nun begreiflicherweise nichts Eiligeres zu thun, als mich hinzusetzen und ungefähr folgenden Brief zu schreiben: Gnädige Frau! — Ich bin in Verzweiflung. — Durch die ungeschickte Zudringlichkeit meines Bedienten ist Ihnen

gestern Abend, wie ich soeben zu meinem größten Schrecken erfuhr, ein unangenehmer Moment bereitet worden, was mir um so schmerzlicher ist, da mein Bedienter, wie ich vernommen, einen Auftrag von mir vorschützte, der ihn veranlaßte, Sie auf so rücksichtslose Weise vom Theater bis in Ihre Wohnung zu verfolgen. — Leider muß ich bekennen, daß ich nicht ganz ohne Schuld bin; doch als ich, ich gestehe es, überrascht von dem Anblick Ihrer Fräulein Tochter, mich erkundigte, welcher Familie sie angehöre, geschah dies gewiß nicht in der Absicht, Ihnen durch Nachforschungen irgend welcher Art lästig zu fallen, wie in der That geschehen. Da ich es nun aber für eine dringende Pflicht halte, Sie, gnädige Frau, wegen der Ungeschicklichkeit meines Dieners um Verzeihung zu bitten, würde ich es als die größte Gunst ansehen, wenn Sie mir eine Stunde bestimmen wollten, in welcher es mir vergönnt wäre, Ihnen zu sagen, wie unendlich ich den gestrigen Vorfall bedaure &c."

„Brrr!" machte der Major. „Damit zogst du eigentlich ärger an der Klingel als dein Bedienter."

„Nein, nein!" lachte der Herzog. „Er sprach durch die Blume per Besenstiel."

„Es war allerdings ein gewagter Schritt," fuhr der Erzähler fort, „so mit der Thüre in's Haus zu fallen. Aber was konnte daraus erfolgen? — Gab sie mir keine Antwort, so mußte ich einen andern Weg einschlagen oder von der ganzen Geschichte abstehen. An das Mädchen hätte ich auf diese Weise nicht geschrieben, aber der pfiffige Baptist, der in der ganzen Stadt seine Verbindungen hatte, versicherte mich, Mutter und Tochter seien zwei ganz verschiedene Naturen. Mit der Alten sei es, wie man ihm gesagt, nicht ganz richtig, aber das Mädchen sei in jeder Hinsicht ein wahrer Engel. — Genug, ich schrieb; schickte aber den Brief durch meinen eigenen Bedienten, und erhielt am andern Tage die Antwort, Frau von Z. sei geneigt, meine Entschuldigung anzunehmen. — Daß ich mich zur bezeichneten Stunde hin begab, brauche ich wohl nicht zu erwähnen."

„Aber ich muß beifügen, daß dies in meinem Wagen geschah,"

sagte der Herzog. „Gütiger Himmel! wozu habe ich damals nicht dienen müssen."

„Ich gestehe, gnädiger Herr, daß ich allerdings Ihren Wagen nahm, muß aber dabei bemerken, daß er mir von der Mutter sogleich bei meiner Ankunft die Bemerkung eintrug, es sei durchaus nicht artig von mir, die erhaltene Erlaubniß zu mißbrauchen, indem ich in ihrer kleinen bescheidenen Straße mit der glänzenden Equipage ein solches Aufsehen hervorrufe. Ich nahm auch geduldig diese Zurechtweisung hin und bat demüthig für meine beiden Vergehen um Verzeihung. Madame empfing mich allein in ihrem Zimmer; es war das eine Wohnung, bescheiden aber anständig möblirt. Ich zog mich aus der Geschichte des gestrigen Abends so gut als es eben gehen wollte, indem ich versicherte, der Anblick ihrer Tochter habe auf mein Herz einen unauslöschlichen Eindruck gemacht."

„Und das hörte sie geduldig an?" fragte der Major.

„Sie lächelte dazu," fuhr Steinfeld fort, „und ich sah, daß Baptist in dem einen Theile seines Berichtes vollkommen Recht hatte. Doch wurde mir nicht blos dies Lächeln zu Theil, sondern sie verzog gleich darauf ihr Gesicht wieder in ernste Falten, als sie mich versicherte, sie müsse mir offenherzig gestehen, daß sie nur mein dringendes Schreiben veranlaßt habe, mir die Erlaubniß zu diesem Besuche zu ertheilen. Sie sei eine Wittwe mit wenigem Vermögen, fuhr sie fort, der Alles daran gelegen sein müsse, sich ohne Aufsehen, namentlich aber ohne irgend welche schlimme Nachreden durch die Welt zu schlagen, weil sie nur so im Stande sei, für das Glück ihrer einzigen geliebten Tochter dauernd sorgen zu können."

„Und diese einzige und geliebte Tochter sahen Sie nicht alsogleich?" fragte der Herzog.

„Auf mein dringendes Bitten wurde mir später die Erlaubniß zu Theil, auch deren Verzeihung für meinen unüberlegten Schritt erbitten zu dürfen. — Und auch in Betreff dieses Mädchens hatte Baptist vollkommen Recht," fuhr der Erzähler mit einem Seufzer fort. „Wir wollen darüber nicht viele Worte machen, es würde das lächerlich vorkommen; aber sie war wirklich in jeder Be-

ziehung ein Engel, ein vollkommenes Geschöpf: schön, unschuldig, rein. — Ja, unschuldig und rein," wiederholte er, als er die spöttische Miene des Herzogs bemerkte. „Ich versichere Sie, gnädigster Herr, die Seele dieses Mädchens hatte noch kein Hauch irgend einer Leidenschaft, irgend eines Lasters getrübt; es war das ein fleckenloser, glänzender Spiegel, der ungetrübt alle äußeren Eindrücke heiter und lustig empfing und sie ebenso zurückstrahlte."

„Das muß etwas Außerordentliches gewesen sein!" sagte spöttisch der Herzog. „Bedenken Sie doch, meine Herren, noch nach sechs Jahren diese feurige Schilderung!"

„Und die würde ich mit demselben Feuer ebenso noch nach sechzig machen, wenn das möglich wäre," versetzte sehr ernst Herr von Steinfeld. „Doch wenn das Innere dieses Mädchens außerordentlich war, so war es ihr Aeußeres nicht minder; ich habe nie mehr eine so vollkommen schön gewachsene Gestalt gesehen, so kleine Hände und Füße, solche elastische und edle Bewegungen. Mir war übrigens die ganze Erscheinung von Anfang an ein Räthsel; wenn Frau von Z. ihre Mutter war, so mußte der Vater etwas Vorzügliches gewesen sein; denn von der Mutter konnte sie weder die Schönheit, weder die Frische des Geistes, noch diese Erziehung haben. Elise sprach Französisch mit sehr gutem Accent, und Englisch wie eine geborene Engländerin, überhaupt hatte sie in ihrem Gesichte viel von dem Typus dieser Nation, namentlich ihren klaren, durchsichtigen weißen Teint, das schöne blonde Haar und die frischen Zähne und Lippen."

In diesem Augenblick wandte sich der Herzog heftig auf die Seite, blickte hinter seinen Stuhl und sagte: „Ah! Sie sind's, Baron Brand? Zum Teufel! ich hatte Sie ganz vergessen, und als ich da auf einmal Ihren tiefen Seufzer hörte, so war mir das ganz unheimlich. — Fehlt Ihnen etwas?"

Der Baron Brand hatte wirklich vorhin aus tiefster Brust geseufzt; doch als er jetzt gefragt wurde, nahm er sich zusammen und entgegnete mit etwas erzwungenem Lächeln: „Euer Durchlaucht wissen, daß ich ein gefühlvolles Herz habe, und da Herr von

Steinfeld so außerordentlich lebendig und schön erzählt, so hat mich seine Schilderung in der That etwas angegriffen."

„Sie sehen wirklich blaß aus," nahm Graf Fohrbach, der sich jetzt erst zu erinnern schien, daß Herr von Brand ebenfalls in der Gesellschaft sei, erstaunt das Wort. Er hätte gern seinem Freund ein Zeichen gegeben, die Erzählung zu unterbrechen, doch war dies, ohne Aufsehen zu erregen, nicht möglich.

„Schon die erste Unterredung, die ich an jenem Tage mit dem Mädchen hatte," fuhr Herr von Steinfeld fort, „entschied über mich und ich fühlte, daß ich eine wirkliche Liebe für sie zu fassen im Begriffe sei. Es war das mehr denn eine vorübergehende Leidenschaft; und als ich sie nach einer höchst angenehmen Stunde verlassen und zu Hause angekommen war, ging ich lange mit mir zu Rath, ob es nicht besser sei, jenes Haus nie mehr zu betreten, ja Elisen weder dort noch anderswo in ihre schönen, gefährlichen Augen zu schauen. Mein Verstand pflichtete diesem Entschlusse bei, aber mein Herz überredete mich leicht, von der Erlaubniß der Frau von Z., zuweilen ihr Haus besuchen zu dürfen, den umfassendsten Gebrauch zu machen.

„Ich ging also häufig hin, blieb so lange wie nur möglich, und Elise wurde mir mit jedem Tage theurer. Ohne mir zu schmeicheln, kann ich auch wohl sagen, daß sie mich gerne kommen sah, ja, daß ich ihr nicht gleichgiltig war. Wenn man wirklich liebt, so merkt man das ja so leicht an einem Worte, einem Blicke, einer scheinbar vollkommen bedeutungslosen Berührung der Hand und dergleichen. Es sind das nur Kleinigkeiten, aber mit ihnen durchlebt man die süßesten Stunden. Ich genoß das Alles wie im Traume; oft sah ich sie in Gesellschaft ihrer Mutter, öfter allein. Frau von Z. schien uns vollkommene Freiheit lassen zu wollen. Und wir benutzten diese Freiheit auf's Beste, denn schon nach vierzehn Tagen wußte ich, daß mich Elise eben so innig liebe wie ich sie."

„Und weiter — wie Oktavio in Don Juan sagt!" lachte der Herzog.

„Weiter nichts, gnädiger Herr," sprach Herr von Steinfeld sehr ernst. „Ich versichere Sie wiederholt: es war das ein so

edles und reines Geschöpf, dabei so unschuldig und wohlerzogen, daß ich es für ein großes Glück ansah, wenn ich nur ihre Hand ergreifen und sie leise küssen durfte. — Aber," fuhr er nach einer Pause fort, „solche Liebesgeschichten sind für Dritte höchst langweilig; ich mußte jedoch der Thatsache erwähnen. Doch gehen wir darüber hinweg, und bitte ich Sie nur noch, meinem Worte Glauben schenken zu wollen, wenn ich Ihnen sage, daß ich es mit einem vollkommen unverdorbenen Wesen zu thun hatte. —

„In all' der Zeit hatte mich die Mutter nie mit irgend einer Frage belästigt, welche mein Herkommen, meinen Stand, mein Vermögen oder dergleichen betraf, Elise noch viel weniger; ja sie wich jedem Gespräch aus, das auf dieses Thema führen konnte, und pflegte mir oft, nicht ohne Anflug von Schmerz, zu sagen, wenn ich über Vergangenheit oder Zukunft sprechen wollte: lassen Sie das; mir ist das Alles wie ein schöner Traum, — träumen wir ihn fort bis zum Erwachen; Gott allein mag wissen, ob dies Erwachen für mich schön oder traurig sein wird." —

„Nun, deine Reden über die Zukunft," unterbrach ihn Graf Fohrbach, „werden doch für das arme Mädchen nicht gerade sehr angenehm gewesen sein, denn du dachtest doch gewiß nie an eine Heirath."

„Offenherzig gestanden, es gab Momente, wo ich wohl daran dachte, bis mir alsdann wieder die immer etwas räthselhafte Mutter vor Augen trat. Das kann ich euch versichern: hätte ich dieses Mädchen in irgend einer noch so bescheidenen, aber anständigen und geachteten Bürgerfamilie gefunden, ich würde Alles daran gesetzt haben, sie zu meiner Frau zu machen; und ich bin überzeugt, daß ich mit ihr vollkommen glücklich geworden wäre. — Aber die Verhältnisse hier waren anders."

Bei diesen Worten fuhr er sich mit der Hand über das Gesicht und blickte ein paar Sekunden in das lodernde Kaminfeuer, zog seine Augenbrauen dichter zusammen und fuhr dann fort:

„Eines Tages ging ich wie gewöhnlich nach ihrem Hause und fand Frau von Z. allein; ihre Tochter sei ausgegangen, sagte sie. Das war nun schon öfter vorgekommen, befremdete mich auch deß-

wegen nicht, und ich setzte mich in eine Ecke des Sopha's, um sie zu erwarten. Auf meine Frage aber, ob Elise bald kommen werde, erwiderte sie: nein; ich habe sie zu einer Bekannten geschickt, um mit Ihnen einige Worte sprechen zu können. — Sie kommen jetzt, sagte Frau von Z., einige Wochen in mein Haus, Sie erweisen meiner Tochter alle möglichen Aufmerksamkeiten, ja Sie werden mir nicht leugnen können, daß Sie mit derselben bereits ein kleines Verhältniß angeknüpft haben. — Ich zuckte beistimmend die Achseln. — Alles Ding in dieser Welt aber, fuhr sie fort, muß doch am Ende ein Ziel haben, und ich möchte Sie nun fragen, welches Sie sich in dieser Angelegenheit eigentlich vorgesteckt haben. — Darauf war nun schwer zu antworten; ich gab ihr allerdings zu, daß mich Elise außerordentlich interessire, daß ich gern in ihrer Gesellschaft sei, ja, daß ich eine Neigung für sie habe. — Doch werden Sie unmöglich an eine Heirath denken können, entgegnete sie lächelnd. Ich kenne Ihre Verhältnisse ganz genau, obgleich wir, wie Sie selbst wissen, nie darüber sprachen. Sie sind der und der; Sie haben kein bedeutendes Vermögen, und begleiten in diesem Augenblicke Seine Durchlaucht, den Herrn Herzog Alfred von D., dessen Vertrauter und Freund Sie sind."

„Alle Teufel!" machte der Herzog. „Die Geschichte fängt an, mich zu interessiren."

„Das Alles konnte ich nicht leugnen," erzählte Herr von Steinfeld weiter. — „Seien Sie offenherzig, fuhr Frau von Z. fort; „glauben Sie mir, ich kenne die Welt und also auch die jungen Kavaliere. — Sie machen meiner Tochter den Hof, Sie bringen ihr Blumen, Sie küssen ihr die Hand, aber dabei werden Sie nicht stehen bleiben wollen. — Ich muß gestehen, daß mich diese Worte auf's Höchste überraschten, denn sie sagte das ohne alle Erregung in einem unheimlich kalten Geschäftstone; und obgleich mich ihre Reden eigentlich empörten, so konnte ich es doch nicht unterlassen, ihr auf ihre wiederholte Frage ganz in der gleichen Art zu antworten. — Nun gut, sagte ich, da Sie also die Welt und die jungen Kavaliere so genau kennen, so will ich Ihnen recht gern eingestehen, daß ich wie diese denke und fühle, und in der That

einem schönen jungen Mädchen nicht den Hof mache, um bei einem Handkuß stehen zu bleiben. — Schön, versetzte sie, Ihre Offenherzigkeit gefällt mir. Wir werden uns leicht vereinigen. — Ich nehme an, fuhr sie nach einer Pause fort, daß Sie eigentlich im Auftrage des Herrn Herzogs zu uns kommen. — Ihr könnt euch denken, daß ich bei diesen Worten entrüstet in die Höhe sprang, und schon im Begriffe war, ihr eine heftige Erwiderung zu geben; doch dachte ich: du hast sie falsch verstanden, und bat sie in einem strengen Tone um eine Erklärung ihrer Worte. Sie sah mich verwundert an und entgegnete mir mit der größten Ruhe: Sie müssen mich nicht mißverstehen; allerdings weiß ich, daß Sie Elisen, wenn ich mich so ausdrücken darf, für eigene Rechnung den Hof machen, aber ebenso weiß ich, daß sich der Herzog für meine Tochter interessirt, daß er Alles daran wenden wird, ihre Bekanntschaft zu machen. Und Beides, setzte sie mit einem leichten Lächeln hinzu, läßt sich ja ganz gut vereinigen."

„Alle Wetter! Steinfeld," rief der Herzog, „mir scheint, Sie haben auf meinen Namen gesündigt. Das muß ich mir wahrhaftig ausbitten; habe ich doch das Mädchen nur ein einziges Mal und ganz zufällig gesehen."

„Ich stand erstarrt da," fuhr der Erzähler fort, ohne erst auf diese Einwendung des Herzogs etwas zu erwidern. „Was ich ihr für harte Worte sagte, bin ich nicht im Stande euch anzugeben; es ist auch ganz gleichgiltig. Nur muß ich leider gestehen, daß nichts vermochte, die freche Stirne dieser Frau erröthen zu machen. Sie setzte mir mit klaren Worten auseinander, die sorgfältige Erziehung ihrer Tochter habe ihr kleines Vermögen verschlungen, sie befinde sich dem Nichts gegenüber, wenn es ihr nicht gelinge, einen derartigen glänzenden Sort für Elisen zu finden."

„Steinfeld ist ein Verräther!" rief der Herzog halb im Ernste, halb im Scherze. „Gesteht, meine Herren, wenn er als Freund handeln wollte, so mußte er mir augenblicklich sagen: das habe ich erlebt, das bietet man Ihnen; was denken Sie davon?"

Der Erzähler warf einen eigenthümlichen Blick auf Seine Durchlaucht und entgegnete mit kaltem, ironischem Tone: „Abge-

sehen davon, gnädiger Herr, daß sich in diesem Falle Frau von Z. wirklich nicht in mir geirrt hätte, und ich in dieser — delikaten Angelegenheit fähig gewesen wäre, einen Unterhändler abzugeben, so wollte ich hauptsächlich Ihre Kasse schonen, welcher es gerade in dem Augenblicke sehr wehe gethan hätte, so zehntausend Gulden wegzuwerfen."

„Zehntausend Gulden!" sagte nachdenkend der Major. „Das ist allerdings eine schöne Summe."

„Welche mir die Mutter mit der größten Ruhe als Kaufpreis für ihre Tochter vorschlug."

„Das ist ja völliger Sklavenhandel," mischte sich der Rath kopfschüttelnd in das Gespräch.

„Aber ein sehr erlaubter," entgegnete Herr von Steinfeld mit bitterem Tone. „Um solche Kleinigkeiten bekümmern sich unsere Philantropen nicht. — Doch bleiben wir bei unserer Geschichte. Ich nahm meinen Hut, verließ Zimmer und Haus auf eine etwas stürmische Art, und irrte stundenlang in den Straßen umher, ehe es mir gelang, meiner tiefen und schmerzlichen Bewegung Herr zu werden. Als ich nach Hause zurückkehrte, fand ich einen Brief der Frau von Z., den ich begreiflicherweise sogleich vernichtete. Den andern Tag kam ein zweiter, ein dritter, die ich alle nicht las, also auch nicht beantworten konnte, worauf denn am darauf folgenden Morgen sie selbst in mein Zimmer trat und mich beschwor, unsere Unterredung zu vergessen. Sie sei allerdings zu weit gegangen, sagte sie, und bedaure das unendlich, bitte mich aber dringend, heute noch ihre Tochter zu besuchen, da Elise — das versicherte sie mich mit einem feierlichen Schwure — nicht eine Silbe von allem Dem wisse und nicht begreifen könne, weßhalb ich mehrere Tage nicht gekommen sei. — Der Mensch ist schwach; ich ließ mich also erbitten und ging den andern Tag wieder hin. Das Mädchen war allein, machte mir zärtliche Vorwürfe über mein Ausbleiben, war aber sonst unbefangen und natürlich wie immer. War ich ja doch schon vorher vollkommen überzeugt, daß sie nicht das Geringste wußte von dem Verkauf, den ihre eigene Mutter mit ihr beabsichtigte! Mich aber hatte diese Geschichte einigermaßen erkältet, nicht

sowohl gegen Elise selbst, als gegen ein Verhältniß, das auf so trauriger Unterlage zu ruhen schien. Wie gesagt, ich war überzeugt, daß sie keine Ahnung von dem Vorhaben ihrer Mutter hatte; aber ich war nicht mehr im Stande, ihr frei und offen wie früher in die Augen zu sehen. Mir schien der Duft von ihrem Leben hinweggewischt, und in meinen Träumereien sah ich immer eine fremde kalte Hand, die gewaltsam diese Blüthe entblättern, dies gute, reine Herz zerstören werde. —

„Glücklicherweise hatte ich schon vor dieser Begebenheit von einer Reise gesprochen, die mich einige Zeit von W. fern halten werde. Ich sagte also in den nächsten Tagen, daß mich meine Geschäfte hinweg riefen, und reiste ab. Elise warf sich mir, ehe ich sie verließ, laut weinend in die Arme und drang so lange in mich, bis ich ihr feierlich versprach, sobald als möglich zurückzukehren. Nun hoffte ich aber, die Zerstreuung auf dieser Reise würde mich das Mädchen so weit vergessen machen, um, wenn ich je wieder nach W. käme, im Stande zu sein, dies Verhältniß nach und nach aufzulösen. — Aber dem war leider nicht so: je mehr Tage und Meilen mich von ihr trennten, desto frischer und lebendiger trat ihr Bild im Wachen und Träumen vor mich; nichts war im Stande, es zu verwischen, nicht die fremden Städte und Länder, die ich sah, nicht die Zerstreuungen, in welche ich mich gewaltsam stürzte, und ich eilte in einer wirklich fieberhaften Hast immer weiter und weiter, um mir selbst die Möglichkeit abzuschneiden, früher als ich gewollt nach W. zurückzukehren."

„Ah! das waren die dringenden Geschäfte in England, von denen ich damals so viel hören mußte," bemerkte der Herzog. „Nun, lange genug blieben Sie aus."

„Mußte aber doch endlich zurückkehren," fuhr der Erzähler achselzuckend fort, „und fand bei meinem Bankier unter einer Menge anderer Schreiben wenigstens ein halbes Dutzend Briefe der Frau von Z., worin sie mich dringend, ja flehentlich bat, sie doch gleich nach meiner Ankunft zu besuchen. — Ich ließ aber einige Tage vergehen, ehe ich zu ihr ging; und als ich darauf in die bekannte Straße kam, schnürte mir ein unerklärlicher Schmerz

das Herz zusammen, und meine Hand zitterte, als ich die Stubenthüre öffnete.

„Frau von Z. war wie damals allein zu Hause und dankte mir, daß ich gekommen, obgleich sie sich über meine lange Abwesenheit beklagte, namentlich aber darüber, daß ich Elisen nicht ein einziges Mal geschrieben. Ich machte keinen Versuch, mich der Mutter gegenüber zu entschuldigen und fragte nach dem Mädchen. Sie sei ausgegangen, hieß es, werde aber in kurzer Zeit zurückkehren."

Hier that Herr von Steinfeld einen tiefen Athemzug, heftete den Blick auf den Boden und sagte mit seltsam bewegter Stimme: „Sie sprach darauf zu mir; und was sie mir mittheilte, das hatte ich während der Zeit meiner Abwesenheit in schlaflosen Nächten oder in wilden Träumen schon vorhergesehen. — Es hatte sich ein Anderer gefunden, der sich bereit erklärt, die geforderte Summe zu bezahlen. Die Mutter hatte mit Elisen die fürchterlichsten Scenen gehabt, und erst nach langem verzweifeltem Kampf, und Gott weiß durch welche Mittel bezwungen, hatte das unglückliche Mädchen endlich eingewilligt, ihre Ehre zu verkaufen, um die Mutter vom Bettelstabe zu erretten. — Das Alles hörte ich wie im Traum, wie ein fernes Sausen, und ich weiß nur unbestimmt, daß ich mit den Zähnen knirschte und krampfhaft meine Hände zusammen ballte. So viel allein ist mir genau erinnerlich, daß ich mich zu einem Lächeln zwang, um Madame zu ihrem guten Geschäft zu gratuliren. — Wann ist diese schreckliche Geschichte vor sich gegangen? fragte ich endlich mit tonloser Stimme. Und erst als sie darauf erwiderte: Die Sache ist nur projektirt und Elise stellte die einzige Bedingung, zuerst Ihre Ankunft abzuwarten, — da erwachte ich aus meinem Hinbrüten, sprang in voller Wuth empor und schleuderte der Mutter Verwünschungen und Flüche entgegen.

„Sie ließ mich ruhig austoben, indem sie die Hände in den Schooß legte, mich mit einer unbegreiflichen Ruhe ansah und nur zuweilen leicht die Achseln zuckte. Sie versuchte gar keine Widerrede, keine Entschuldigung; und erst, als ich wieder insoweit ruhig war, um mit zitternden Händen meinen Hut ergreifen zu können, faßte sie meinen Arm und sagte mit leicht bewegter Stimme:

„Hören Sie mich noch einen Augenblick an, ehe Sie wieder davon eilen wie neulich. Was ich Ihnen jetzt sage, sage ich im Auftrag meiner Tochter Elise; es sind ihre Gedanken, aber die Worte konnte das Mädchen nicht selbst gegen Sie aussprechen; es ist eine Bedingung, die sie mir gestellt, unter welcher allein sie sich meinem Wunsche fügen wird." —

— „Und dann sagte sie mir, Elise sei freilich zu jenem Schritt entschlossen, aber vorher wolle sie mir, den sie unaussprechlich und innig liebe, angehören — ganz angehören." —

„Ah! die Alte war nicht ihre Mutter," sagte kopfschüttelnd der Major. „Nicht wahr, Hugo, das war auch deine Meinung?"

Der Erzähler nickte mit dem Kopfe und entgegnete: „Ich bin davon überzeugt, obgleich ich nie darüber etwas Gewisses erfuhr. — Und hier ist eigentlich meine Geschichte zu Ende."

„Aber Steinfeld!" bat der Herzog, „das wäre grausam und des guten Erzählers nicht würdig, wenn er so rücksichtslos im letzten Kapitel bei einem der interessantesten Momente abbrechen wollte."

Herr von Steinfeld verbeugte sich leicht vor dem Herzog und sagte: „Wenn es Sie interessirt, gnädigster Herr, so kann ich Ihnen also noch die Versicherung geben, daß ich auf das Geständniß der sogenannten Frau von Z. ein paar fürchterliche Tage verlebte; ich wußte mir nicht zu rathen und nicht zu helfen. Wenn ich auch meine sämmtlichen für den Augenblick disponibeln Mittel zusammen nahm, so erreichten sie doch bei Weitem nicht die geforderte Summe. — Ja, ich war schon im Begriff, mich an Euer Durchlaucht zu wenden, aber —" hier unterbrach er seine Worte durch ein trübes Lächeln.

„Sie trauten mir nicht, Steinfeld."

„Ich will das gerade nicht sagen; aber ich vergaß vorhin in meiner Erzählung, daß ich der Frau von Z. mein Ehrenwort geben mußte, über die Mittheilung, die sie mir zu machen hatte, vor Ablauf einiger Jahre nicht zu sprechen; also war ich gebunden und konnte selbst nicht einmal zu Ihnen sagen: verschaffen Sie mir zehntausend Gulden zu dem und dem Zweck. — Und dann auch," fuhr er nach einer Pause achselzuckend fort, „was konnte mich und

Elisen ein solches Opfer nützen? Wie ich den Charakter ihrer angeblichen Mutter kannte, so war Elise doch nicht vor späterer Verfolgung geschützt. — Also —"

„Willigten Sie endlich in die Bedingung?" fragte der Herzog mit einem seltsamen Lächeln.

Und als hierauf Herr von Steinfeld einen Augenblick die Antwort schuldig blieb, bemerkte der Major: „Genire dich nicht, Hugo, und sage aus vollem Herzen Ja. Ich möchte von Einem unter uns wissen, der es anders gemacht hätte."

— „Es war das eine schaurig süße Nacht," sprach Herr von Steinfeld mit gesenktem Kopfe, wie in tiefem Traume. „Lest Goethe's Braut von Korinth und ihr habt zu meiner einfachen Geschichte einen hochpoetischen Vorgang. — So war es ihr und mir zu Muth. — Und auch gestorben war sie für mich am andern Morgen, denn ich mußte mit einem feierlichen Eide geloben, sie in Zukunft nicht mehr zu kennen, möge sie mir begegnen, wo sie wolle und unter welchen Verhältnissen es auch sei."

„Und Sie sahen sie nie wieder?" fragte der Herzog.

„Schon die bejahende Beantwortung dieser Frage, gnädiger Herr, wäre eine Verletzung meines Gelöbnisses, eine Indiskretion. Doch darf ich Ihnen sagen, daß ich Elisen seit jener Stunde nie wieder gesehen."

„Eine seltsame Geschichte!" meinte der Major.

„Der man eigentlich hätte genauer nachspüren sollen," bemerkte der Rath. „Denn daß Frau von Z. nicht die Mutter jenes Mädchens war, liegt wohl am Tage. Es wäre das ein Feld für mich gewesen, wer weiß, wohin uns die Fäden geführt hätten! vielleicht zu einem Mädchenraube, vielleicht zum Schlüssel eines Geheimnisses, vornehme Häuser betreffend."

„Das ist die Frage," versetzte der Hausherr. „Dies Mädchen konnte auch eine arme, vater- und mutterlose Waise sein, bei der man gute Anlagen entdeckte und die man zu dem erzog, was sie später wurde."

„Dem mag sein, wie ihm will," nahm der Rath wieder das Wort, „es bleibt immer ein abscheulicher Menschenhandel."

„Was meint denn unser Baron dazu?“ fragte der Herzog und wandte den Kopf rückwärts. — „Sie halten sich da so stille hinter mir, daß wir in der That nicht wissen, ob Sie noch existiren.“

„Ich habe alles Das gehört,“ erwiderte Herr von Brand mit einer stark vibrirenden Stimme. „Was soll ich darüber sagen? Ich kann nur mit Mephisto sprechen: sie ist die Erste nicht.“

Bei diesen Worten hatte er sich hinter dem Fauteuil des Herzogs erhoben, und wenn er sich auch zu einem Lächeln zwang, so sah man es doch an seinen verstörten Zügen, an der auffallenden Bläße, die sein Gesicht bedeckte, und an seinen starren Augen, daß es ihm nicht aus dem Herzen komme.

„Baron, Sie sehen sehr angegriffen aus!“ rief Graf Fohrbach, der ihn, wie auch die Uebrigen, erstaunt anschaute.

Herr von Brand fuhr sich mit seinem duftenden Taschentuche über das Gesicht und erwiderte: „Ich kann das nicht leugnen; ich fühlte mich schon zu Anfang des ganzen Abends nicht ganz wohl, mochte aber um keinen Preis eine Einladung zur Soirée Seiner Excellenz versäumen. — Doch ist es sehr spät,“ fuhr er fort, nachdem er auf die Uhr gesehen, „und wenn die Herren noch bei ihrer Sitzung bleiben, so muß ich mich allein zurückziehen.“

„Nein, nein!“ rief der Herzog, indem er von seinem Sessel aufsprang. „Alle Teufel! schon zwei Uhr! Ich gehe mit; mag bleiben, wer noch will.“

Doch erhoben sich auch die Anderen von ihren Sitzen, reichten dem Hausherrn die Hand und fuhren davon.

Nur der Baron Brand schickte seinen Wagen leer nach Hause.

Dreiundsechzigstes Kapitel.

Sklavenloos.

Während des Restes der Nacht, mit der unser voriges Kapitel schließt, ging der Baron Brand einsam durch die Straßen der Residenz. Er schien sich durchaus keinen Weg vorgezeichnet zu haben, sondern schritt gerade aus, und wenn die Straße sich auf der Seite, wo er gerade wandelte, bog, so folgte er dieser Krümmung unbekümmert darum, daß er vielleicht eine halbe Stunde später wieder auf demselben Platze anlangte, von dem er ausgegangen war. Sein Anzug paßte nicht für die kalte Nacht; er trug nichts als seinen leichten schwarzen Frack, durch welchen der Wind unbarmherzig pfiff, während in dem tiefen Schnee seine feinen lackirten Stiefel beständig einsanken. Dazu hatte er den Kopf so tief auf die Brust gesenkt und ging so schwankend und ungewiß, daß die Schildwachen ihn für einen betrunkenen nächtlichen Schwärmer hielten und ihm lachend nachblickten. Nur zuweilen erhob er den Kopf und blickte verstört um sich, worauf er auch wohl mit der Hand über die Stirne fuhr, mit den Zähnen knirschte oder die Hände zusammen ballte.

Ganz ohne Absicht gelangte er so in die Nähe des Fuchsbau's; hier blieb er dann aber mit einem Male stehen, blickte in die Höhe und murmelte etwas vor sich hin. — „Es sind ihrer zu viele, die das gehört," sprach er nach einer Pause mit lauterer Stimme; „ja, beim Teufel! wenn ich gewußt hätte, daß dieser Herr von Steinfeld so sorglos in seiner Postchaise heute durch den dunkeln Abend gefahren wäre, ich hätte wohl Mittel gewußt, dem Vorwitzigen ein Schloß vor den Mund zu legen, um ihn zu verhindern, seine leichtsinnigen Geschichten vor der ganzen Welt Preis zu geben. — Teufel! Teufel! ich kann da gar nichts machen, ich bin wehrlos wie ein Kind. Wenn er sie in den nächsten Tagen plötzlich wieder sieht, so muß er sie erkennen, denn sie hat sich nicht viel verändert. — Und wenn er auch wirklich sein gegebenes Versprechen hält und sie nicht wieder erkennen will — oh! da ist ein

Wort genug, ein Blick, um den Verdacht des alten eifersüchtigen Mannes zu erregen. — Die Aermste!" —

Während dieses Selbstgesprächs hatte er sich dem uns bekannten Durchgange genähert und trat hinein, um sich vor dem heftigen und kalten Winde zu schützen, der durch die Straßen fegte, denn jetzt, wo er aus dem dumpfen Hinbrüten erwacht war, und wieder anfing nachzudenken und zu überlegen, fühlte er wohl, wie frostig es sei.

„Da bekam ich auch, ehe ich zu dieser verfluchten Soirée fuhr, einen Zettel, den ich nur flüchtig lesen konnte. Laßt mich ihn doch noch einmal schauen!" Er griff in die Brusttasche seines Frackes und zog ein Papier hervor. Auf demselben stand: „Nach dem Kinde wurden Nachforschungen gehalten, die mir verdächtig erschienen; man wußte bestimmt, daß es dort gewesen sei, und man versprach eine große Belohnung, wenn man seinen jetzigen Aufenthalt erfahren könne, eine noch größere, wenn es möglich sei, den Buben nur ein einziges Mal und auch nur ein paar Augenblicke zu sehen." —

„Schön, schön!" murmelte der Baron mit einem bittern Lächeln; „wir wollen Sorge tragen, daß das vorderhand nicht geschieht. — Armes Kind. — Ja, ja, ich will zu ihm, das wird meine Nerven beruhigen, und wenn ich seinen festen, ungestörten Schlaf sehe, seine regelmäßigen Athemzüge höre, so werden meine Gedanken stiller, geordneter und klarer werden. — Pfui! wie kann man sich überhaupt so leicht aus der Bahn werfen lassen."

Er nahm seinen Hut ab, fuhr mit der Hand über die Stirne und durch das dichte Haar, trat, nachdem er sich wieder bedeckt, auf die Straße zurück und ging mit eiligen Schritten dem obern Theile der Stadt zu.

In einer der bessern Straßen hielt er vor einem kleinen, aber ziemlich ansehnlichen Hause und blickte in die Höhe, ob sich nicht irgendwo Licht sehen lasse. Aber es war erst vier Uhr, ein Wintermorgen, wer sollte da schon aus dem Bette sein! Das dachte auch der Baron; er zog einen zierlichen kleinen Schlüssel aus der Tasche und öffnete mit demselben das große, aber, wie es schien, äußerst kunstreich gemachte Schloß. Geräuschlos drückte er die Thüre hinter sich zu und stieg mit leisen Schritten die Treppen hinauf.

Das Haus hatte nur zwei Stockwerke; auf dem ersten hielt er, öffnete eine hier befindliche Glasthüre, und zwar abermals vermittelst seines Schlüssels, ging hindurch und trat in ein Zimmer, wo er, ohne lange umherzutappen, einen Feuerzeug fand und ein Licht anzündete.

Bis hieher hätte man glauben können, das Haus sei unbewohnt; doch kaum erfüllte sich das Gemach mit dem hellen Schein des Lichtes und drang durch eine halbgeöffnete Thüre in das Nebenzimmer, als von dort einige Töne gehört wurden, wie von Jemanden ausgehend, der aus tiefem und festem Schlafe geweckt wird.

„Oho!" sagte eine kräftige Stimme; „beim Blaffer! sind wir schon so spät daran? — Sind Sie es, Frau Fischer? — Nach meiner Idee könnte es höchstens Drei oder Vier sein; ich habe darin einen merkwürdigen Treff und irre mich selten. — A — a ah! — Nun, Frau?"

Der Baron nahm aber, ohne zu antworten, das Licht von dem Tische, schritt an das Nebenzimmer und leuchtete hinein.

„Alle Teufel!" rief nun plötzlich die Stimme; zu gleicher Zeit krachte das Bett und man hörte, wie Jemand eilfertig heraussprang. — „Sie sind es, gnädiger Herr? Das hätte ich mir nicht träumen lassen. Bitte nur um zwei Sekunden Zeit, damit ich im Stande bin, meinen äußeren Menschen mit meinen Gefühlen von Hochachtung und Ergebenheit in Einklang zu bringen."

„Thun Sie das, lieber Beil!" erwiderte der Baron lachend, indem er das Licht auf den Tisch zurücktrug und sich in die Ecke des Sopha's setzte.

„Unverhofft kommt oft," sagte die Stimme im Nebenzimmer, „aber diesmal hat das Sprüchwort nicht recht, denn Sie kommen mir gar nicht unverhofft, gnädiger Herr."

„Wie so?"

„Nun, ich träumte vorhin von Ihnen, aber — bei Blaffer und Compagnie! — es war ein garstiger Traum."

„So, so, Herr Beil. Lassen Sie hören."

„Ein böser Traum; ich kann ihn wahrhaftig nicht erzählen: es wäre wider den Respekt."

„Wir sind ja unter uns. Nur heraus damit!"

„Nein, bei allen Blassern der ganzen Welt! er ist unästhetisch."

„Jetzt haben Sie meine Neugierde rege gemacht, und die müssen Sie nun auch befriedigen."

„Aber es war ein zu garstiger Traum. Das heißt, wie man es nimmt; für mich war er unangenehm, weil ich ihn mit ansehen mußte. Da aber die Träume immer das Umgekehrte bedeuten, Steine: Geld, Thränen: Freude, so wird er auch Ihnen ein Glück prophezeien. Mir träumte nämlich, Sie wären aufgehenkt worden. Ist das nicht eine große Lächerlichkeit?"

„Allerdings," meinte der Baron. Obgleich aber dabei der Ton seiner Stimme ein heiterer war, so zog er doch die Augenbrauen düster zusammen und sein Mund zuckte ein klein wenig. „Seien Sie ganz ruhig," sagte er nach einer Pause, „der Traum bedeutet auf jeden Fall etwas Anderes, denn gehenkt werde ich niemals, darauf können Sie sich verlassen."

In diesem Augenblicke erschien Herr Beil unter der Thüre des Nebenzimmers, sein Nachtlicht in der Hand. Ehe er aber heraustrat, sprach er mit komischem Ernste: „Ich befinde mich da zwischen zwei Feuern, wenn ich eine gewählte Toilette mache, wie es sich gehört, so muß ich Sie warten lassen, lasse ich Sie aber nicht warten, so muß ich erscheinen wie ich eben bin."

„Vortrefflich!" entgegnete lachend der Baron. „Setzen Sie sich dahin, wenn es Ihnen nämlich nicht zu kühl ist; sonst können Sie auch auf- und abspazieren."

„Ich werde mich setzen," erwiderte Herr Beil. Darauf zog er seinen Schlafrock vorn so züchtig als möglich über einander, und ließ sich mit einer ziemlich steifen Kopfneigung nieder, was in der That so komisch aussah, daß der Baron laut lachte.

„Ich war heute Abend recht verdrießlich," sagte dieser darauf. „Sie müssen mir verzeihen, lieber Beil, wenn ich dachte, eine kleine Unterredung mit Ihnen würde mich freundlicher stimmen. Und ich bin überzeugt, daß ich Recht hatte, ich fühle mich schon viel leichter und angenehmer. Wenn Sie mir ferner eine gute Auskunft über den Kleinen geben, so werde ich Ihre Wohnung heiter verlassen."

„Der Kleine befindet sich vollkommen wohl," gab Herr Veil zur Antwort. „Das ist ein merkwürdiger und gescheidter Bube, etwas eigensinnig, etwas gewaltthätig, aber ich liebe das und hasse die Duckmäuser."

„Er schläft?"

„Ob? Seine zehn Stunden, daß es kracht."

„Und waren Sie gestern mit ihm aus?"

„Versteht sich; wie alle Tage, Ihrem Befehle gemäß."

„Aber mit der gehörigen Vorsicht?"

„Wir fahren vor die Stadt, jeden Tag anderswohin, dort spazieren wir umher, bis es dunkelt. Es kommt Niemand Unberufenes in unsere Nähe; ich würde es aber auch Keinem rathen."

„Das freut mich," sagte der Baron. „Also Sie bemerkten bis jetzt Niemand, der sich Ihnen zudringlich genähert hätte?"

„Ein einziges Mal etwas der Art vor ein paar Tagen. Ein schäbig gekleideter Kerl, — er trug trotz des kalten Wetters einen dünnen schwarzen Frack, — begegnete uns, wie es schien, ganz zufällig."

„Er war lang und mager?" fragte aufmerksam der Baron.

„Ganz recht, und grüßte uns, als er vorbei ging. Aber der Kleine benahm sich musterhaft; obgleich er jenen Gruß sah, that er doch nicht dergleichen, und erst, als wir weit von einander entfernt waren, zupfte er mich am Arme und sprach: Den habe ich gekannt. Er war es, der mich aus dem garstigen Hause fort brachte zu dir und der lieben Frau Fischer."

„Und jener Mensch — wo ging er hin?"

„Er schlenderte eine Zeit lang hinter uns drein, ich aber nahm auf dem nächsten Fiakerstand einen Wagen und ließ mich an's entgegengesetzte Ende der Stadt bringen, von wo ich mich vollends zu Fuß nach Hause begab."

„Bravo, Herr Veil!" lächelte der Baron. „O, ich verstehe mich auf das menschliche Gesicht, ich wußte, daß ich in Ihnen den rechten Mann fand; wahrhaftig den rechten," setzte er nach einer Pause wie zerstreut hinzu, und wiederholte mit halblauter Stimme: „ja, den rechten, — Jemand, der Vertrauen verdient,

vollkommenes Vertrauen; und den zu finden war schon lange mein sehnlichster Wunsch."

„Sie sind zu freundlich gegen mich," erwiderte Herr Beil. „Aber was kann Ihnen meine unbedeutende Persönlichkeit sein, Ihnen mit Ihren großen und mächtigen Verbindungen. Ich bin ein Nichts, dessen Sie sich gnädigst annahmen, und um nur Ihre Wohlthaten noch mehr zu versüßen, wiederholen Sie mir beständig, sie seien mit meinen geringen Diensten zufrieden, Sie setzen Ihr Vertrauen in mich."

Wir wissen nicht, ob der Baron diese schöne Rede seines Gegenübers gehört; er hatte den Kopf in die Hand gestützt, und als er jetzt nach einem tiefen Seufzer empor fuhr und aufstand, sagte er: „Ich will einen Augenblick den Kleinen sehen; wenn es Sie nicht friert, bleiben Sie hier, ich komme gleich wieder." —

„Wenn es mich nicht friert," dachte Herr Beil, als Jener das Zimmer verlassen; „allerdings ist es nicht überflüssig warm, aber dem Manne kann geholfen werden; die gute alte Frau wird den Ofen schon geladen haben, wie sie es immer des Abends zu machen pflegt; ich will das Licht darunter halten, und da werden wir bald im Warmen sitzen." Er that so, zündete das Feuer an, und bald krachte und prasselte es in dem Ofen; und als der Baron nach einer Viertelstunde zurück kam, entströmte demselben schon eine behagliche Wärme.

„Es ist doch besser so," meinte lächelnd Herr Beil; „namentlich für Sie, gnädiger Herr," setzte er forschend hinzu, „denn Ihr Anzug kann den kalten Morgen nicht so gut ertragen als ich. Warum haben Sie Ihren Paletot draußen gelassen? — Soll ich ihn holen?"

„Sie werden ihn nicht finden," entgegnete der Baron; „ich brachte ihn nicht mit, sondern schickte ihn in meinem Wagen nach Hause."

„A—a—h! — So!"

Baron Brand hatte sich in einen Lehnstuhl nahe beim Ofen niedergelassen, er legte seine Arme auf die Lehne desselben, so daß seine Hände schlaff herabfielen, ebenso der Kopf, der so tief niedersank bis sein Kinn die Brust berührte. So blieb er vielleicht zehn

Minuten lang in tiefes Nachsinnen verloren, sein Gesicht war bleich, seine Augen geröthet, als habe er vor dem Lager des Kindes geweint. — Jetzt verbarg er seine rechte Hand auf der Brust, sein ganzer Körper schüttelte sich wie im Fieberfrost, er seufzte tief, worauf er seinen Kopf langsam erhob und Herrn Beil, der ihn forschend betrachtete, mit einem erzwungenen Lächeln ansah.

„Jetzt habe auch ich geträumt,“ sagte er nach einer Pause, „fast ebenso finster wie Sie, wachend geträumt, und das ist viel schlimmer. Apropos! erinnern Sie sich auch noch zuweilen jener Nacht, von der Sie mir erzählt, wissen Sie, am Kanale, wo Ihnen das Gespenst erschienen?“

„Ich werde das nie vergessen,“ sagte plötzlich sehr ernst werdend Herr Beil.

„Sie waren damals in einer traurigen, gedrückten Stimmung und erzählten dem Phantom ihre Lebensgeschichte.“

„Ach ja, und ich muß sagen, für ein Gespenst war die Gestalt von damals theilnehmend genug und sprach recht vernünftig.“

„Und als Sie erzählt, fühlten Sie sich sehr erleichtert, und auch auf andere Gedanken gebracht? — — Nun wohlan, auch ich bin heute in einer solchen Stimmung wie Sie damals. Wollen Sie mein Gespenst vorstellen und mich eine halbe Stunde lang geduldig anhören, so hoffe ich, es soll auch mir eine Erleichterung sein.“

„Ich werde mich dadurch geehrt fühlen,“ entgegnete Herr Beil, indem er die Hand auf's Herz legte.

„Aber Sie wissen, daß die Gespenster ein unverbrüchliches Stillschweigen bewahren über das, was man ihnen anvertraut, daß sie schweigsam sind wie das Grab.“

„Aus welchem sie kommen,“ sagte schaudernd Herr Beil. „Ich höre und werde ebenso schweigsam sein, stumm wie das Grab, — ganz Gespenst.“

Der Baron lehnte sich in seinen Sessel zurück, blickte an die Decke empor und drückte die Fingerspitzen beider Hände fest gegen einander. „Sie haben noch nie Deutschland verlassen,“ sagte er, „Sie gingen noch nie südlich, überstiegen noch nie die schneebedeckten Alpen, um von ihnen herabsteigend Italien zu erreichen. Ah! das

ist ein schönes, herrliches Land, ein angenehmer Himmel, prächtige Gegenden, schöne Menschen; glücklich, wer dort hindurch fliegen kann mit einem leichten, fröhlichen Herzen, sich bald hier aufhaltend, bald dort, wie es ihm gerade gefällt, bald in großen, lebhaften Städten, bald in der malerischen Einsamkeit des Landes; jetzt an des Meeres prächtigen Felsgestaden, bewundernd dem Tosen der Wellen zulauschend, jetzt in die Berge hineinfliehend, wo man nichts mehr vernimmt als das Rauschen der Lorbeer- und Orangenzweige und den Gesang eines Vogels. —

„Wenn man einmal dort war und man ist zurückgekehrt nach dem kalten Norden, so zieht es Einen beständig wieder dorthin, man vergißt, daß das schöne Land auch seine Plagen, seine Unannehmlichkeiten hat; man denkt nur an den blauen Himmel und den blitzenden Sonnenschein, der das reichste Gold auf die Landschaft ausgießt, der hervorzaubert all' die göttlichen Tinten, die wir mit keinem Namen bezeichnen können. Man träumt nur von jenen wunderbar klaren, duftreichen Nächten, wo die Mondsichel in einer unbegreiflichen Klarheit am Himmel steht, wo Leuchtwürmer hin- und herschwärmen, wo aus dem dunkeln Laub der Orangen die weißen Blüthen sichtbar sind im geheimnißvollen und reizenden Schimmer. — Ah! eine solche Nacht ist herrlich; dazu das Leuchten des Meeres; wenn dein Boot nun vom Ruder zurückgehalten, an die Ballustrade des prächtigen Gartens rauscht, wo herüberhängende Lorbeerzweige eine sichere Bucht bilden, wo man auf die Gefahr hin, zu stranden, unaufhörlich nach den dunkeln Gebüschen blickt, unter denen ein flatterndes Gewand hervorleuchtet. — Ah! — Doch weiter! — Dem Süden zu, gleich den Zugvögeln! Vorbei an dem heitern Florenz, dem ernsten Rom, dem lustigen Neapel. Laßt hinter uns liegen den mächtigen Vesuv mit seiner ewigen Rauchwolke, die, einer riesigen Pinie gleich, in der klaren Luft fast unbeweglich über ihm steht; vorbei an dem tiefblauen Golfe, den die malerischen Gestade umgeben, aus dem die seltsam geformten Inseln hervortreten, der übersät ist mit weißen kleinen Segeln. — Vorbei an allem Dem, über das Meer hinüber, den Gestaden entlang, welche dir der Steuermann

in der Dunkelheit zeigt und die sich fast grauenhaft bemerkbar machen in der Nacht auf dem finstern Wasser. Funken und Flammen steigen donnernd aus ihnen empor, und wie glühend übergossen, zeigt sich blitzartig der Krater, um gleich darauf wieder zu verschwinden — Stromboli. Noch einige Stunden und Palermo liegt vor dir.

„O Palermo, reizende Stadt! mit deinem prächtigen Hafen, mit dem Monte Pellegrino, deinem Wahrzeichen und riesenhaften Leuchtthurme; denn glänzt er nicht weit in die See hinaus, namentlich Abends und Morgens in immer wechselnden, brennenden Farben! Ja, bis zum späten Abend, wo die violetten Schatten seiner Schluchten immer größer und bedeutender werden, langsam die Gluth seiner Lichter auslöschen, und ihn endlich mit dem nächtlichen Schleier überziehen. O Monte Pellegrino, wie oft hing mein Auge an deinen seltsamen, zackigen Formen, wie oft verfolgte es den Weg, der dich in den eigensinnigsten Wendungen erklimmt; — und ruhig blickst du auf Palermo, die prächtige glänzende Stadt mit ihren gelben Kuppeln und strahlenden Zinnen, rings umgeben von den zahllosen Orangen- und Citronengärten, die mit ihrem tiefdunkeln Laube einen Kranz um dich bilden, so daß es aussieht, als läge sie ganz von Bergen eingefaßt — eine kostbare goldglänzende Frucht, mitten in einer ungeheuren Felsenschaale, sanft gebettet auf dem saftigen Grün. —

„Laßt uns still die Stadt durchschreiten, ich will nicht sehen und gesehen sein, gehen wir hinaus zu einem der Landthore, dem Wege folgend, dessen hohe Ränder mit uralten Aloen bewachsen sind, theils im frischen Safte prangend, auch wohl mit verwelkten Blättern, denn sie trieben einen Blüthenstengel, der, dreißig Fuß hoch, nach allen Seiten seine zahlreichen Kronen hinaus streckt, und nun, als er seine Bestimmung erfüllt, vergehen mußte. — Ueber eine Brücke führt uns der Weg, unten rauscht über die glatten Kiesel ein klares Wasser still und behaglich dahin; es fließt im Schatten großer Oleanderbüsche, deren prächtige Blumen sich kokett in seinen Wellen spiegeln. An einfachen gelben Häusern kommen wir vorüber, meistens uralten Gebäuden von eigenthümlicher male-

rischer Bauart; man glaubt hinter den vergitterten Fenstern müßte noch heute Turban und Kaftan erscheinen. Schmucklose aber kunstreiche Wasserleitungen lehnen sich an ihre Ecken oder laufen auch wohl auf schlanken Bögen von einem zum andern; Schlingpflanzen umranken sie, schauen aber neugierig in die offene Rinne und das rieselnde Wasser, und die tiefer hängenden Blätter schaukeln sich auf der Fluth, aufwärts gekehrt und ihre Blüthen blicken zu den schlanken Palmen empor, welche die spitzigen Blätter wie schützend über das alte Gemäuer ausstrecken. — Alles hier ist Gluth und Glanz, strahlende Lichter und die tiefsten Schatten neben einander, keine nebelhaften, matten Uebergänge wie im kalten Norden. —

„So immer weiter wandelnd sind wir langsam aus der Ebene emporgestiegen, und sehen, rückwärts blickend, die Stadt, die sie umgebenden Gärten, den wunderbaren Berg der heiligen Rosalie, zu seinen Füßen die ruhige, dunkle Bucht, und weiter hinaus das gewaltige Meer, tiefblau und nur an einem Streifen am Horizont bedeckt von Sonnenglanz und Flimmer.

„Hier sind wir auch am Ziele. Wir stehen vor einem großen Thor, das halb von überhängenden Bäumen verdeckt ist, einem Thor mit Eisengittern und tadellosen Wappenschildern. Hinter dem Thore beginnt ein weitläufiger Park, in dem Parke liegt ein großes Schloß und in dessen prachtvollsten Zimmern ward ich seiner Zeit geboren."

„Ah!" machte Herr Beil, aber so leise, daß es nur wie ein Seufzer klang. Er war mit halb geschlossenen Augen träumend der lebendigen Schilderung gefolgt, er hatte Palermo mit gesehen, er war aus der heißen Sonne in den schattigen Park getreten und sah das Schloß, ja selbst das bezeichnete Zimmer.

Der Baron fuhr sich mit der Hand über die Augen und sagte lächelnd, wie aus einem Traume erwachend: „Ach ja, wir sind Beide noch hier. — War mir doch, als zeigte ich Ihnen die Herrlichkeiten meiner Heimath, knirschte doch ordentlich der Sand unter meinen Füßen; hörte ich doch den Wind durch die Zweige rauschen wie damals."

„Mir war auch so,“ meinte Herr Beil; „doch ist es das Holz im Ofen, das knirscht und stöhnt, und wenn es auch mit dem Sausen des Winds seine Richtigkeit hat, so streicht er doch leider nicht durch blüthenreiche Zweige, sondern spielt mit den ächzenden Windfahnen und den wackeligen Schornsteinen.“

„Und mir ist diese wilde Scenerie lieber,“ fuhr der Baron fort: „ich mag nicht weich gestimmt sein. — Daß ich also geboren wurde, wissen Sie, vorher aber folgten einige für mich nicht unwichtige Ereignisse. Meine Mutter war die Tochter einer der mächtigsten Familien Palermo's, mein Vater aber ein Engländer, der auf einer großen Vergnügungsreise eines Tages mit seiner Yacht in der Bucht ankerte, an's Land stieg, sich durch gute Empfehlungsbriefe in den besten Häusern einführte, meine Mutter sah, sich in sie verliebte und nicht eher ruhte, bis ihr Vater, der Marchese von B., zu einer Heirath mit dem Fremden willigte. Die Geburt meines Vaters stand übrigens der meiner Mutter nicht nach; er war der älteste Sohn des Lord K., einer reichen schottischen Familie, deren Einwilligung zu der Verbindung mit meiner Mutter zu erhalten er als sehr leicht darstellte. Der alte Marchese, dessen Gunst er sich zu erringen gewußt hatte, gab die Heirath zu und etablirte das junge Paar auf dem Schlosse, von dem ich Ihnen sprach.

„Wenn auch mein Vater von seinem Vermögen noch nichts erhalten hatte, so besaß er doch Gelder genug, um bis zur erlangten Einwilligung seiner Eltern glänzend leben zu können. Diese Einwilligung aber blieb aus, ja, auf viele Briefe, welche sowohl der Marchese als mein Vater nach Schottland schrieben, erfolgte keine Antwort, und als man sich endlich eines Geschäftsmannes bediente, berichtete dieser, Lord K. habe sich in Folge dieser Heirath von seinem ältesten Sohne losgesagt, ihn enterbt und er existire für ihn gar nicht mehr in der Welt.

„Das muß ein harter Schlag für meine Eltern gewesen sein; die Schwestern und Brüder meiner Mutter, in ihrem Stolze gekränkt, zogen sich von ihr zurück, der Marchese von B. starb bald darauf, und da nur ein geringer Theil seines Vermögens meiner Mutter zufiel, auch die Gelder meines Vaters ziemlich aufgezehrt

waren, so mußte man sich einschränken. Uebrigens schien das dem jungen Paar keinen Kummer zu verursachen, sie liebten sich herzlich; ihre Kinder — das war ich und eine Schwester — wuchsen zu ihrer Freude gesund und kräftig heran, kurz, es war immer noch eine glückliche Familie.

„Ob und welche Schritte nun während dieser Zeit mein Vater in Schottland gethan, weiß ich nicht; genug aber, plötzlich kam die Nachricht, Lord K. wolle sich mit seinem Sohne aussöhnen, er sandte Gelder und Briefe, er schrieb, das Geschehene soll vergessen sein, nur stellte er die Bedingung, meine Eltern sollten Sicilien verlassen und nach der Heimath meines Vaters zurückkehren. So sehr meine Mutter auch ihre schöne Insel liebte, so hatte sie doch in der letzten Zeit so viele Kränkungen erfahren, daß sie ihre Vaterstadt, ihre Familie, nicht ungern verließ.

„Wir schifften uns also ein; ich zählte damals zehn Jahre, meine Schwester vier. Unser Beider einziger Kummer war, daß wir die alte bekannte Dienerschaft unseres Hauses zurücklassen mußten; so hatte es Lord K. gewünscht. Die Abreise aus Sicilien schmerzte uns Kinder nicht besonders; uns freute das schöne Schiff, welches wir bestiegen, die bevorstehende Reise, — und als wir Neapel gesehen, Rom und die hohen schneebedeckten Berge der Schweiz, dachten wir nicht mehr an unsern Monte Pellegrino, nicht mehr an die schöne Bucht Palermo's und noch viel weniger an die thränenerfüllten Augen der alten Diener unseres Hauses.

„Die Erinnerung an Sicilien trat auch nicht eher wieder lebendig vor uns, als bis wir uns der Küste Schottlands näherten. Es war ein frostiger und unheimlicher Herbstabend, das Meer bewegt, die grauen Wellen schwankten hin und her, und wo sie zusammen stießen, bildeten sich weiße Schaumkronen auf dem schmutzigen Wasser. Vor uns wurde das Land sichtbar, die hellen, zerklüfteten Felsen blickten unbestimmt und geisterhaft aus dichtem Nebel hervor. Schwer zerrissene Wolkenmassen hingen am Himmel, und dort am Lande hatten sie sich tief herabgesenkt, daß die aufsteigenden Dünste sichtbar mit ihnen in Verbindung traten. Weiße Möven mit ängstlich gellendem Schrei umflatterten in Schaaren

unser Schiff, flohen vor den Windstößen dem Lande zu oder schaukelten einige Augenblicke vor und neben uns auf den Wellen. Mein Vater war unten in der Kajüte beschäftigt, die Mutter und wir auf dem Verdeck. Ich vergesse diesen Augenblick nie, in meinem ganzen Leben nicht: wie schon gesagt, wir dachten so lebhaft an unsere heimathliche Bucht, die namentlich Abends bei untergehender Sonne so prächtig glüht und glänzt — unser neues Vaterland wollte uns gar nicht gefallen. Die Mutter war traurig und bewegt, wie ich sie nie gesehen, sie hielt uns Beide in ihren Armen, sie drückte unsere Köpfchen an sich, und wenn sie sich zu uns herab beugte, um uns zu küssen, so fühlte ich deutlich, wie ihre heißen Thränen auf meine kalten Wangen fielen. Ich werde das nie vergessen.

„Bald wurden die Segel eingezogen, die Matrosen eilten auf's Verdeck, das Schiff legte bei und wir schwammen langsam in das Innere einer kleinen Bucht, die rings von drohenden Felsen umgeben war. Es war schon so dunkel, daß wir auch diese nur in schwarzen Umrissen an dem helleren Nachthimmel bemerken konnten. Am Ufer sahen wir ein paar Lichter, welche einsam durch die Nacht leuchteten. Die Brandung toste, der Wind sauste, es war ein recht unheimlicher Abend. Bald darauf kamen Boote heran; wir wurden mit Vater und Mutter hinein gebracht, und in kurzer Zeit erreichten wir das Ufer. Dort standen Wagen bereit; sie waren mit Reitern umgeben, die Fackeln trugen. Ein alter Mann — ich sehe sein widriges Gesicht heute noch vor mir — hielt eine solche, stand neben seinem Pferde und grüßte meinen Vater ehrerbietig.

„Wir stiegen ein und fort ging's im vollen Galopp, einen Berg hinauf, lange, lange über eine öde Haide. — Du findest wohl Schottland nicht so schön wie Italien, sagte mein Vater zur Mutter, die hinaus in das Dunkel starrte und ihre Hand auf die seinige gelegt hatte. — Ich weiß nicht, mein Herz friert, versetzte sie; es ist aber ein zu häßlicher Abend; auch die Kinder scheinen ängstlich. — Nur Geduld, entgegnete der Vater, morgen bei Sonnenlicht und an Ort und Stelle wird es euch schon gefallen. O Schottland ist berühmt wegen seiner prachtvollen Gegenden.

„Wir fuhren vielleicht zwei Stunden beständig sehr schnell

durch die Nacht dahin; endlich hielt der Wagen. Ein eisernes Thor knarrte und seufzte in seinen Riegeln; wir fuhren hindurch, die Räder rollten sanft auf einem Sandwege. Wir befanden uns in einem großen und, wie es schien, sehr schön angelegten Parke. Gebüsche standen am Wege, und hohe Bäume, deren Zweige vom Wind hin und her gejagt wurden, hingen über unserm Wagen. Zuweilen öffnete sich auch die Aussicht auf Wiesengründe, und auf denselben sah man glänzende Linien und Punkte: kleine Bäche, Teiche und Seen. —

„Verzeihen Sie mir, bester Beil," unterbrach hier der Baron lächelnd seine Erzählung, „daß ich etwas zu umständlich bin; ich könnte Ihnen das alles mit wenigen Worten berichten, aber es ist so wichtig für mich, daß ich meinen Zuhörer in eine passende Stimmung bringe."

„Was Ihnen gelungen ist," antwortete der Andere mit leiser Stimme; „ich fühle mich bewegt und erwartungsvoll."

„Endlich hielt der Wagen," fuhr der Baron ruhig fort, „wir standen vor einem großen Schlosse; der alte Mann, den ich schon drunten am Ufer bemerkt, näherte sich meinem Vater und überreichte ihm ein Schreiben. Dieser riß den Umschlag ab, durchflog den Inhalt und rief aus: Ah! das ist mir unangenehm. Darauf wandte er sich zu meiner Mutter und sagte: mein Vater, der uns hier empfangen wollte, wurde plötzlich unpäßlich und mußte in dem Städtchen C., einige Meilen von hier, die Nacht zubringen. Er wünscht mich aber sogleich zu sprechen, und du wirst einsehen, daß es meine Pflicht ist, zu ihm hinzueilen.

„Das sah meine Mutter allerdings ein, bat aber schüchtern, ihn begleiten zu dürfen. Es sei ihr ängstlich hier allein in dem fremden Schlosse, setzte sie mit leiser Stimme hinzu. — Wo denkst du hin? entgegnete der Vater. Es ist dunkel und nach C. ein schlechter Weg. Und dann, liebes Kind, was fabelst du von einem fremden Schlosse, es ist ja dein eigenes; hier werden wir künftig wohnen. Morgen mit dem Frühesten bin ich wieder bei dir.

„Nach diesen Worten traten wir in das große Gebäude und wurden von zahlreicher Dienerschaft empfangen. Lakaien mit sil=

bernen Leuchtern trugen mich und die Schwester die breiten Steintreppen hinauf, zwei Kammerfrauen küßten ehrerbietig den Saum des Mantels meiner Mutter und folgten ihr, welche, vom Vater geführt, vor uns ging.

„Die Gemächer oben waren wohl prächtig und schön, aber groß und ernst. Wände und Decke waren dunkel, mit Schnitzwerk bedeckt, und die Vergoldung an denselben blickte uns im Glanz der Lichter wie verstohlener Weise mit glühenden Augen an. Wir speisten zu Nacht, der Vater zeigte uns unsere Zimmer, dann drückte er, Abschied nehmend, die Mutter herzlich an sich, küßte mich und die Schwester und entfernte sich.

„Die Mutter sank auf einen Fauteuil nieder und nahm meine Schwester in ihre Arme. Ich schlich mich an das Fenster, schlüpfte hinter den schweren Vorhang, der es bedeckte, und blickte in die Nacht hinaus. Drunten im Hofe war es lebendig; ich sah den Qualm der Fackeln, und zuweilen, wenn ihn ein Windstoß auf die Seite jagte, flackerten die dunkelrothen Flammen hoch empor und erleuchteten das finstere Schloß mit seinen vielen Fenstern. Der Vater stieg zu Pferde und gleich darauf sah man ihn wegreiten; der alte Mann ihm zur Seite, die Reiter mit den Fackeln vor und hinter ihm. Ich weiß nicht, wie sie so dahin galoppirten durch die grünen Gebüsche über den geschlungenen Weg, jetzt verschwanden, so daß man nichts mehr sah als die überhängenden Zweige von der rothen Gluth der Fackeln angestrahlt, jetzt wieder zum Vorschein kamen, da schnürte eine unerklärliche Angst mein Herz zusammen. Sie sahen so unheimlich aus, die finstern Gestalten auf den dahinjagenden Pferden; mir war gerade so, als entführten sie gewaltsam meinen Vater, als gehe er einem Unglück entgegen und wisse es selbst nicht. Ich wollte ihn zurückhalten, — er mußte gerade den Park verlassen haben; man sah nur noch einen unbestimmten Schein zwischen den Bäumen, der aber plötzlich erlosch. Ich klopfte an die Scheiben, ich wollte das schwere Fenster öffnen, indem ich ausrief: Vater! Vater! reite nicht hinweg, verlasse uns nicht, o du kommst nicht zu uns zurück!"

Bei diesen letzten Worten war der Baron, von der Erinnerung

überwältigt, empor gesprungen, streckte die Hände von sich ab und hatte die Augen starr und weit geöffnet. — „Ah!“ sagte er nach einer Pause, während welcher sich seine Züge wieder belebt hatten, „ich kann es mir nun einmal nicht abgewöhnen, zu lebhaft zu denken. Ich bin ein schlechter Erzähler. Jetzt will ich mich aber zusammen nehmen.

„Es war das für uns alle Drei ein trauriger Abend. Die Mutter saß in ihrem Lehnstuhle, hielt uns Beide in den Armen und starrte nachdenkend vor sich hin, fuhr aber bei dem geringsten Geräusch, das sich im Schlosse hören ließ, erschreckt in die Höhe und drückte uns ängstlich an sich, als wolle sie uns vor irgend einer Gefahr beschützen. Endlich gingen wir zur Ruhe, — wir schliefen in zwei Zimmern neben einander, ich und meine Schwester in dem einen, die Mutter in dem anstoßenden; die Thüre blieb natürlicherweise offen. Ich weiß nicht, um welche Stunde es war, als ich erwachte; ich glaubte Stimmen im Nebenzimmer zu vernehmen, und als ich mich in meinem Bette aufrichtete, hörte ich wohl, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

„Der Morgen dämmerte, aber da es spät im Herbst war, drang auch nur ein schwaches, trübes Licht durch die zugezogenen Fenstervorhänge. Ich blickte nach meiner Schwester, die ebenfalls aufrecht in ihrem Bette saß. — Was ist das? fragte ich sie. — Ich weiß nicht, gab sie mir zur Antwort. Die Mutter weint und bittet. — Ich will zu ihr! rief ich aus; ich will ihr helfen. — O ich war damals ein energisches Kind; Furcht kannte ich nicht. — Die Thüren haben sie zugeschlossen, sagte meine Schwester. Und so war es in der That. Ich glitt von meinem Lager herab, um sie wieder zu öffnen; doch kaum hatte ich mich auf einige Schritte dem Nebenzimmer genähert, als eine starke Hand meinen Arm faßte. Ich zuckte zusammen, blickte empor und sah neben mir jenen alten Mann mit den finstern, unangenehmen Zügen, der uns am Ufer der See empfangen hatte und später mit meinem Vater fortgeritten war. —

„Was willst du? fragte er mit strenger Stimme. — Ich will zu meiner Mutter, sagte ich ihm; hörst du nicht, daß sie weint? Wer hat es gewagt, ihr etwas zu Leide zu thun? — Gewagt!

lachte er höhnisch; geh' in dein Bett, Knabe, und bekümmere dich nicht um Sachen, die dich nichts angehen. Damit ließ mich seine Hand los und stieß mich mit der Faust an die Schulter, daß ich ein paar Schritte in das Zimmer hinein taumelte und gefallen wäre, wenn ich mich nicht an meinem Bette gehalten hätte. — Ich war gestoßen worden, zum ersten Male in meinem Leben und von der Hand eines Dieners; ich ballte meine Fäuste, ich biß meine Lippen blutig; was sollte ich machen? Das da war ein starker, wohl bewaffneter Mann, ich ein kleiner, fast unbekleideter Knabe; ich zitterte vor Zorn und Kälte, setzte mich auf mein Bett und strengte Ohren und Augen an, um zu sehen und zu hören. — Ja, es war die Stimme meiner Mutter, die ich nun im Nebenzimmer wieder vernahm; sie bat, sie weinte, sie rief nach uns; — so gebt mir wenigstens meine Kinder! sprach sie; ich will ja weiter nichts, o Gott! o Gott! nur meine Kinder, meine armen kleinen Kinder! — Ich weinte mit ihr und rief so laut ich konnte: Mutter! Mutter! hier sind wir, laß uns nicht allein! — Der alte Mann, der an's Fenster getreten war, er, der mich gestoßen, streckte mir drohend die Faust entgegen und sagte hohnlachend: schrei nur, kleine Schlange; man wird dich dafür züchtigen.

„Im Nebenzimmer war es stille geworden; der Mann wandte sich gegen die Scheiben und öffnete einen Flügel des Fensters. Unten im Hofe rollten Räder auf dem Sande, Fußtritte erschallten auf der Freitreppe vor dem Hause, und ich glaubte die Seufzer meiner Mutter zu vernehmen. Mit weit aufgerissenen Augen blickte ich um mich her, ich suchte eine Waffe; ich wollte Mutter und Schwester, ich wollte mich vertheidigen. Ah! neben meinem Bette befand sich eine Trophäe von Dolchen und Messern aller Art; er hatte mich gestoßen, er hatte mich eine Schlange genannt, ich wollte es sein, — ich wollte ihn stechen. Ich kroch auf mein Lager zurück, ich faßte nach einer der Waffen — es war ein schuhlanges Messer, zweischneidig, oben breit, unten spitz, das mir am nächsten hing, es ging leicht aus der Scheide, ich hielt es in meiner Hand, und verbarg es hinter dem Rücken. — Ah! da vernahm ich abermals die Stimme meiner Mutter; in herzzerreißendem Tone rief sie vom

Hofe zu den Fenstern hinauf: Meine Kinder! laßt mir meine Kinder!

„Der alte Mann beugte sich hinaus und rief hinab: Nur fort! Nur fort! werft sie in den Wagen und macht, daß ihr von dannen kommt. — Darauf hörte ich noch einen einzigen Schrei drunten, aber einen Schrei, dessen gräßlichen Ton ich nie vergessen werde. Man hörte den Wagen schließen, Peitschen knallen, dann knirrschten die Räder auf dem Sande. —

„Ich faßte das Messer fest in die Rechte, er am Fenster verschloß die Scheiben wieder und trat in das Zimmer zurück. Jetzt zu dir, Bürschlein, sagte er, und ging direkt auf mein Lager zu. In dem Augenblick war ich kein Kind mehr, ich fühlte nichts Menschliches in mir, ich war ein reißendes Thier, eine Schlange, eine wilde Katze. — Komm nur! rief ich ihm entgegen, ich bin keine wehrlose Frau; komm nur, ich will mich vertheidigen. Damit sprang ich in die Höhe, so daß ich auf meinem Bette stand. Die rechte Hand mit dem Messer hielt ich hinter meinem Rücken verborgen; er ahnete davon nichts, sondern sprach lachend: die Peitsche wird dich geschmeidig machen. —

— „Das waren auf dieser Welt seine letzten Worte; er war mir ganz nah, ich streckte plötzlich meine rechte Hand vor, und klug berechnend, daß mir zu einem Stoße die nöthige Kraft fehle, hielt ich den Arm steif und warf mich vom Bette herab ihm entgegen. Die Wucht meines kleinen aber doch schon schweren Körpers trieb ihm das zweischneidige Messer in die Brust, — ja in die Brust, und zwar tief hinein bis an's Heft."

„Gott im Himmel!" rief Herr Beil entsetzt, „das war ja ein Mord."

Der Baron hatte das Letzte mit steigender Heftigkeit erzählt; sein Arm zuckte, seine Augen flammten, er warf sich mit dem Oberkörper vorwärts wie damals, als er jenen Stoß gethan; dann flogen seine Finger weit aus einander, als lasse er das Heft des zweischneidigen Messers fahren; doch versuchte er hierauf zu lächeln, strich sich mit der Hand über das Gesicht und sagte nach einem längeren Stillschweigen und nachdem er sich wieder vollkommen

gesammelt: „Eigentlich war es kein Mord, es war eine Nothwehr; auch rächte ich meine Mutter. — Ich versichere Sie, bester Beil, eine höhere Macht hatte die Hand des Knaben gelenkt; jener alte Mann war der Vertraute und schlechte Rathgeber des Lord K., er hatte zu allem Dem beigetragen, was gegen die Mutter und uns unternommen wurde." —

Hier schwieg der Erzähler, ein finsteres Lächeln flog über seine Züge, während er die Glieder seiner goldenen Uhrkette langsam durch die Finger gleiten ließ.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Ein wildes Leben.

„Ah!" fuhr nach einer Weile der Baron fort, „es ist ein eigenthümliches Gefühl, eines Menschen Blut zu vergießen. Das ist Ihnen wohl noch nie vorgekommen?"

„Gott soll mich in Gnaden bewahren!" erwiderte entsetzt der Andere.

„Und wollten sich doch das Leben nehmen! — Sehen Sie, wie vernünftig das Gespenst für Sie dachte."

„Meines Nächsten Blut! Mich schaudert's, wenn ich daran denke."

„Ja, ja," erwiderte nachsinnend der Baron, „den Nächsten trifft es meistens, denn bis weithin reicht die Schneide eines Dolches nicht. — Aber keine Wortklaubereien; — in einem ähnlichen Falle wie dem eben erzählten kann man in späteren Jahren Alles vergessen, den Anblick dessen, der von unserer Hand fiel, sein Blut, das wir sahen; nur etwas nicht, das ist das schreckliche Gefühl des Eindringens der Waffe. Ah! das ist unvergeßlich!"

„Nun, es muß Sie trösten," meinte gutmüthig Herr Beil, „daß Sie damals eigentlich noch unzurechnungsfähig waren — ein Kind."

„O sagen Sie das nicht, ich durchlebte in dem Moment eine

Reihe von Jahren, und war nachher so bedacht und entschlossen, daß man mir jetzt die Mutter nicht mehr geraubt hätte. — Doch das war vorbei. — Genug also, er fiel nieder, ich ließ natürlicher Weise den Griff der Waffe los und zog mich gegen mein Bett zurück. Die Thüren wurden hastig geöffnet, die Dienerschaft lief zusammen, ich hoffte immer, mein Vater werde auch erscheinen. Aber statt seiner erschien ein ältlicher Herr, mühsam am Stocke gehend, — mein Großvater; ich sah das an der Aehnlichkeit mit meinem Vater, ich habe sein Bild nie vergessen. — Das da hat gute Geschichten gemacht, rief er zornig, nur fort damit! Seht, ob man Hilfe bringen kann. — Das Letztere war nun nicht möglich; man bemühte sich eifrig um den Todten — vergeblich. Dann stieß man mich aus dem Zimmer, mich und meine arme, arme Schwester. Daß sie furchtbar gelitten bei der eben beschriebenen Scene, können Sie sich wohl denken; sie fühlte, so klein sie war, daß ihr Bruder etwas Schreckliches begangen. — Man brachte uns fort, nachdem man uns vorher schlechte Kleider angezogen; wir fuhren mehrere Tage und Nächte; anfänglich wandte ich alle Kraft auf, um den Schlaf von meinen Augen zu verscheuchen, und ich bemühte mich, wo möglich einzelne Schlösser, Ortschaften, Flüsse und dergleichen meinem Gedächtnisse einzuprägen, um vielleicht später den Rückweg nach jenem Schlosse finden zu können. Unbegreiflich wird es Ihnen sein, wenn ich Ihnen sage, daß ich den Namen meines Großvaters und Vaters nicht wußte; in Palermo wurde der Letztere von der Mutter und der Dienerschaft nur Sir Robert genannt. — Wissen Sie wohl, was ich gar zu gern von dort mitgenommen hätte? Es war jenes zweischneidige Messer — eine schöne Waffe. Aber merkwürdig genug, viele Jahre nachher kam es zufällig in meinen Besitz. — Doch weiter!

„Meine Natur unterlag also; obgleich kräftig mit dem Schlafe kämpfend, überwältigte er mich doch, ich vergaß Alles, und als ich endlich erwachte, war es durch das Anhalten des Wagens. Doch denken Sie sich meinen Schrecken, als ich aufwachte und meine Schwester nicht mehr sah. Wo und wie man uns getrennt hatte, war mir unerklärlich. Ich erinnerte mich deutlich, daß ich, ehe ich

einschlief, meinen Arm um ihren Hals geschlungen hatte, und daß sie mich fest an sich drückte, wie es früher die Mutter gethan. O! dieser Verlust traf mich hart, hatten wir uns doch gegenseitig getröstet.

„Ich wurde in ein Haus gebracht zu einem widerwärtig aussehenden Manne; — es war ein scheinheiliger Hallunke, der das Gebetbuch nie vom Tische brachte, aber seinen Nebenmenschen betrog, wo er konnte. — Man zahlte für mich ein ärmliches Jahrgeld; er sollte sehen, ob etwas aus mir zu machen sei, er sollte mich jedes Geschäft, jedes Handwerk ergreifen lassen, wozu ich Lust in mir verspürte. So sagte er mir; ich aber, wie Sie begreifen werden, früh gereift, klug, umsichtig, merkte bald, daß dieser Mann den Befehl hatte, mich thun zu lassen, was mir gut däuchte, das heißt, nur in Lastern und Ausschweifungen. Darin ließ man mir allen Willen, darin konnte ich thun, was ich wollte. Ich trieb mich also den ganzen Tag herum, ich trank, wo ich etwas bekam, ich spielte, zuerst ehrlich, dann falsch, und da ich ein hübscher Bube war, mochten mich alle Nachbarn leiden; ich ritt ihre Pferde, ich suchte mit großem Geschick verloren gegangenes Vieh wieder auf, ich wurde kräftig und gewandt, kein Pferd war mir zu wild, kein Fenster, kein Baum zu hoch; ich stählte meinen Körper so, daß ich Alles ertragen konnte, mir war es gleich, ob ich in meinem Bette war, oder die Nacht im Freien zubrachte unter Sturm und Regen. Bei meinem Erzieher lernte ich aber das Wichtigste: Verstellung; zuweilen ignorirte er mein wildes Treiben, zuweilen peitschte er mich wüthend dafür aus, und das namentlich, so lange ich ihm offen und ehrlich meine Streiche bekannte; als ich aber anfing, Alles zu leugnen, die Augen niederzuschlagen und seufzend im Hause umherzuschleichen, da ging es besser, und das merkte ich mir bald. —

„Sie können sich denken, daß ich meine Vergangenheit, Vater, Mutter und Schwester nicht vergaß und werden sich wundern, daß ich nicht einen Fluchtversuch unternahm, da man mir die Freiheit ließ, in der Nachbarschaft unseres Dorfes umherzustreichen; aber ich war klug genug, einzusehen, daß ich als Kind, ohne Mittel nichts zu unternehmen im Stande sei. Glauben Sie deßhalb nicht, daß ich jene schreckliche Scene vergessen, daß ich nicht ganze Nächte

an die furchtbaren Räthsel gedacht, die mich beim Eintritt in dieses Land umgaben. O ich nährte meine Rache heimlich aber eifrig, und je älter ich wurde, desto glorreicher erschien mir jene blutige That. Auch hoffte ich beständig, von meiner Mutter, meiner Schwester irgend ein Lebenszeichen zu erhalten, aber vergeblich. Ach! wie ich diese Letztere liebte, kann ich Ihnen nicht beschreiben; sie war seit ihrer frühesten Kindheit meine einzige Gespielin gewesen und ihr weiches Gemüth fand sich so leicht in meine wilden Launen, mein hastiges, heftiges Treiben. Auch sie liebte mich so innig — wir waren ein paar glückliche Kinder!

„In der Nähe unseres Dorfes lagerten häufig Zigeuner, mit denen ich öfters Verkehr hatte; ich war bei ihnen wohl gelitten, ich begleitete sie bei ihren kleinen Streifereien, und eines Tags machte mir ihr Hauptmann den Vorschlag, sie auf einer längeren Tour zu begleiten. Sie hatten Pferde aus dem schottischen Gebirg nach England zu bringen: er versprach mir einen guten Antheil am Gewinn; ich willigte natürlicherweise ein und verließ ohne Bedauern, ohne Kummer das Haus, in dem ich bis jetzt gelebt. Mein Haar, blond wie das meines Vaters, ward schwarz gefärbt, und so zogen wir dahin, tagelang in kleinen Märschen durch das Land. Wie spähte ich umher, um vielleicht eines der Merkzeichen wieder zu finden, die ich mir damals eingeprägt — immer vergeblich, obgleich ich häufig glaubte, irgend etwas wieder zu erkennen. Oefters geschah es mir, daß ich meinte, dies oder das Parkthor sei es, durch welches ich ein- und ausgefahren; ja, und hinter ihnen sah ich oftmals Teiche und Bäche, jenen ähnlich, große Rasenplätze, alte Schlösser, ganz wie das, wo ich jene Nacht zugebracht. Doch fand ich bei näherer Besichtigung beständig irgend eine Verschiedenheit: bald fehlte die Steintreppe vor dem Portal, bald die Fenster auf den Hof hinaus, deren Form ich nicht vergessen. — Endlich aber, durch einen sonderbaren Zufall fand ich, was ich suchte; ich hatte lange einen Park mit hohen Mauern sehnsüchtig umkreist, der Pförtner wollte dem Zigeuner keinen Einlaß gestatten, da kam ich an eine Stelle, wo ich lustige Kinderstimmen vernahm; die Federbälle flogen in die Höhe, endlich einer

zu mir herüber. — O schade! er ist fort, rief es drinnen; ich aber eilte mit meinem Fund zu dem Pförtner, und übergab ihm denselben. Er wollte mich beschenken, doch bat ich ihn nur um die Vergünstigung, die Gärten sehen zu dürfen; sein Knabe begleitete mich.

„Ja, dies war das hohe Steinthor von Bäumen überschattet, die geschlungenen Wege, die dichten Gebüsche, zwischen welchen ich in jener Nacht den Fackelschein gesehen, als mein Vater wegritt. Wie klopfte mir das Herz, ich wäre gern nach dem Schlosse geeilt, aber ich mußte meinem kleinen Führer folgen, der zuerst den Federball abgeben sollte. Wir kamen auf einen schönen Rasenplatz mit Blumen umgeben, dort spielten zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen von fünf bis sechs Jahren, die Eltern standen dabei; eine Dame in tiefer Trauer schaute den Spielen ihrer Kinder zu. Sie dankte mir, und während sie mit mir sprach, betrachtete ich die kleinen schönen Kinder. Ich weiß nicht, es war mir so eigen zu Muth, eine unaussprechliche Wehmuth überwältigte mich, ich hätte laut aufweinen, vor die Kinder hinknieen, ihre feinen Hände, ihre blonden Haare küssen mögen. Waren es doch die Bilder meiner Vergangenheit und der meiner Schwester — oh! dies mußte der Park meines Vaters sein. Wie hätte auch ich spielen können, froh und heiter, einer glücklichen Zukunft entgegen! und obendrein sah das kleine Mädchen meiner armen Schwester ähnlich. —

„Jetzt rief die Dame die Kinder zu sich, wir schlichen uns fort, ich nicht, ohne vielmal rückwärts zu schauen. — Aber nun zum Schlosse hin! — Ja, es war dasselbe, die Steintreppen, die Fenster, ich erkannte es wieder an dem Schlagen meines Herzens. Was hätte ich darum gegeben, sein Inneres betreten zu dürfen! Aber dies wurde mir nicht gestattet; ich fragte den Kleinen aus, ob droben schöne Zimmer seien. — Ja, sagte er. — Mit dunkeln Holzdecken? fuhr ich fort, und eines, in welchem sich viele schöne Messer und Degen befinden? — Ja, ja, entgegnete er mir; der Vater hat es mir schon oft gezeigt, wenn die Herrschaft abwesend war. — Und die Herrschaft? fragte ich zögernd, ist sie im jetzigen Augenblicke hier? — Ei, meinte er, wir haben die Lady ja drunten gesehen, und auch die Kinder, die Dame in Trauer, denn der Lord K.,

unser Herr — Sprich! sprich! rief ich. — Der Herr des Hauses also — er verunglückte vor einem Jahr auf der Jagd, er starb nach einem heftigen Sturz mit dem Pferde. — Das war mein Vater.

„Ohne ein Wort weiter zu sprechen, ging ich durch den Park zurück, grüßte den Pförtner und trat in's Freie. Welch schreckliche Räthsel umgaben mein Leben! Ich hatte die Frau meines Vaters gesehen, die doch nicht meine Mutter war — seine Kinder — meine Geschwister und mir doch fremd. — Wir blieben die Nacht in einem benachbarten Dorfe, und da erfuhr ich die Geschichte des Schlosses und meine eigene. Vor acht Jahren, erzählte man mir, sei der junge Lord auf eine höchst liebreiche Einladung seines Vaters aus Italien zurückgekehrt, mit seiner jungen Frau und zwei Kindern. Gleich nach seiner Ankunft war indeß durch seines Vaters Einfluß seine Ehe für ungiltig erklärt und cassirt, die Mutter nach Hause geschickt und über die Kinder als uneheliche disponirt. Der Sohn schien sich, wider Erwarten, ohne viele Mühe den Ansichten seines Vaters gefügt zu haben, denn nicht lange darauf heirathete er eine reiche Erbin.

„So war ich also ausgestoßen, ohne Namen, ohne Familie. Meine Mutter, hieß es, sei nach Italien zurückgegangen; wo aber war meine Schwester? Mir schien es am gerathensten, um eine Spur der Verlorenen zu finden, meine Schritte nach Sicilien zu wenden. Doch — lachen Sie über mich — ich konnte mich nicht so schnell entschließen, meine bisherigen Freunde zu verlassen; ich gestehe es Ihnen: ich hatte Geschmack an dem wilden Leben gefunden; auch fehlten mir die Mittel, um mich von ihnen trennen zu können. Daß mein Herz zerrissen war, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, auch nicht, daß ich den ganzen Leichtsinn meiner Jugend zusammen nehmen mußte, um mich zu betäuben; ich durfte nicht zu mir selbst kommen, ich durfte nicht ruhig überlegen, was ich hätte werden können, werden müssen, und was ich geworden war. — Ah!" rief er nach einer Pause mit schmerzlicher Stimme, „wenn diese Gedanken kamen, so riß ich in meinen Haaren, so rannte ich mit dem Kopfe gegen die Mauer, so zog ich mein Messer aus der Scheide. —

„Richtig," fuhr er gleich darauf mit dem ihm eigenen Lächeln fort, „von dem Messer muß ich Ihnen noch sagen, daß es dasselbe war; ich hatte es in jenem Dorfe, wohin es, wer weiß durch welchen Zufall, gekommen, an mich gebracht."

Hier schwieg der Erzähler, zog sein duftendes Taschentuch hervor, wischte sich damit sorgfältig den blonden Schnurrbart und drückte es alsdann vor die Augen. Als er die Hand wieder niedersinken ließ, war der Ausdruck seines Blickes unaussprechlich weich, ja traurig. Er streckte seine Rechte dem Zuhörer entgegen, der sie mit beiden Händen umfaßte und innig drückte. — „Wenn Sie wüßten," sagte er darauf mit weicher Stimme, „wie wohl es mir thut, wie es mein Herz erleichtert, endlich Jemand gefunden zu haben, zu dem ich ohne Rückhalt sprechen kann! Aber hören Sie mich, mein Freund, — wenn ich meine Vergangenheit in Ihr Herz niederlege," dies sprach er mit festerem Tone, „so muß es sich darüber schließen, wie das Grab über dem Todten, wie die Woge des Meeres über dem Versunkenen. Geloben Sie mir dies und ich werde fortfahren. Aber ehe Sie es thun, glauben Sie meiner Versicherung, daß Sie das Aergste aus meinem Leben noch nicht gehört! — — Sind Sie stark genug," sagte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit gefälligerem Ausdruck der Stimme, „meine kleinen Geheimnisse bewahren zu können, so reichen Sie mir Ihre Hand, — Worte bedarf es weiter nicht."

Mit tiefer Bewegung ergriff Herr Beil abermals die dargebotene Rechte, drückte sie innig und der Baron fuhr fort:

„Von da an wurde ich der Tollste der ganzen Zigeunerbande; ich muß Ihnen sagen, daß man mich bis jetzt von gewissen Geschäften und Vorfällen beständig fern gehalten. Ich hatte meinen Unterhalt auf anständige und ehrliche Weise verdient, jetzt aber ließ ich den Hauptmann merken, daß ich nicht abgeneigt sei, auch an andern interessanten Unternehmungen Theil zu nehmen. Daß er bei dieser Erklärung vor Freuden außer sich war, schmeichelte meiner Eitelkeit; er hatte aber auch alle Ursache dazu, denn trotz meiner damals noch feineren und schlankeren Gestalt nahm ich es,

was Kraft anbelangt, mit Vieren auf, und wo mich Gewandtheit und List unterstützen konnten, fürchtete ich mich nicht vor einem Dutzend. Natürlich mit kleineren Geschichten wollte ich mich nicht abgeben; ich sehnte mich nach etwas Großem, wo es Muth galt und Gefahr zu finden war.

„Wir zogen weiter, und wenige Tage nachher nahm mich der Hauptmann bei Seite und sagte: Wenn du etwas wagen willst, so können wir über vierundzwanzig Stunden reiche Leute sein. Natürlich willigte ich mit Freuden in Alles. — Heute Nacht, sprach er, geht einer der reichsten Gutsbesitzer des Landes nach der Hauptstadt; er wird einige Bedienten bei sich haben, aber auch eine große Menge Geld; wollen wir von den Andern mitnehmen oder wollen wir Beide es allein wagen? — Wir Beide allein, entgegnete ich ihm. Er war damit einverstanden. Die Nacht kam, wir nahmen die besten Pferde und ritten gut bewaffnet aus; es ging über eine Haide hinweg, das Wetter war stürmisch, der Wind pfiff über die Ebene, wir konnten kaum unsere Hüte halten. In einer kleinen Niederung, die mit Gebüsch bewachsen war, hielten wir. Es mochte Mitternacht sein, als wir von fern her das Rollen eines Wagens vernahmen; er kam näher, vierspännig mit zwei Postillonen und zwei Bedienten auf dem Außensitz. Ich sprengte an die vordern Pferde und riß den einen Postillon vom Sattel, der Hauptmann an den Schlag, indem er Halt! rief. Obgleich der Wagen augenblicklich hielt, knallten doch von allen Seiten Schüsse, die wir übrigens nicht beantworteten. Während der Hauptmann den Wagen bewachte, glitt ich zur Erde, zog auch den andern Postillon herab, ohne ihm ein Leides zu thun, und zwang die Beiden mit vorgehaltener Pistole, die unruhigen und schlagenden Thiere auszuspannen, die nun augenblicklich das Weite suchten. Daß ihnen ihre Reiter in größter Angst zu Fuß folgten, hinderte ich durchaus nicht, ja es erschien mir so komisch, daß ich ihnen ein lautes Gelächter nachsandte.

„Der Hauptmann hatte unterdessen gute Arbeit gemacht; er zwang die beiden Bedienten ruhig auf ihrem Sitz zu bleiben, und ich trat nun an den Schlag des Wagens, hatte aber dabei die Vorsicht, im nächsten Augenblicke, nachdem ich mich gezeigt, auf die

Seite zu springen, was sehr nothwendig war, denn der entschlossene Besitzer des Wagens schoß zweimal nach mir; die Kugeln pfiffen an meinem Kopfe vorüber. Natürlich bat ich ihn jetzt sehr ernst und dringend, dergleichen zu unterlassen, und zog ihn aus dem Wagen hervor. Es war ein alter Herr, und da er ein lahmes Bein hatte und sein Krückstock im Wagen geblieben war, so mußte ich ihn auf einen Stein an der Straße niederlassen, was ich auch behutsam that, denn ich hatte mein kaltes Blut durchaus nicht verloren, die Expedition kam mir sehr ungefährlich vor. — Denken Sie sich aber, wie mir zu Muthe ward, als ich nun die Wagenlaterne herunter nahm, als der Schein derselben auf das Gesicht des alten Mannes fiel und ich trotz der langen Jahre und des einmaligen Sehens jene harten, starren Züge wohl erkannte. — Das Geschäft des Wagendurchsuchens, das Herausnehmen der Kassetten und Brieftaschen überließ ich dem Andern; ich stand neben dem alten Manne und dachte an jene Nacht, wo wir uns zum ersten Male gesehen. Ja, wir konnten so nicht scheiden; er mußte mich wieder erkennen, er mußte erfahren, daß das Schicksal zuweilen strenge Gerechtigkeit übt. Ich zog langsam ein breites Messer hervor, und als er das sah, zuckte er zusammen; doch hielt ich es ihm nur leicht vor die Augen und bat ihn, in seinem Gedächtnisse um acht Jahre zurück zu gehen. Erinnern Sie sich, sagte ich mit ruhiger Stimme, jener Nacht in dem Schlosse, das Sie vor nicht vielen Stunden verlassen, jener Nacht, wo Ihr Wille eine ganze Familie aus einander riß, wo Sie den Vater zu einem Verbrechen zwangen, die Mutter in's Elend verstießen, die Kinder, Ihre eigenen Enkel, des ehrlichen Namens, des Vermögens, des Fortkommens beraubten, in das Elend hinaus jagten, dem Laster in die Arme warfen. — Ja, dem Laster; denn ich, der jetzt an Ihrer Seite in dem Wagen fahren sollte, um Sie — setzte ich zähneknirschend hinzu — bei einem ähnlichen Vorfalle wie der heutige zu vertheidigen, ich, damals jener Knabe, den Sie dieses selbe Messer handhaben sahen, stehe jetzt vor Ihnen als Straßenräuber und könnte vielleicht Ihr Mörder sein, wenn mir das Schicksal Ihr Herz gegeben hätte." —

„Schrecklich, schrecklich!"

„Das ist allerdings schrecklich,“ fuhr der Erzähler ruhig fort, „Der Andere hatte unterdessen die Kassetten auf den Boden niedergestellt und leerte sie mit großer Behendigkeit in einen Sack, den er zu diesem Zwecke mitgenommen. Wir sehen uns wohl niemals wieder, sprach ich zu dem alten Herrn, es sei denn, daß es Ihnen einfallen sollte, die Gerichte dafür gegen mich aufzurufen, daß ich mir mein rechtmäßiges Erbtheil genommen; — in dem Falle freilich und wenn Sie versuchen sollten, mich noch tiefer zu stürzen, würde ich Ihnen wieder und dann auch meine Mutter rächend vor Augen treten. Er gab begreiflicherweise keine Antwort, doch ließ er den Kopf tief auf die Brust herab hängen. Dachte er vielleicht über das Unrecht nach, welches er mir zugefügt, oder zürnte er über seine eigene Ohnmacht, mich in diesem Augenblicke nicht vernichten zu können?

„Die Pferde waren beladen, ich steckte mein Messer langsam in die Scheide, wir schwangen uns auf, und obgleich mein Begleiter in vollem Galopp davon wollte, nöthigte ich ihn doch zu seiner Verwunderung, im Schritt zu reiten; und so zogen wir langsam querfeldein zum großen Erstaunen der Bedienten, denen gewiß noch nie dergleichen vorgekommen war. Wir ritten noch eine Stunde durch die Nacht bis zu den Ruinen einer alten Abtei, die dem Zigeuner wohl bekannt war. Dort saßen wir ab und untersuchten unsern Raub. Er war über alle Maßen beträchtlich; zu gleichen Hälften getheilt, bildete er für Jeden ein ansehnliches Vermögen. Wir nahmen diese Theilung rasch vor, und das Einzige, was ich für mich allein in Anspruch nahm, war, daß ich nur Papiere und Banknoten nahm und meinem Begleiter dafür den Goldwerth ließ. — Ich kann Sie versichern, der arme Kerl, der sich doch ein wenig vor dem Galgen fürchtete, war überglücklich, nachdem ich ihm mein Verhältniß zu jenem alten Herrn aus einander gesetzt und ihm dabei die Versicherung gegeben hatte, er könne das heute Nacht Eroberte ruhig genießen und sei nun für die Zukunft ein gemachter Mann; er war überglücklich, keinen Raub begangen zu haben, und Sophist genug, um sich zu überreden, daß wir nur meinen rechtmäßigen Erbantheil vom Vermögen meines Großvaters getheilt.

„Natürlicherweise trennten wir uns darauf auf Nimmerwiedersehen; er ging zu den Seinigen zurück, mich aber trieb es aus England fort, und nachdem ich mein Vermögen geordnet, schiffte ich mich nach dem Kontinent über, um so schnell als möglich nach Sicilien zu gehen. In Paris aber hatte ich den klugen Einfall, nach Palermo schreiben zu lassen, und erhielt nach einiger Zeit sehr untröstliche Nachrichten von da. Von meiner armen Mutter und meiner unglücklichen Schwester hatte man keine Spur. Das Unglück, welches uns betroffen, war dort nicht einmal in seinem vollen Umfange bekannt; es hieß, mein Vater habe sich von der Mutter scheiden lassen, worauf sie mit einem großen Theil ihres Vermögens England verlassen und nach Deutschland gegangen sei. Unsere Verwandten in Palermo, so schrieb mein Sachwalter, liebten es übrigens sehr, uns förmlich zu ignoriren, und wenn uns nicht dringende Veranlassungen dazu trieben, riethe er uns, nicht nach Palermo zurückzukehren.

„So war mir also auch meine eigentliche Heimath verschlossen; ich hatte Niemand mehr, dem ich mich anvertrauen, dem ich mein Schicksal erzählen, von dem ich Trost und Hilfe erwarten konnte. O, ich fühlte mich einsam und elend; ich war auf dem Punkte, den gleichen Schritt zu thun, wie Sie; aber auch mich hielt ein Geist zurück, doch war es mein eigener, der mir, als ich mich über das Brückengeländer hinüber lehnte, wie höhnend zurief: also feige willst du die Welt, deine Feinde, die Menschen verlassen, willst keine Vergeltung üben für all das Unrecht, welches man dir gethan! — Trotze deinem Schicksal, trete ihm entgegen, setze ihnen die Ferse auf den Nacken, wie sie es dir gethan, lebe als freier und unabhängiger Mensch; denke an jene Zeit, wo du ein solcher warst, wo du auf flüchtigem Pferde über die Haide jagtest, wo deiner Hand jede Blüthe, jedes unschätzbare Gut, das eine Menschenseele vergeben kann, erreichbar war, denn du hattest den Muth, darnach zu greifen! — So sprach es in mir, so klang es fort und fort in meinem Herzen und ich folgte der verlockenden Stimme. Reich, wie ich war, warf ich mich in das Leben der großen Hauptstadt, lernte mich bewegen in den höchsten Kreisen und knüpfte dort Verbin=

dungen an; aber ich griff auch tiefer hinab in die Schichten der Gesellschaft und erwarb mir auf den untersten Stufen derselben Bekannte, ja Freunde. — Sie sehen mich mit großen Augen an, aber ich sage Ihnen die reine Wahrheit; wenn ich Nachts, von einer glänzenden Soirée kommend, aus meinem Wagen stieg, meine reiche Toilette von mir warf, die Blouse anzog, mein Haar auf eigenthümliche Art ordnete, so hätte mir jede der vornehmen Damen, mit denen ich vorhin getanzt, gerne ein Almosen geschenkt, ohne mich zu erkennen."

„Ah!" machte Herr Beil.

„Und glauben Sie ja nicht, daß ich mich ungern in diesen untern Kreisen bewegte! Da sieht man die Menschen in ihrer natürlichen Herzensgüte, wie auch in ihrer natürlichen Schlechtigkeit, ohne Schminke, ohne Verstellung; aber man muß ihren Kreis nicht als fremdes Element tangiren, man muß zu ihnen gehören, dann genügt ein Wort, ein Handschlag, und dem, welcher Aufopferung für sie zeigt, gehören sie mit Leib und Seele. — O, das war für mich ein entzückendes Leben, unsichtbar wie ein Geist durch alle Stufen der Gesellschaft zu schweben, aufwärts und abwärts; ich war allwissend und allmächtig, keine geheime Polizei erfuhr und konnte leisten, was ich vermochte. Ich sah die Fäden von tausend Intriguen vor mir spielen, ich knüpfte sie an, wo es mir gefiel, und zerriß sie, wenn es mir beliebte; die geheimsten Geschichten lagen offen vor mir da, ich beförderte ihren Lauf oder hemmte ihn, je nachdem es mir einfiel; ich war Herr und Gebieter über Tausende von Sklaven."

— „Und das waren Sie oder sind es noch?" fragte der Andere mit gepreßter Stimme.

„Ich bin es noch," entgegnete der Erzähler, indem er sich stolz aufrichtete und seinem Gegenüber fest in die Augen sah. „Ja, ich bin es noch und leugne es Ihnen, dem ich eine offene Beichte über mein ganzes Leben abgelegt, nicht."

„Also doch! also doch! — Verzeihen Sie, gnädiger Herr, meine Ueberraschung, mein Erstaunen, ja meinen Schrecken, denn Sie erscheinen mir so plötzlich als ein räthselhaftes Wesen, das in finstern Schatten bei uns vorbeischwebte und jetzt auf einmal an's

Licht tritt, — fast ein Gespenst. — Ja, ein Gespenst," fuhr er entsetzt fort, indem er sich langsam empor richtete und starr in die glänzenden Augen sah, welche der Andere fest auf ihn gerichtet hielt. — „Gewiß ein Gespenst und dasselbe, welches mir damals am Kanal erschienen. — Aber ich bin kindisch," fuhr er nach einer Pause mühsam lächelnd fort, wobei er sich über die feuchte Stirne strich, „Sie sitzen ja körperhaft vor mir, und jenes Phantom — war ja auch kein Phantom, — Sie waren es."

„Ja, ich war es, mein Freund," entgegnete der Erzähler; „ich war es, der Ihr Leben rettete, der Ihren Leib und Seele erhielt; und wenn ich sage, daß ich Sie für mich erhielt, so geschah es ja nur, um einen Freund zu gewinnen, der fern von meinem wilden Treiben steht, dem ich mein Inneres eröffnen konnte, der mir in vorkommenden Fällen seinen guten Rath nicht vorenthalten wird. — O seien Sie ganz ruhig, ich werde Sie nie in den finsteren Kreis ziehen; dies Haus, dieses Zimmer sollen rein bleiben wie die Seele des Kindes, das dort drinnen so ruhig schläft."

„Und dieses Kind — es ist das Ihrige?"

„O nein," sagte der Baron mit trübem Lächeln, „so glücklich bin ich nicht. Hören Sie mich noch einen Augenblick an; bald bin ich mit meiner Geschichte zu Ende. — Anfänglich glaubte ich, ich könnte von dem seltsamen Leben, das ich angefangen, ebenso leicht wieder lassen, wie man ein Kleid wechselt, wie man einen Handschuh auszieht. Das wollte ich auch, ich verließ Paris und ging nach Deutschland. Aber obgleich ich mich in der ersten Zeit fern von Allem hielt, was mich früher so sehr belustigte, so dauerte das doch nicht lange; wie ich Ihnen schon gesagt, ich konnte es nun einmal nicht lassen, unsichtbar lohnend und strafend in die Geschicke der Menschen, die mich interessirten, einzugreifen. Das Erstere that ich übrigens häufiger und ich konnte es. Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich von meinem Treiben und meinen Verbindungen nie den geringsten Vortheil zog, nie — nie, obgleich dem Unsichtbaren ungeheure Summen geboten wurden, obgleich große Vermögen zu meinen Füßen rollten. Ein Verschwender war ich nie; was ich besaß, mehrte sich auf rechtliche Weise, statt

abzunehmen, obgleich ich dem Elend mit vollen Händen half, wo ich konnte. Da befand ich mich in W. und unter vielen scandalösen Geschichten, welche die reichen jungen Leute, mit denen ich verkehrte, erzählten, interessirte mich eine ganz besonders: es war das ein förmlicher Sklavenhandel. Eine Mutter, so hieß es, hatte ihre eigene Tochter um eine beträchtliche Summe verkauft, das Mädchen aber habe eine andere Neigung und sei in Verzweiflung. Das war ein Fall, für den ich da war; meine erste Idee war, das arme Geschöpf entführen zu lassen, ihr eine Existenz zu gründen, sie, wenn möglich mit ihrem Geliebten zu vereinigen. — Unmöglich! Denn leider stand dieser Freund durch Rang und Stand so weit über ihr, daß an eine Verbindung nicht zu denken war. Ich beschloß, mich also bei ihr einzuführen, und das that ich auch." — Bei diesen Worten athmete der Erzähler tief und schwer, und als er darauf mit der Hand über seinen Bart strich, zitterte diese leicht; auch hatte er die vorigen Worte nur mühsam hervorgebracht.

— „Ich ging also dorthin. Um einen Vorwand war ich bei dergleichen nie verlegen, ich betrat ohne lange zu fragen ihr Zimmer, ich fand das Mädchen allein, ein Schauer durchflog meinen Körper, meine Zähne schlugen in Fieberfrost zusammen, — ja, es konnte nicht anders sein, ich fand die Züge des Kindes in der Erwachsenen wieder — ich stand vor meiner Schwester, — gerechter Gott! vor meiner Schwester, die von ihrer, von meiner Mutter der Schande verkauft war. — Aber nein, nein! so fürchterlich sollte es nicht kommen, gehen wir mit wenigen Worten darüber hinweg. Ja, meine Schwester war es; aber meine arme Mutter war längst gestorben; sie hatte ihr Kind aufgesucht und es auch glücklich in Schottland gefunden; sie hatten ein kümmerliches Leben geführt, meine Mutter hatte mit ihren zarten Händen Tag und Nacht gearbeitet, um sich und ihr Kind auf ehrliche Art zu erhalten; aber alle die schrecklichen Verluste, die sie erlitten, das Andenken an meinen Vater, der sie so entsetzlich mißhandelt, — an mich, den sie todt geglaubt, hatten ihre Gesundheit zerstört. — Nach ihrem Tode stand meine Schwester rathlos da, irgend ein Zufall brachte sie zu jener Frau, die sich heute ihre Mutter nannte, die sie sorg-

fältig erzog, aber damals schon berechnete, das schöne geistreiche Mädchen werde sich einstens selbst bezahlt machen.

„Daß ich mit dieser Dame eine starke Unterredung hatte, können Sie sich denken; die für meine Schwester verlangte Summe gab ich ihr und nahm das arme Geschöpf mit mir, — ja, das arme Geschöpf, — denn es waren Sachen vorgefallen, die mich nöthigten, ein Jahr lang mit ihr in tiefster Verborgenheit zu leben. Sie wurde Mutter eines Kindes, eines Knaben — und was soll ich's verschweigen? — desselben, der jetzt unter Ihrer Aufsicht lebt und den Sie deßhalb nicht weniger lieben werden, weil seine Geburt keine legitime ist."

Die Versicherung des Herrn Beil, daß er das Kind vielleicht noch mehr lieben werde, weil es ohne rechtmäßige Ansprüche an einen väterlichen Schutz so allein in der Welt stehe, schien der Baron gar nicht zu hören. Er hielt beide Hände vor das Gesicht und saß so eine Zeit lang in sich versunken da. Als er wieder empor schaute, seufzte er tief auf und sagte: „Glauben Sie mir, ich hätte lieber das Grab meiner Schwester gefunden, als sie selbst auf diese Art. Ich erzählte Ihnen schon, wie ich sie als ein kleines Mädchen geliebt. Und diese Liebe hat mit den Jahren zugenommen; in meinen Träumen sah ich sie vor mir, wachsend, größer und schöner werdend, liebenswürdig und verständig, wozu sie schon als Kind so schöne Hoffnungen gab. Ach! ihr Kind hat mich vor Vielem bewahrt, namentlich vor einem wilden Leben und vor manchen unüberlegten Handlungen. Ich will es Ihnen offenherzig gestehen: obgleich ich viele Abenteuer hatte, habe ich doch nie geliebt; denn so oft ich mein Herz einem weiblichen Wesen zuwenden wollte, trat mir das Bild meiner Schwester vor die Seele und daneben erblaßte alles Andere. Es war wohl mit das schreckliche Unglück unserer Jugend, was mich so fest an sie hinzog. Einmal," fuhr er nach einer Pause lächelnd fort, „und es ist noch gar nicht lange her, da traf ich mit einem armen Geschöpfe zusammen, mit einem Mädchen, das blonde Haare hatte, wie meine Schwester und auch einen Zug in ihrem Gesichte, der mich an diese erinnerte. Das durchzuckte mich wunderbar, und wenn ich dem Mädchen

früher begegnet wäre — aber das sind nur Phantasieen! — gehen wir weiter!

„Nachdem das vorüber, reiste ich mit meiner Schwester nach Sicilien und machte dort eine Klage gegen meinen Großvater in England anhängig; ich wußte wohl, daß dabei nichts zu gewinnen war, doch prozessirte ich nur in der Absicht, um einen Namen für meine Schwester zu erhalten. Dies gelang mir auch; man erklärte sie für berechtigt, den Familien-Namen unseres Vaters zu führen: ich für meinen Theil verzichtete darauf: der Enkel des Lord K. war todt und verschollen; auch meiner Schwester konnte ich nützlicher sein, wenn ich ihr, sie unsichtbar schützend, zur Seite stand. Wer wußte auch, wenn wir den gleichen Namen führten, ob sie nicht vielleicht dadurch in Sachen verwickelt werden konnte, die ihr fern zu halten meine heiligste Pflicht war. Daß ich mein Vermögen redlich mit ihr theilte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. — Und nun bin ich zu Ende, aber gerne bereit, Ihnen irgend welche Fragen zu beantworten, die Sie an mich zu richten für gut finden. Fragen Sie mich ohne Scheu!"

„Wenn ich das thue," sprach Herr Beil nach einigem Zögern, „so ist es nicht Neugierde, die mich treibt; doch möchte ich erfahren, ob die Mutter des Knaben seinen Aufenthalt weiß, ob es ihr erlaubt ist, ihn zu sehen."

„Das Letztere kann ich Ihnen noch nicht sagen, — meine Schwester verheirathete sich, sie machte, was die Welt eine glänzende Partie nennt; doch lebt sie kinderlos bei dem alten Gatten und immer noch hängt ihr ganzes Herz an dem Knaben."

„Und wie habe ich mich zu benehmen, wenn sie einen Versuch machen wollte, das Kind zu sehen? — Sie sagten mir selbst, man forsche demselben von andern Seiten nach."

„Ganz recht, daß Sie daran denken; sollte Sie also eine Dame zu sprechen und das Kind zu sehen verlangen, so fragen Sie, ob sie schon länger in hiesiger Stadt sei; gibt man Ihnen zur Antwort, sie komme soeben von einer Reise nach England zurück, so können Sie ihr das Kind getrost in die Arme führen."

„Doch nun ist es Zeit, daß ich mich entferne," sagte der Baron

nach einer Pause, indem er sich erhob — „meine Pferde schaudern, der Morgen dämmert auf, kann ich Ihnen mit Mephisto zurufen; ich habe Sie einen wilden Traum durchträumen lassen; ich führte Sie auch über öde Haiden und selbst ein wenig am Rabenstein vorüber. — Adieu, mein Freund, denken Sie, daß ich ganz der Ihrige bin. Gebieten Sie über mich: soll ich etwas für Sie erlangen in der niedrigsten Hütte oder am Throne des Königs, ich werde es thun. — Leben Sie wohl! Sobald es mir möglich ist, suche ich Sie wieder auf. Sollten Sie etwas dringendes für mich haben, so wissen Sie ja meine Wohnung." — Hierauf drückte er dem Herrn Beil herzlich die Hand, verließ das Zimmer und gleich darauf das Haus.

Dieser trat an's Fenster und blickte dem Baron lange nach, wie er leicht und gewandt über die Straße dahin schritt und bald um die nächste Ecke verschwunden war. Ja, der Morgen dämmerte auf, ein trüber, kalter Wintermorgen; am Himmel jagte der Wind graue Wolken, welche, über die Stadt hinwegfliehend, zuweilen einzelne Schneeflocken hernieder flattern ließen. Die Windfahnen drehten sich kreischend, zwischen den entfernteren Häusern lag ein feiner frostiger Duft, und an einem Brunnen, der sich gerade dem Hause gegenüber befand, hatten sich seit einigen Stunden ziemliche Eiszapfen gebildet. Draußen war es unbehaglich, aber im Zimmer strömte der Ofen eine angenehme Wärme aus. Herr Beil löschte die Kerze aus, die Flamme derselben konnte dem hereindringenden Tageslicht nicht mehr widerstehen und brannte mit dunkelrother Gluth. Nachher fuhr er sich mit der Hand über das Gesicht und es war ihm zu Muth, als habe er wirklich einen wilden Traum geträumt oder als habe er während der Nacht ein seltsames Buch gelesen, eine Räubergeschichte, wie sie eigentlich nur in Romanen vorkommt. Er versank in tiefes Nachsinnen und war ordentlich froh, als bald darauf eine helle Kinderstimme an sein Ohr schlug, die laut und lustig rief: „Onkel Beil, ich bin erwacht und möchte gern aufstehen!"

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Ein gefährliches Papier.

Der Doktor Eduard Erichsen hatte in seinem sogenannten Studierzimmer einen alten ledernen Lehnstuhl, den er bei guter Laune seinen olympischen Dreifuß zu nennen pflegte. Es war ein ehrwürdiges Möbel, das er, von jeher ein geordneter Mann, sich schon auf der Universität angeschafft hatte, und von dem sich zu trennen ihm unmöglich war. Der Lehnstuhl war ziemlich altmodisch, mit einem Leder überzogen, dessen Farbe nicht mehr zu erkennen war, und glänzte an verschiedenen Stellen wie polirt. Ach! wie oft hatte er seinem Herrn freundlich die alten Arme geöffnet und ihn aufgenommen bei Lust und Schmerz; wie viele Gedanken hatten, hier ruhend, schon des Doktors Kopf durchzogen. Bei gewöhnlichen Veranlassungen brauchte er ihn selten, aber sowie es eines reiflichen Nachdenkens bedurfte, sei es über einen schwierigen Krankheitsfall, sei es über irgend eine Familienangelegenheit, so vergrub sich Herr Erichsen gern in die alten Kissen. Auch seinen Platz hatte der Stuhl schon oft wechseln müssen; als sein Besitzer einstens krank und wieder auf dem Wege der Besserung war, stand er so, daß die ersten Strahlen der Morgensonne über ihn und den Genesenden hinspielten; auch in dem Schlafzimmer war er früher häufig, der Doctor hatte ihn gleich zu Anfang seiner Ehe neben das Bett seiner Frau gerollt, und das waren damals seine seligsten Augenblicke gewesen, wenn er aus Geschäften oder von Gesellschaften spät heimkehrend noch mit ihr eine angenehme Stunde verplaudern konnte. Ja, damals hatte der Stuhl eine große Rolle gespielt: auf ihm hatte der glückliche Vater zum ersten Mal seinen kleinen Oskar in den Armen gewiegt, auf ihm hatte die junge schöne Mutter zum ersten Mal nach jener verhängnißvollen Zeit ausgeruht, und zum ersten Mal ihr Kind recht innig an die Brust gedrückt. Aber auch die kleinen Leiden seines Besitzers, die nachher so groß, ja endlich unheilbar werden sollten, waren auf eben diesem Stuhle überdacht

worden, und es war, als ob das alte Möbel in der That eine beruhigende Kraft auf seinen Herrn ausübte: denn wenn dieser sich auch in der größten Erregung darauf niedergelassen hatte, so beschlichen ihn bald sanftere Gedanken, er wurde nachgiebiger, auch trauriger, wie das gerade eben kam. —

An alles Das dachte der Doktor, als er wieder einmal und sehr tief vergraben in den Lederkissen ruhte. Er hatte den Kopf auf die Brust herabgesenkt, die Augenlider halb geschlossen, die Hände gefaltet, und man hätte glauben können, er schlafe, wenn nicht zuweilen ein tiefer Seufzer seine Brust geschwellt und seinen Kopf gewaltsam emporgehoben hätte.

Es mochte zehn Uhr Morgens sein, und im Haus des Doktors, in welchem sich sonst um diese Zeit ein reges Leben bewegte, wo die Köchin in ihrer Küche hantirte, wo Kindsfrau und Stubenmädchen plaudernd oder singend ihre Arbeit thaten, wie die Thüre auf und zu ging, war es heute still wie auf einem Kirchhofe. In der Kinderstube befanden sich allerdings beide eben erwähnten Dienstboten, doch saß die Eine an diesem, die Andere an jenem Fenster, Beide machten lange Gesichter, schauten zwar verstohlen gegen einander hin, sprachen aber kein Wort. Selbst die Köchin machte nicht den geringsten Lärmen; sie stand an ihrem Herde vor einem Kessel, in welchem das Suppenfleisch kochte, statt es aber abzuschäumen, wie wohl ihre Schuldigkeit gewesen wäre, hatte sie gedankenvoll den Schaumlöffel auf den Herd gestützt, blickte vor sich nieder und ließ die dampfende Brühe überlaufen.

Auf dem Gange zwischen den Zimmern sah es ganz fremdartig aus; da standen große und schwere lederne Kisten, auch Koffer und Hutschachteln, es war gerade, als wolle sich die ganze Familie auf Reisen begeben.

Kehren wir nun in das Zimmer des Arztes zurück, so finden wir ihn wie früher unbeweglich im Lehnstuhle ruhend und selbst nicht einmal Achtung gebend auf das Spielen der Kinder, die bei ihm im Zimmer waren. Und das Spiel, welches sie trieben, war doch der Mühe werth, mit angesehen zu werden. Oskar und Anna saßen am Boden und hatten zwischen sich einen Fußschemel, auf

dem sich ein drittes Kind befand, ein ziemlich kümmerlich aussehendes Mädchen, das die erstaunten Blicke beständig im ganzen Zimmer umherlaufen ließ. Seinen Anzug hätte man komisch nennen können; es hatte ein einfaches, etwas ärmliches Wollenkleid an, darüber einen kleinen Sammetmantel, den ihm Oskar umgehängt, und auf dem Kopf einen zierlichen Spitzenhut, von Anna ziemlich schief darauf befestigt. Letztere hatte in der Hand eine große Tasse mit Kaffee, in welche Brod eingebrockt war, das sie dem Kind löffelweis in den Mund gab. Zuweilen nahm dieses davon, zuweilen aber schloß es die Lippen und wandte den Kopf so heftig auf die Seite, daß der Kaffee über das Kleid herabfloß und auch wohl über den schönen Sammetmantel; und dann rief Oskar und Anna wie aus einem Munde: „Papa! das fremde Kind ißt wieder nicht!“

Das fremde Kind schien sich übrigens bei dieser Abfütterung und der ihm bewiesenen allzu großen Aufmerksamkeit gar nicht heimlich zu fühlen; es blickte öfters erschreckt auf den Sammetmantel, schielte besorgt nach dem Spitzenhute, zuckte unruhig mit den Füßen, als wolle es durch einen verzweifelten Sprung den Versuch machen, seine Freiheit wieder zu gewinnen, kurz es benahm sich wie ein kleiner Affe, den man eben eingefangen und bei welchem die erste Dressur probirt wird.

Jetzt hörte man, daß draußen die Glasthüre geöffnet wurde; rasche Tritte näherten sich, ihr Klang hörte aber auf Augenblicke auf, als betrachte sich der Ankommende die Koffer und Kisten im Gange, dann wurden sie eiliger wieder fortgesetzt, und nun öffnete sich hastig die Thüre, ohne daß vorher angeklopft worden wäre.

Arthur erschien auf der Schwelle und blieb kopfschüttelnd stehen, als er in das Zimmer blickte. — „Schöne Geschichten das!“ rief er nach einer Pause, während welcher er die Thüre hinter sich zugedrückt und sich dem Lehnstuhl genähert hatte. — „Aber um's Himmels willen, Eduard, ist denn die Geschichte wahr? und du sagtest mir gestern nichts davon! Muß ich das heute Morgen von Alfons erfahren, der es beim Frühstück auf seine gewohnte Art mit Mama besprach.“

Der Doktor richtete den Kopf in die Höhe, ohne aber sonst seine Stellung zu verändern. — „Ich wollte gerade zu dir hin, Arthur,“ entgegnete er mit weicher Stimme, „mein Wagen steht unten schon eingespannt; aber ich gerieth hier an meinen alten Freund, und der hielt mich fest durch Träumereien und Erinnerungen.“ —

„Aber sage,“ fuhr der Andere dringender fort, „will sie wirklich nicht zurückkehren? Mama hatte ihr doch den Kopf zurecht gesetzt und sie schien ihr Unrecht einzusehen.“

„Sie schien,“ erwiderte Eduard traurig lächelnd, „das heißt sie gab der Mutter nach ihrer gewöhnlichen Art keine Antworten, als sie aber euer Haus verlassen, schrieb sie mir, es sei für uns besser, wenn sie auf ihrem Entschluß beharre. Da lies dies merkwürdige Schreiben; ich weiß nicht, ob Herr Alfons auch davon Kenntniß hat.“

Der Maler durchflog das ihm dargereichte Papier und warf während des Lesens mehrmals einen Blick auf die Kindergruppe. Dann faltete er das Schreiben zusammen, gab es seinem Bruder zurück und versetzte achselzuckend: „Was weiß der nicht? auch darüber sprach er spottend und höhnend. Aber wie hing denn die ganze Sache eigentlich zusammen? — Ist dieß das Kind?“

Der Doktor nickte mit dem Kopfe, wobei er sagte: „Auf die einfachste Weise von der Welt. Du weißt von unserer großen Scene am Weihnachtsabend; den andern Tag fuhr sie zu ihrer Mutter, und die würdige Dame, statt ihre Tochter zurückzuschicken, oder selbst zu kommen, sandte ihren Sachwalter, denn sie fand sich in ihrer Tochter höchlich beleidigt. Darauf nun schrieb ich ihr einen Brief, — ich sage dir, einen Brief, der einen Stein hätte erweichen müssen. Nun, die Folge war denn auch die Unterredung mit der Mutter.“

„Richtig! richtig! Wie ist aber die Geschichte mit jenem Kind? Denn, so viel ich erfahren, fiel die nun dazwischen und warf Alles wieder auseinander.“

„Die ist an sich sehr einfach; aber weißt du, Arthur, wenn man einen Vorwand zu Verdächtigungen und Streitigkeiten sucht,

so ist er sehr leicht gefunden. Auf seltsame Art machte ich an demselben denkwürdigen Weihnachtsabend die Bekanntschaft einer unglücklichen Person, die im höchsten Grade schwindsüchtig war, der böse Menschen ihr Kind geraubt, das sie aber wieder erhielt, und die ich, da sie wie gesagt, kränklich und von aller Hilfe entblößt war, regelmäßig besuchte und sie unterstützte so gut ich konnte."

„Das ist an und für sich nichts Schlimmes."

„Sie wurde aber täglich kränker, das Kind verkam ordentlich und als die Mutter vor ein paar Tagen starb, sah ich denn nichts Arges darin, die Kleine mitzunehmen und sie so lange hier zu behalten, bis ich eine passende Unterkunft für dieselbe gefunden. — Ist daran etwas Unrechtes?"

„Für uns und alle rechtlich denkende Menschen nicht," erwiderte Arthur und legte seine Rechte sanft auf die Schulter des Bruders. „Aber daß du damit willkommenen Anlaß zu neuen Anklagen gabst, das hättest du dir doch, bei Gott! vorstellen können. — Nicht wahr, anonyme Briefe wurden deiner Frau gesandt?"

„Versteht sich von selbst; und welches gemeinen und boshaften Inhalts, das kannst du dir gar nicht denken. Das war ein Verhältniß, das ich schon lange Jahre unterhalten, das natürlicherweise der Welt bekannt war, das man aber bis jetzt aus Schonung verschwiegen."

„O schändlich! schändlich!"

„Endlich konnte aber der redliche Freund, der sich leider nicht nennen durfte, es nicht mehr über sich gewinnen, stillschweigend zuzusehen, wie eine unglückliche Frau so unverantwortlich von ihrem Manne betrogen werde."

„Und die unglückliche Frau glaubte wohl selbst diese Geschichte nicht?"

„O sie glaubt sie wohl nicht, aber sie thut, als ob sie sie glaube. Ich machte gestern einen Besuch bei Mama's liebenswürdiger Freundin, der Tutelarräthin Wasser; sie war natürlicherweise zurückhaltend, so zu sagen mit Anstand gepolstert, und wehmüthig zum Ueberlaufen. Sie hatte meine Frau gesprochen und aus deren eigenem Munde jenes infame Gerücht vernommen."

„Deine Frau hat es ihr gesagt!“ rief Arthur entrüstet.

„Als Gerücht; aber meine Schwiegermutter hatte hinzu gesetzt: das fehle noch zu der schlechten Behandlung, der Madame bei mir ausgesetzt gewesen sei.“

„O, dann ist alles verloren!“

„Ja, das fühle ich auch. Du ersiehst ja aus dem Briefe, daß meine Frau die einleitenden Schritte zu einer Scheidung bereits gethan hat. O mein guter Name, meine armen, armen Kinder!“

„Bah!“ rief der Maler entrüstet, „über deinen Namen beruhige dich; an dem bleibt kein Makel hängen. Man kann dir kein Unrecht geben.“

„Den Frauen gegenüber haben wir in solchen Fällen immer Unrecht; alle Weiber nehmen für sie Partei, und man wird mich verarbeiten und zerreißen, daß kein gutes Haar an mir bleibt.“

„Aber was soll mit dem Kinde geschehen?“

„Ich weiß es nicht; hier kann ich es nicht behalten. Denke dir, Arthur, daß meine sämmtliche Dienerschaft mir in sittlicher Entrüstung den Dienst aufgekündigt hat.“

„Die Canaillen!“

„Die Kindsfrau meinte, sie habe sich bei anständigen und ehrlichen Kindern verdingt, sei aber nicht dazu gemacht, uneheliche Bälge aufzuziehen.“

„Das sagte sie dir in's Gesicht?“

„O nein; Franz, der Kutscher, hat es mir erzählt.“

„Und der?“

„Er bat mich zu gleicher Zeit um Erlaubniß, die drei Weibsbilder zum Hause hinaus werfen zu dürfen.“

„Die hätte ich ihm ertheilt.“

„Um noch mehr Skandal zu haben! Du wirst schon sehen, was die drei Weiberzungen von mir aussagen werden.“

„Ja, ja.“

„Die haben mein Verhältniß zu jener unglücklichen Person schon lange gewußt, oh! ganz genau gekannt. Glaube mir, Arthur, die werden mir einen schönen Namen machen. Und dagegen vermag kein ehrlicher Mann, keine Macht dieser Welt etwas.“

„Onkel Arthur!“ rief Anna, „schau dir unser Kind an. Papa hat es für uns zum Spielen mitgebracht; wenn es einmal schöne Kleider bekommt und brav ist, so wird es unser Schwesterchen; nicht wahr, Papa?“

„In deinem Hut und Mantel,“ sagte Oskar mit Kennermiene, „sieht es gerade aus, wie du, Anna.“

„Verlangen die Kinder zuweilen nach ihrer Mutter?“ fragte Arthur leise.

„Selten, eigentlich nie,“ erwiderte traurig der Bruder. „Es ist ihnen etwas ganz Gewöhnliches, daß sie sie nicht sehen.“

„Hast du draußen die Kisten gesehen und die Koffer, Onkel Arthur? Wir verreisen; ich weiß es ganz gewiß.“

„Ja, wir gehen,“ setzte Anna hinzu, „weit, weit fort.“

„Und haben heute Morgen schon eine Reise gemacht,“ sprach der Knabe. „Anna gehört die große Kiste, mir der Koffer; das sind zwei Kutschen, in denen wir schon weit weg gefahren sind. Ich war der Fuhrmann; wo hast du meine Peitsche gelassen?“ wandte er sich an die Schwester.

„Das geht nun seit gestern so fort,“ sagte leise und traurig der Vater; „die armen, armen Dinger! Schon als eingepackt wurde, brachten sie auch von ihren Kleidern und Wäsche herbei und wollten nicht begreifen, warum die Sachen von Mama allein in die Koffer gelegt würden.“

„Quäle dich doch nicht selbst mit diesen Gedanken,“ entgegnete Arthur. „Du bist weicher als die Kinder. Vor allen Dingen laß uns ruhig überlegen, was zu thun ist. Mama hat dir neue Dienstboten besorgt, nicht wahr?“

„Ja, sie kommen schon heute.“

„Nun denn, was denkst du mit dem Kinde da anzufangen?“

Der Doktor zuckte mit den Achseln. „Ich werde es in irgend eine ordentliche Anstalt thun,“ sagte er.

„Das ist nichts,“ erwiderte Arthur. „Hättest du es von seiner gestorbenen Mutter weg gleich in eine solche bringen lassen, so wäre es ganz gut gewesen. Aber jetzt, wo nun einmal die fatalen Gerede über dich in der Stadt gehen, würde das nur zu neuen

Klatschereien Stoff geben. — Das Kind muß verschwinden, man muß es zu stillen, verläßlichen Leuten thun, die es vertrauensvoll aufnehmen, die es gut behandeln und weiter nicht darüber sprechen."

„Solche Leute sind selten," meinte trübe lächelnd der Doktor. „Wüßtest du Jemand?"

„Allerdings sind sie selten," entgegnete der Maler und blickte nachdenkend zum Fenster hinaus; „sehr selten, aber es gibt noch gute, edle Herzen, die nach Kräften Gutes thun, ohne darüber zu sprechen, — edle Menschen, die ihren Nächsten lieben, namentlich wenn er in Noth ist."

„Die sind schwer zu finden und zu erkennen."

„Zu erkennen leicht, wenn man sie gefunden," sprach Arthur mit Wärme. „O, der Glanz ihres Auges sagt dir, daß das Herz gut und edel ist; ein offenes ehrliches Lächeln läßt dich auf den Grund ihrer Seele blicken, ein einziges Wort, mit dem süßen Klang ihrer Stimme gesprochen, läßt dich fühlen, daß es wahr und aufrichtig gemeint ist; an dem Hauch, der von einem solchen Wesen ausgeht, erkennst du, daß du es mit einem edlen reinen Geschöpfe zu thun hast."

„Arthur! Arthur!" sagte erstaunt der Bruder. „Du redest dich ordentlich in's Feuer, du schwärmst. Kennst du vielleicht ein solches Wesen? — Er stützte den Kopf in die Hand und blickte fragend in die Höhe. — „Ja," fuhr er nach einer Pause lächelnd fort, „du hast soeben ein Porträt skizzirt, und wenn es dem Originale wirklich ähnlich sieht, so möchte ich es wohl kennen."

„Du sollst es kennen," entgegnete Arthur mit weicher Stimme. „Das Original, das ich dir mit voller Wahrheit nicht zu schildern vermag, ist ein Mädchen, das ich liebe, und wie liebe, Eduard! das mein werden muß, und sollte ich Alles daran setzen, viel, viel darüber verlieren. — O, das wäre ein Verlust, bei dem ich tausendfach gewinnen müßte."

„Ja, verlierend zu gewinnen, sagte, glaube ich, ein gewisser Romeo bei einer ähnlichen Veranlassung," meinte der Doktor und betrachtete aufmerksam seinen Bruder.

Dieser that einen tiefen Athemzug, legte seine Hände auf die

Schultern Eduard's und sprach: „Gott sei Dank, die Schale, die mein Herz umgibt, zerspringt, dein Unglück, mein guter Bruder, hat mir den Muth gegeben, mit dir darüber zu sprechen."

„Ist es denn etwas so Schlimmes und Unbegreifliches?"

„Schlimm allerdings vor den Augen unserer Familie, und es wird der Welt auch sehr unbegreiflich erscheinen. Ich liebe ein Mädchen, jung, schön, reizend, wie man sich die Engel vorstellt, und dieses Mädchen will ich heirathen, obgleich sie keiner bekannten Familie angehört, obgleich ihr Vater ein armer Schriftsteller ist, sie selbst eine Tänzerin."

„Also ist die Geschichte doch wahr?" erwiderte der Doktor kopfnickend; „ich warf sie weit hinweg, als man mir davon sagte. Alfons zielte schon mehrmals darauf hin."

„Aber jetzt möchte ich dich fragen, lieber Eduard, ist denn das etwas so Schlimmes und Unbegreifliches?"

„Versteh' mich wohl, Arthur, ich werde ja mit tausend Freuden das Mädchen, das du dir auserwählt, als Schwägerin begrüßen; weiß ich doch leider am besten, daß es keine Versicherung für häusliches Glück ist, eine Tochter aus sogenannter untadelhafter, unbescholtener Bürgerfamilie zu heirathen. Habe ich das doch traurig erlebt! — Wenn das Mädchen nur keine Tänzerin wäre!"

„Man wird sich allerdings vor Allem daran stoßen; aber mir ist es vollkommen gleichgiltig."

„Du — das gibt fürchterliche Szenen mit Mama; wahrhaftig, Arthur, ich fürchte, das wird die alte Frau schwerlich überleben. Hast du dir auch die Sache gründlich überlegt?"

„Wenn ich ein ehrlicher Mensch bleiben will, kann ich nicht mehr zurück."

„Denk an unsere Verwandtschaft, an unsere hochnasigen Bekannten in hiesiger Stadt; sie werden deiner Frau ihre Thüre nicht öffnen."

„Die Hochmüthigen und Dummen allerdings nicht; aber was ist an denen gelegen? Man lernt auf solche Art seine Freunde kennen; — ich versichere dich, Eduard, das wäre mir eben interessant. Ich weiß wohl, daß sich manche Thüre vor uns ver-

schließen wird, aber das ist mir gerade recht. Leute von wirklich gutem Hause, an deren Namen nicht der geringste Makel klebt — vorausgesetzt, daß sie gescheidt sind und nicht an dünkelhaftem Hochmuth leiden — werden es mich nicht fühlen lassen, daß ich bei der Wahl meiner Gattin nach ihren Begriffen ein paar Stufen zu tief hinab stieg. Aber solches Volk von dunkler, zweifelhafter Herkunft, deren früheres Leben wie ein Sumpf ist, dessen schmutzige Fläche mächtige nachbarliche Schlingpflanzen mitleidig verdecken, — Menschen, die sich durch allerlei Kunstgriffe, durch rastlose Bemühungen selbst empor geschmeichelt, die kein gutes Gewissen haben und die es ungeheuer scheuen, von Herkunft und dergleichen zu reden, ja selbst daran erinnert zu werden, — die allerdings werden mit einer heiligen Scheu vor uns zurückprallen, werden mich aber zum größten Dank verpflichten, indem sie mir ihr Haus verschließen, und werden mir das Vergnügen machen, nie ihren unsaubern Fuß über meine reine Schwelle zu setzen."

„Brr!" machte der Doktor; „wenn das Mama's Busenfreundin, die Räthin Wasser, hörte. An die dachtest du doch?"

„Allerdings dachte ich an die kleine halbverwachsene, boshafte Person, aber solche Wasser gibt's noch viele; man könnte ein ganzes Meer daraus machen, einen Ozean der Dummheit und des Hochmuthes. — Aber Eduard, kann ich in der Angelegenheit auf dich rechnen?"

„Gern, wenn du mir nur sagst, auf welche Art ich dir dienen kann. Und jetzt mit Mama zu verhandeln, wäre für mich mißlich. Aber bei dem allgemeinen Sturme, der nothwendig erfolgen muß, will ich treu und fest an deiner Seite stehen."

„Schön! nur ist es mir unmöglich, gegen die Mama das erste Wort auszusprechen, und darin kannst du mir auf Umwegen einen Gefallen thun. Erzähle Alfons die ganze Geschichte, als habest du irgendwo gehört, ich hätte ein derartiges Verhältniß, ich hätte einer Tänzerin versprochen, sie zu heirathen, mache es so schlimm wie du willst, Alfons wird das Seinige noch dazu thun, und mir ist es dann leichter, die Sache in besserem Licht darzustellen als er."

„Recht gern; das wird mich wenig Mühe kosten. Da aber

das vorderhand im Reinen ist, so sage mir, ob du für das arme Kind da in der That ein Unterkommen bei guten Leuten weißt."

„Versteht sich," entgegnete Arthur, indem ein frohes Lächeln über seine Züge fuhr. „Clara wird sich ein Vergnügen daraus machen, die Kleine bei sich aufzunehmen."

„Clara?"

„Ja, Clara, meine Braut. Und du könntest mir den Gefallen thun, mich und das Kind in deinem Wagen dahin zu begleiten, dann kannst du zu gleicher Zeit die Bekanntschaft des Mädchens machen."

„Das will ich," erwiderte der Doktor. Er erhob sich aus seinem Lehnstuhl, ordnete seine Haare vor dem Spiegel und griff nach seinem Paletot und Hute, welche neben dem Fenster auf einem Stuhle lagen. — „Da habe ich aber ganz vergessen," sagte er verdrießlich, „daß ich eigentlich gar nicht von hier fort kann; oder glaubst du, ich könne meine beiden Kinder bei den rebellischen Weibsleuten hier im Hause allein lassen? Ich fürchte, sie gehen auf und davon oder bekümmern sich wenigstens nicht um die armen Kinder."

„Du hast nicht ganz Unrecht," meinte Arthur. „Doch will ich dir sagen: wir fahren nach unserem Hause und bitten Marianne, daß sie sogleich hieher gehe. Sie hatte sich ohnedies schon entschlossen, das Amt der Hausfrau zu übernehmen, bis deine neuen Leute da sind; vielleicht begegnen wir ihr unterwegs."

„So gehen wir. Doch will ich meine gnädige Frau von Bendel bestens und höflichst ersuchen, auf die Kinder Achtung zu geben."

„Ersuche sie bestens, aber nicht höflichst," ermahnte Arthur.

Der Doktor ging hinaus und kehrte gleich darauf mit der Kindsfrau zurück. Diese würdige Dame hatte die Nase sehr hoch erhoben und ein sehr moquanter Zug machte sich auf ihrem alten Gesichte bemerkbar; die Flügel und Spitzen ihrer Haube waren drohend emporgekehrt, und sie zog einher wie ein finsteres Gewitter, das jeden Augenblick bereit ist, sich mit Donner und Blitz zu entladen. Arthur sah sie fest an und lächelte so sanft als möglich, was sie einigermaßen aus der Fassung zu bringen schien.

„Sie werden auf meine Kinder Achtung geben, bis ich zurück komme," sagte der Doktor, „und werden nicht dulden, daß Köchin

oder Stubenmädchen das Haus verlassen. Auch — hier hustete er gelinde, — „wollen Sie dem kleinen Kinde da seinen Hut aufsetzen und das Tuch umbinden; dort liegt es."

Die Kindsfrau blickte angelegentlich zum Fenster hinaus, ohne dem gegebenen Befehl Folge zu leisten.

„Mir scheint," sagte Arthur, in dessen Gesichte die Röthe des Zorns aufstieg, „Madame Bendel leidet an Schwerhörigkeit. — Haben Sie meinen Bruder verstanden oder nicht?" sprach er darauf mit heftiger Stimme und trat dicht vor die Frau hin, die bei dem Tone, den sie nicht gewohnt war zu hören, zusammenschrak. — „Mein Bruder hat Ihnen befohlen, dieses Kind dort anzuziehen," fuhr der junge Mann fort, während er sie fest ansah. „Da wir nun Beide nicht Lust haben, lange zu warten, so leisten Sie diesem Befehle Folge, und das augenblicklich." — Er zeigte mit der Hand gebieterisch auf Hut und Tuch, und die erschreckte Frau nahm Beides und beeilte sich, das Kind fertig zu machen. Darauf nahm es der Maler bei der Hand.

Der Doktor ermahnte seine eigenen Kinder, artig zu sein, küßte sie heftig auf den Mund und stieg mit seinem Bruder kopfschüttelnd und lächelnd die Treppen hinab. Als sie in dem Wagen saßen, sagte er mit seiner sanften Stimme: „Höre, Arthur, du kannst heirathen, du hast eine gute Art, mit den Weibern umzugehen; ich glaube, du ließest dir von keiner etwas gefallen."

„Nicht einmal von meiner Frau," entgegnete ernst der Bruder. „Das ist das Kapitel, worüber wir schon oft zusammen sprachen, aber leider, leider! immer vergeblich; ohne Festigkeit geht's nun einmal nicht, namentlich bei dem herrschsüchtigen Charakter deiner Frau. Da du nicht im Stande warst, deinen Willen durchzusetzen, so hat sie dich zum Sklaven gemacht. — Aber jetzt bist du frei."

„Ach Gott, ja! — leider!" seufzte der Andere.

Arthur ließ den Wagen durch die enge Gasse nach dem elterlichen Hause fahren, und ihn hinten an der Thüre seiner Wohnung halten. Alfons controlirte von seinem Comptoirpulte aus die vordere Hausthüre und alle Eintretenden, er wäre ihnen auch augenblicklich in seine Wohnung gefolgt; doch wollten beide Brüder ihre

Schwester allein finden. Sie ließen das Kind im Wagen, stiegen auf der uns bekannten Wendeltreppe in den zweiten Stock hinauf und kamen dann über einen Korridor vor die Glasthüre an der Wohnung Mariannens.

Es war eben Besuch da gewesen; zwei Frauenzimmer stiegen die Haupttreppe hinab, und Arthur, der ihnen nachblickte, sah, daß sie freundlich zusammen sprachen und kicherten. Es war eine ältere Frau in sehr einfachem Anzuge, sie trug ein graues, wollenes Tuch und eine gewöhnliche Haube mit Lilabändern, etwas Halbtrauer; die andere war jünger und schien die Tochter zu sein; sie trug ein braunes Merinokleid und einen abgeschossenen Hut von schwarzer Seide; auch waren Beide, wie schon gesagt, heiteren Humors, und hatten keine Ahnung davon, daß sie beobachtet würden. Die Alte blieb auf der Ruhebank der Treppe stehen und sprach mit lustiger Stimme: „Das da oben ist eine brave, charmante Frau. Gott! wie dumm war ich, daß ich dies Haus nicht schon früher besucht; das müssen wir ausbeuten. Denk dir, Emilie, sie hat mir einen Dukaten gegeben, — einen ganzen Dukaten."

„Aber dafür war auch die alte Kommerzienräthin drunten desto knauseriger — einen halben Gulden! Pfui Teufel! die sollte sich schämen! Dreißig Kreuzer auf so schöne Empfehlungsbriefe von zwei Pfarrern und dem brillanten Zeugnisse vom verschämten Hausarmen-Verein. — Da hast du die Papiere, steck sie wieder ein!"

„Gib her!" sagte die würdige Mutter; „wo ist denn das Papier, worin ich sie gewickelt hatte? — Ah! ich ließ es droben auf dem Tische liegen; es ist nichts daran gelegen."

„Weißt du das auch genau?" fragte die vorsichtigere Tochter; „was war es für ein Papier?"

„Nun, es war das Papier, worin die Becker ihre Handschuhe gewickelt brachte, reines, weißes Papier."

„Nichts darauf geschrieben?"

„Ich glaube nicht. Und wenn auch, höchstens eine unschuldige Adresse."

Nach diesen Worten stiegen die Beiden die Treppen vollends hinab. Arthur hatte das Gesicht der Jüngeren genau beobachten

können; er mußte das schon irgendwo gesehen haben, und wenn ihm recht war, im Hause in der Balkengasse.

„So komm' doch!" rief jetzt der Doktor beinahe ungeduldig; er hatte schon die Glasthüre geöffnet; Arthur folgte ihm.

Sie traten in das Zimmer der Schwester und fanden Marianne am Fenster stehend; sie war vollständig angekleidet, in Hut und Shawl, zum Ausgehen fertig. Doch wandte sie den Kopf nicht herum, als die Brüder eintraten, ja nicht einmal, als Arthur sagte: „Wir sind es, Marianne."

Der Doktor trat zu ihr an's Fenster, faßte ihre herabhängende linke Hand und fragte: „Was hast du Schwester? Beim Himmel! du weinst ja. Geht dir denn mein Unglück so zu Herzen?"

„Gewiß, gewiß, Eduard!" rief die junge Frau, indem sie sich rasch umwandte, und, auf die Gefahr hin, ihren feinen Sammethut zu zerdrücken, den Kopf heftig auf die Schultern des Bruders legte. „Gewiß, gewiß, wir sind recht unglücklich."

Arthur trat kopfschüttelnd näher, ihm war das unbegreiflich; er war noch vor einer Stunde bei Marianne gewesen und da hatte sie ganz ruhig und gefaßt über Eduard mit ihm gesprochen; ja, sie hatte sogar gemeint, es sei doch am Ende ein rechtes Glück, daß diese ewigen Quälereien einmal aufhörten. Woher denn jetzt auf einmal diese Thränen? — „Marianne," sagte er nach einer längeren Pause, während welcher sie heftig weinte, „ich begreife dich in der That nicht. Sei offenherzig gegen uns; dir ist sonst etwas Unangenehmes begegnet. Gewiß, du bist ja ganz außer dir; sei ruhig, setze dich nieder und theile uns mit, was dich quält. Du lieber Gott, wir sind ja von der Natur angewiesen, uns gegenseitig zu vertrauen und zu trösten."

„Ja, ja," sprach seufzend der Doktor. Dann machte er die Hände der Schwester sanft von seinem Halse los und führte sie zu dem Sopha, wo sie sich niederließ und ihr Taschentuch vor das Gesicht drückte. Dabei entfiel ihrer Hand ein weißes Papier, welches auf den Boden niederflatterte. Arthur blickte darauf hin, und unwillkürlich kam ihm das Gespräch in den Sinn, welches die beiden Weiber auf der Treppe zusammen geführt. Er bückte sich,

um das Papier aufzuheben, doch als er sah, daß Marianne ebenfalls die Hand darnach ausstreckte, zog er sich diskret zurück.

„Nehm' es nur," sagte hierauf die junge Frau; „ich will gewiß vor euch keine Geheimnisse haben. Sieh die Aufschrift und betrachte sie genau; auch du, Eduard. — Wer hat das geschrieben?"

Ueber Arthur's Züge flog ein eigenthümliches Lächeln, als er das Papier einen Augenblick betrachtet und die Adresse gelesen hatte; doch reichte er es stillschweigend seinem Bruder, der augenblicklich ausrief: „Ah! das hat Alfons geschrieben; das ist die schöne, feste und sehr leserliche Schrift deines Mannes."

„Sie ist es," rief Marianne empört. „Lies laut, was er schreibt."

„Fräulein Marie U. Adresse Frau Wittwe Becker, am Kanal Nro. 20 hier," las Eduard mit großer Gewissenhaftigkeit laut und deutlich.

„Und wißt ihr auch, wer das ist: Fräulein Marie U.?"

„Nein," sagte der Doktor; wogegen Arthur stillschwieg.

„O, man soll mich nicht betrügen; hier ist das neue Adreßbuch; ich habe den Namen sogleich nachgeschlagen — seht ihr, da steht's: U. — Schreiner U. — Kaufmann U. — Metzger U. — Marie U., Ballettänzerin. — Eine Tänzerin! Schändlich! schändlich! eine Tänzerin!"

Der Doktor schielte aus seinen Augenwinkeln bedeutsam nach Arthur hin, zuckte alsdann mit den Achseln und dachte: so ein Adreßbuch ist doch eigentlich eine gefährliche Erfindung. Dann sagte er: „Nun ja, aber was soll das bedeuten?"

„Was das bedeuten soll?" rief heftig die junge Frau, — sie war aus dem Stadium der Wehmuth in das des Zornes übergegangen, und zerknitterte zitternd ihr Taschentuch in der Hand, — „ich will es euch sagen, ich, eine betrogene, vernachlässigte Frau, ich, die er beständig hofmeisterte, ich, die nichts von ihm hörte, als was der Anstand erheische, was die Schicklichkeit verlange, — ich, die in den lebenden Bildern nicht mitwirken sollte, weil das nicht passend sei, ich, die beständig gehütet wurde, wie ein kleines Kind, ich, die auf dem Balle mit einem Freund unseres Hauses nicht dreimal tanzen durfte, ich! — ich! — ich! von der man seinen

Reden nach hätte glauben können, ich trachte darnach, ein freies Leben zu führen, ja, eine leichtsinnige Frau zu sein, — ich — ich" — hier holte sie nach dem gewaltigen Zorneserguß tief Athem und fuhr dann schluchzend fort: — „ja, ich will es euch sagen: am Weihnachtsabend kaufte er Handschuhe." —

„Das ist wahr," bemerkte der Doktor, „ich war dabei."

„Du warst dabei?" fragte Marianne mißtrauisch.

„Nun ja, wir trafen uns zufällig im Laden; ich kaufte Einiges für meine Frau, und er, glaube ich, sprach von Handschuhen, die er gekauft für —"

„Für wen?" rief heftig die junge Frau.

„Nun, für dich," entgegnete ruhig der Doktor; „so sagte er wenigstens."

„Ah! für mich!" lachte Marianne krampfhaft hinaus. „Der Verräther! — Er kam also an jenem Abend nach Haus, die Taschen voll; ich ließ ihn natürlicher Weise auf seinem Zimmer machen, was er wollte, als ich aber zufällig an der Thüre vorbei ging, siegelte er ein Packetchen, welches in dieses Papier gepackt war. — Handschuhe für die Tänzerin Fräulein Marie U. — Oh! das ist himmelschreiend! — Für eine Tänzerin!"

„Nun, ob es eine Tänzerin war oder sonst Jemand," meinte begütigend der Doktor, „das ist am Ende gleichviel; das Faktum ist es, woran wir uns halten wollen."

„Und ich werde mich daran halten!" rief Marianne empört. „Jetzt gleich gehe ich zur Mama und sage ihr die ganze saubere Geschichte."

„Das wäre sehr unklug von dir," sprach Arthur. „Ueberhaupt was willst du?"

„Einen Heuchler entlarven."

„Zugestanden; aber das gelingt dir nicht durch Uebereilung; da mußt du der Sache genau auf den Grund gehen."

„Aber wie kann ich das, eine arme, wehrlose Frau?"

„Du nicht, aber wir; ich werde mich deiner Sache annehmen und schon dahinter kommen."

„Ah! so eine Tänzerin!"

„Ach! laß die armen Tänzerinnen aus dem Spiel," ent-

gegnete Arthur mit ernster Stimme; „wer weiß, ob das Mädchen den Herrn Alfons bis jetzt kennt und ob er überhaupt nicht vergebliche Versuche gemacht hat."

„Vergebliche Versuche bei einer Tänzerin!"

„Nicht wahr, du wärest beruhigter, wenn er die Handschuhe irgend einem hübschen Mädchen deiner Bekanntschaft geschickt hätte."

„Beruhigter nicht, aber es wäre doch nicht so sehr gegen allen Anstand."

„O weh!" seufzte der Doktor in sich hinein.

„Da könnte man freilich mit dem vornehmen Titel des Vaters die Geschichte zudecken," meinte Arthur trocken. „Wir kennen das. O Welt! o Welt!"

„Sei ruhig, Schwester!" sagte der Doktor; „nur keinen weiteren Skandal! Wir haben vorderhand genug in unserer Familie; laß uns Beide die Sache überlegen und im Nothfalle für dich handeln. Aber ein Dienst ist des andern werth; nicht wahr, du thust mir die Liebe und gehst zu meinen armen Kindern? Sie sind so verlassen bei meinen frechen Dienstboten."

„Mit tausend Freuden!" rief eifrig die junge Frau und zog ihren Shawl fest um die Schultern; „ich war auf dem Wege dahin, und jetzt könnte mir nichts Erwünschteres kommen; — ich bleibe vorderhand in deinem Hause," setzte sie nach einer Pause im Tone großer Entschlossenheit hinzu, „bei dir und deinen Kindern. Du kannst mir ein Zimmer geben; ich richte mich dort häuslich ein."

„Aber dein eigenes Hauswesen!" meinte der Doktor.

„Oh!" versetzte Marianne mit neu ausbrechenden Thränen: „Ich habe ja keine Kinder, die nach mir weinen."

„Und Alfons?" sagte Arthur.

„Er wird das freilich im höchsten Grade unanständig finden," rief Marianne heftig, „aber er soll mir kommen! ich will ihm schon sagen, was anständig und unanständig ist."

Damit war die Unterredung beendigt und alle Drei verließen das Zimmer. — Marianne stieg die Haupttreppe hinab; sie hatte alle Thränenspuren von ihrem Gesichte vertilgt und ging aufrechten Hauptes wie nie vorher.

„Du," sprach der Doktor zu seinem Bruder, als sie ihren Wagen wieder erreicht hatten, „da oben wird es changements des decorations geben. Es beginnt da ein lustiges Trauerspiel."

„Vielleicht kann's auch ein trauriges Lustspiel werden," meinte Arthur nachdenkend.

Und damit fuhren Beide nach der Balkengasse, um dort das Kind abzuliefern.

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Unter dem Podium.

Wenn bei einer Theatervorstellung das Ballet nicht selbstständig wirkt, sondern nur durch Tänze und Gruppirungen eine große Oper ausschmücken hilft, so geht es in den Garderoben viel ruhiger her, auch hat in diesem Falle der Theaterwagen und Schwindelmann nicht so viel zu thun als sonst. Die meisten Tänzerinnen, die vielleicht erst im dritten oder vierten Akt kommen, gehen zu Fuß nach dem Theater und tragen gewöhnlich selbst ihr Päckchen Wäsche, das heute, wo sie keine idealen Figuren darzustellen, sondern im Schleppkleide eine Menuette zu tanzen haben, nicht besonders groß ist. Andere, die einen komplizirteren Anzug haben, vielleicht am Schlusse, wenn es gerade eine Zauberoper ist, irgend etwas Feenhaftes hoch in den Wolken darstellen müssen, kommen freilich schon früher, aber da ihrer wenige sind, so bringen sie kein rechtes Leben in die weitläufigen Balletgarderobe-Zimmer.

Hier brennt denn auch nur spärliches Licht vor diesem oder jenem Tischchen; die Ankleiderinnen, die mit dem Wenigen bald fertig sind, fühlen sich gelangweilt und legen ihre Hände in den Schooß. Monsieur Fritz, der Friseur, lehnt gähnend an einem Spiegel und erzählt schreckliche Mord- oder Gespenstergeschichten, von denen er ein besonderer Freund ist.

Heute Abend wirkt das Ballet nur auf die eben angedeutete Art; es ist eine Feenoper, im ersten Akte erscheinen einige Elfen

und Geister, im dritten kommen einige Bauerntänze und am Ende des fünften ein Schlußtableau, wo die Fee Amorosa, die Beschützerin wahrer Liebe, in den Wolken erscheint, um das nach vielen Schwierigkeiten vereinigte Paar zu segnen.

In der Garderobe waren Mamsell Therese, Mamsell Clara, Mamsell Marie, noch drei Andere von der gleichen Altersklasse, sowie ein halbes Dutzend Ratten, welche Engel und dergleichen zu machen hatten. Die letzteren, in sehr safrangelben Tricots, mit weißen Florkleidern, goldenen Gürteln und himmelblauen Flügeln, versuchten ziemlich ungeschickt ihre Gruppirungen, purzelten dabei oft über einander hin, und hatten in ihrer Ungelenkigkeit viel mehr das Ansehen kleiner Kobolde, als Angehöriger der himmlischen Heerschaaren.

Therese stand vor ihrem Spiegel — eine junge Fee; das schöne Mädchen mit dem vollen Wuchs sah prächtig aus. Sie gefiel sich auch selbst, das sah man an der Art, wie sie ihre Hüften umspannte, den Kopf kokett zurückwarf und sich mit den blitzenden Augen fest ansah. Eine ihrer Kolleginnen, ein blasses schmächtiges Wesen im Kostüm einer Hofdame, saß vor ihr, fächelte sich mit ihrem Fächer und betrachtete hinter demselben hervor nicht ohne einen Anflug von Neid die schöne Tänzerin.

„Aber, Therese," sagte sie nach einer Pause, „wenn man dich so sieht, reizend, strahlend, da kann man es schwer glauben, daß du dies glänzende Leben verlassen willst, um dich als Hausfrau in eine stille Wohnung zurückzuziehen."

„Und doch ist es so, mein Schatz," erwiderte Therese; „ich bin fest entschlossen, mich zurückzuziehen, ich bin um meinen Abschied eingekommen."

„Bei der Intendanz?" fragte boshaft die Andere.

„Bei der Intendanz!" versetzte Therese, indem sie ihren Kopf noch stolzer in den Nacken warf. „Ich verstehe dich wohl, mein Kind," fuhr sie mitleidig fort; „was das Andere anbelangt, da gebe nur ich Abschiede, laß mich aber selbst nie verabschieden. So mußt du es auch machen, wenn du einen guten Rath von mir annehmen willst. Ich habe dies Leben satt, ich will mich verändern."

„So ist es also wirklich wahr?“ fragte lachend der Theaterfriseur, der herangeschlichen war. „Die schönen Tage von Aranjuez sind also wirklich vorüber? Ich hatte immer noch gehofft, Therese.“

„Auf was denn, Sie — Affe! Ich versichere Sie, Fritz, Sie allein können Einem das Leben hier unleidlich machen.“

„Ach, der glückliche Berger!“ erwiderte Friz seufzend.

„Haben Sie vielleicht die Ehre von ihm gekannt zu sein?“ fragte trotzig die Tänzerin.

„Ich kaufe meine Cigarren bei ihm, auch zuweilen Kaffee und Zucker.“

„So erhalten Sie uns auch ferner Ihre Kundschaft!“ lachte die Tänzerin spöttisch; und damit rauschte sie trällernd in das Nebenzimmer.

Hier befanden sich Clara und Marie in ihrer Ecke, und die erstere sprach mit ihrer guten und lieben Stimme, wie es schien, Worte des Trostes zu ihrer Kollegin. Wenn man aber das andere Mädchen sah, wie es heute da saß, ein Bild des Jammers und der Verzweiflung, so hätte das härteste Gemüth nicht umhin gekonnt, sich theilnehmend zu erkundigen, was ihr fehle. Ihr dunkles Haar hing aufgelöst über ihren Nacken und ihre Schultern bis auf ihren Schooß herab, so tief hatte sie den Kopf gesenkt. Dabei hielt sie die Hände gefaltet, und nur zuweilen zuckten diese zusammen, wenn nämlich von den heißen, schweren Thränentropfen, die unabläßig ihren Augen entquollen, auf ihre Finger niederfielen. Diesem Zucken folgte ein schwerer Seufzer, ein Stöhnen, und dann sank sie noch tiefer in sich zusammen.

„Es ist Zeit, liebe Marie,“ sagte Clara mit sanfter Stimme, „daß du dir dein Haar machen läßt. Richte den Kopf ein wenig auf, daß ich deinen Scheitel gerade herstelle. — O, hör' auf zu weinen; das thut mir in der Seele weh. — Oder sprich wenigstens zu mir. — Setzest du denn gar kein Vertrauen mehr in mich?“

„O doch! — o doch!“ brachte Marie mühsam hervor; „aber du würdest mich doch nicht verstehen. Gewiß, gute — gute Clara, du kannst mich nicht verstehen. Danke Gott, daß es dir unmöglich ist!“

„Ja, das begreife ich in der That nicht,“ erwiderte die Andere,

„denn wenn ich Kummer habe, so ist es mir eine Wohlthat, mein Herz gegen irgend Jemand ausschütten zu können.“

„Mir auch, mir auch,“ hauchte Marie. „Du weißt, Clara, daß ich bis jetzt kein Geheimniß vor dir hatte. Aber das kann ich dir nicht sagen.“

„So sprich mit Therese,“ erwiderte Clara zögernd; „da kommt sie eben. Du hast etwas auf dem Herzen, das du los werden mußt. Sie wird dir auch dein Haar gern machen; ich gehe in's andere Zimmer.“

Marie gab keine Antwort, doch nickte sie mit dem Kopfe, hob ihn dann rasch empor, und als sie Therese bemerkte, die in die Thüre trat, preßte sie, heftiger weinend, ihre Hände vor das Gesicht.

— „So — so — so sieht's hier aus?“ sagte die Eingetretene, indem sie ihre rechte Hand in die Seite stemmte und mehrmals mit dem Kopfe nickte. „Ist endlich da was vorgefallen? Nun ja, es wundert mich nicht.“

Die Angeredete blickte scheu um sich, und als sie bemerkte, daß Clara fort gegangen war, sprang sie hastig in die Höhe, ergriff die Hand der andern Tänzerin und sagte: „Therese, ich bin verloren!“

„Nun, so schlimm wird's gerade noch nicht sein,“ entgegnete diese. „Fasse dich nur um Gotteswillen, höre auf zu weinen! da drüben die Garderobière und der naseweise Fritz haben schon aus der Ecke herübergeschielt. Muß denn alle Welt wissen, daß dir ein Unglück passirt ist? Setz' dich ruhig hin und lasse dir dein Haar aufstecken; währenddem kannst du mir erzählen, was du auf dem Herzen hast. Aber ohne Vorreden, bitte ich; ich kann mir ja doch denken, um was es sich handelt.“

„Ja, du weißt es,“ erwiderte Marie, nachdem sie sich auf ihren Stuhl wieder niedergelassen, „die gräßliche Geschichte, von der ich dir schon gesprochen.“

„Halte deinen Kopf still und dann laß mich hören.“

„Meine Tante sprach mir also mehrmal und immer dringender von ihm.“

„Von dem Heuchler auf der zweiten Gallerie?“

„Natürlicherweise wollte ich sie nicht verstehen, bis sie endlich zornig wurde und sich ganz deutlich erklärte. Ich sollte verkauft werden oder war es schon; wie flehte ich sie an, mich in Frieden zu lassen, wie stellte ich ihr das Unglück vor, das über mich hereinbrechen würde! — Sie lachte mich aus, als ich ihr von Richard und von meiner Liebe zu ihm sprach. Das wären Kindereien, sagte sie, und ich solle mir nicht einbilden, daß sie mich als hilfloses Kind aufgenommen, daß sie mich erzogen und gebildet habe, um am Ende die Frau eines Zimmermanns zu werden. Das sei schwarzer Undank, und wenn ich so dumm sei, mich zu meinem Glücke zwingen zu lassen, so wolle sie das gern thun; sie müsse ernten, wo sie gesät. Ein paar Mal kam er auch, versteht sich verstohlen in der Dämmerung, er brachte bald Dies, bald Das, er sagte mir alle möglichen Artigkeiten, und ich mußte ruhig sitzen und Das mit anhören. Meine Tante ging ab und zu, blieb auch eine Zeit lang absichtlich fort, doch merkte er alsdann so gut meinen Abscheu gegen ihn, daß er es nicht wagte, mir nahe zu kommen, ja, er empfahl sich meistens bald und ging fort. — Am Weihnachtsabend wollte er mir bescheeren, doch setzte ich es durch, daß er nicht kommen durfte; Handschuhe aber, die er geschickt, mußte ich annehmen."

„Weiter! weiter!" sagte Therese. „Erzähle kürzer. Du lieber Himmel! Diese Einzelnheiten kennen wir ja."

„Gestern Nachmittag," fuhr Marie mit leiser Stimme fort, „ging meine Tante aus, wie sie es oft zu machen pflegt; ich war ganz allein in der Stube, fast allein in dem großen Gebäude, denn du weißt, daß da blos Leute wohnen, die bei Tage ihren Geschäften nachgehen und nur Abends nach Hause kommen. — Da kam er. — O mein Gott; Therese!" Von Neuem begrub sie ihr Gesicht in den Händen und weinte so heftig, daß die andere Tänzerin achselzuckend die schwere Flechte losließ, welche sie ihr eben um das Haupt schlingen wollte.

„Nun ja," sagte diese hierauf, „er kam, er war zudringlich, du wehrtest dich?"

„Gewiß, gewiß, lange — lange."

„Und —?“

„Und —? O ich hatte Kraft wie ein Mann, ich machte mich los, so oft er mich an sich riß. — Aber —“

„Riefst du um Hilfe?“

„Was konnte es mich nützen? Ich dachte, es könne mich Niemand hören. — — Endlich aber kam doch Hilfe, aber die Hilfe wird mich in's Verderben bringen.“

„Richard kam?“ rief Therese erschrocken.

„Nein — Schwindelmann. Er wollte die Vorstellung für heute ansagen.“

„Und da warst du gerettet. — Nicht!“

„Ich weiß es nicht,“ sagte das arme Mädchen, indem sie den Kopf abermals tief auf die Brust herabsinken ließ. — „Verloren bin ich so wie so. Freilich ließ er augenblicklich von mir, als Schwindelmann eintrat, und empfahl sich mit abgewandtem Gesicht; er wollte nicht erkannt sein.“

„Der Schuft!“

„Schwindelmann aber blieb ganz entsetzt an der Thüre stehen, stotterte seinen Auftrag her und sagte dann mit betrübter Stimme: O Mamsell Marie, das hätte ich nimmer geglaubt!“

„Weiß er vielleicht um dein Verhältniß zu Richard?“ fragte eifrig Therese.

„O nein, gewiß nicht; aber — verzeih mir, Therese, daß ich das sage, — du weißt, Schwindelmann hat mich immer ausgezeichnet, Clara und mich, weil — weil — aber du nimmst es nicht übel, Therese, weil wir Beide brav wären und keine Verhältnisse hätten. Uns müsse es gut gehen, meinte er.“

„Nun ja, da mußt du ihn über die Geschichte aufklären, und das bald.“

„Er sieht mich gar nicht mehr an,“ erwiderte das weinende Mädchen; „er zuckt die Achseln und geht mir aus dem Wege. Denk dir, Therese, wie schrecklich! Das werden die Anderen merken; sie werden die Köpfe zusammenstecken und über mich lachen; Richard wird's erfahren — o du mein Gott! Und er hat mir tausendmal gesagt: weißt du, Marie, so lange du unbescholten dastehst und

kein ehrlicher Mann dir was nachsagen kann, bist du mein und ich dein mit Leib und Seele; aber nimm du dich doppelt in Acht."

„Du hättest ihm von der Geschichte sagen sollen," meinte Therese; „das ist eigentlich schlimm."

„Nicht wahr, o wie oft wollte ich es thun, aber ich fürchtete mich vor meiner Tante und vor Richard. Hilf mir, liebe Therese, rathe mir!"

„Das will ich gerne thun, doch vor allen Dingen muß ich mir den Schwindelmann vornehmen. Aber ich kenne ihn wohl: wenn er gegen Eine was Besonderes hat, so läßt er sich den ganzen Abend nicht sehen. Doch wenn wir fertig sind, entgeht er mir nicht; ich lasse mich zuletzt nach Haus fahren und da will ich ihm schon Vernunft predigen."

Unterdessen war Clara wieder in das Zimmer getreten, sie wollte Marie ermahnen, daß es Zeit sei, sich anzuziehen, auch dachte sie wohl, die Unterredung könnte zu Ende sein. Therese hatte gerade die Frisur beendigt, befestigte rechts und links in dem dunkeln Haar eine brennend rothe Granatblüthe und sagte: „So, nun zieh dein Kleid an, dann bist du fertig."

„Das ist sehr schön geworden," meinte Clara, die nun näher trat. — „Ich habe dich vorhin nur flüchtig gesehen," wandte sie sich an Therese; „darf ich gratuliren? du wirst ja nächstens heirathen?"

„So ist es, mein Kind," entgegnete das schöne Mädchen; „nur weiß ich nicht, ob das gerade eine Gratulation verdient. Vielleicht komme ich aus dem Regen in die Traufe."

„Du machst aber eine gute Partie, was mich herzlich freut. Herr Berger ist wohlhabend und hat ein schönes Geschäft."

Eine blasse Tänzerin, die auch hinzugetreten war, warf etwas spöttisch dazwischen: „Herr Berger gilt für einen bedeutenden Mann, er ist sogar Armenpfleger."

Therese wandte sich bei diesen Worten rasch herum, betrachtete die Kollegin von oben bis unten und antwortete: „Ja, er ist auch Armenpfleger; das kann dir vielleicht später noch einmal zu gut kommen, mein Schatz."

„Gewiß, ich gratulire herzlich," wiederholte Clara begütigend; „das ist schnell gekommen."

„Schnell und langsam, wie man will," erwiderte Therese, indem sie ihre rechte Fußspitze weit ausstreckte und damit allerlei Figuren auf dem Boden beschrieb. „Er macht mir schon seit mehreren Jahren die Cour und ließ nicht von mir ab, obgleich ich ihm offenherzig erklärte, ich habe andere Verbindungen und keine Lust, diese sogleich fallen zu lassen; er wollte mich trotz allem Dem schon früher heirathen, aber ich mochte nicht."

„So denken gewiß Wenige," sagte Clara einigermaßen zerstreut.

„O gewiß, sehr, sehr Wenige," meinte seufzend Marie.

„Ich habe ihm immer davon abgerathen, mich zu heirathen," fuhr leichtsinnig die andere Tänzerin fort; „er ist um Vieles älter als ich, ich habe meine Launen und ich glaube nicht, daß er wohl daran thut, mich zur Frau zu nehmen."

„Aber warum hast du jetzt deinen Entschluß geändert?" fragte Clara.

„Das will ich dir sagen, mein Schatz. Ich habe mich lange genug und oft den Launen Anderer gefügt, und mich namentlich hier in diesem Hause kommandiren und hudeln lassen — ein wahres Sklavenleben geführt. Jetzt will ich 'mal befehlen und will sehen, wie es schmeckt, wenn man mir gehorchen muß; ich will das Regiment im Hause führen; wenn ich sage: Augen rechts, so soll er rechts sehen, wenn ich sage: Augen links, so soll er nach links schauen und nicht zucken, bis ich ihm wieder erlaube, geradeaus zu blicken; das muß recht angenehm sein, und darauf freue ich mich, das ist Alles, und deßhalb will ich mich denn gnädigst herablassen, den Herrn Berger zu meinem Leibsklaven zu ernennen."

„Und die hält Wort," flüsterte die Hofdame von vorhin hinter ihrem Fächer Clara zu.

Marie war unterdessen vollständig angezogen, und als die bewußte Klingel ertönte, schritt Therese stolz zur Garderobe hinaus, gefolgt von ihren bescheidenen Kolleginnen.

Die Ouverture sollte anfangen und die Tänzerin ging über die halb dunkle Bühne nach dem Hintergrunde, wo in der ersten Scene

in der Oper ihr Platz war. Doch blickte sie scharf nach allen Seiten, um Schwindelmann zu sehen. Aber Schwindelmann ließ sich nicht erblicken; er stand wahrscheinlich am großen Portal-Vorhang.

Nachdem die Ouverture und die erste Scene glücklich vorüber war, wobei der Himmel in unbeschreiblicher Klarheit gestrahlt, wobei die Gruppe von den Tänzerinnen sehr schön ausgeführt worden war, wobei aber leider die himmelblaue Brillantbeleuchtung dem Teint der Seligen einigermaßen Schaden that und sie sämmtlich sehr bleichsüchtig aussehen ließ, wechselte unter majestätischem Donner, der übrigens etwas zu lange andauerte, die Dekoration. Da diese nun den ganzen Akt durch stehen blieb, so wurde es bald wieder hinter der achten Coulisse lebendig, und die Betheiligten des Lever, welches Herr Hammer dort zu halten pflegte, schlichen von allen Seiten herbei.

Herr Hammer saß auf einem hölzernen Felsstück und drehte nachdenkend seine Schnupftabaksdose in der Hand herum; Herr Wander stand vor ihm, aber diesmal ohne Spritze, auch hatte er den Hut auf dem Kopfe und hielt beide Hände auf dem Rücken.

„Ja—a— ja—a," sagte der erste Maschinist; „ich versichere Euch, Wander, Ihr habt Euch vorgestern nicht schlecht gemacht — Anstand; ich sage es immer: die alte Schule verleugnet sich nicht."

Herr Wander lächelte geschmeichelt.

„Daß ich das versäumt habe," mischte sich Schwindelmann in's Gespräch, „das kann ich mir in meinem ganzen Leben nicht verzeihen. Aber wie kam es denn eigentlich, daß Ihr hier auf der königlichen Bühne aufgetreten seid? Das hättet Ihr Euch niemals träumen lassen."

„Nein!" lachte Wander mit ganz breitem Maul. „Nun, wie kam es? Fra Diavolo sollte im ersten Akte herauskommen, da fehlt auf einmal der Chorist, der ihm den Mantel nachtragen soll. Alle Teufel! die Verlegenheit! Der Herr Intendant stand zufällig dabei und sagten: wen nehmen wir gleich? Sein Blick fiel auf mich, — Wander, sagte er da, Sie sind ein alter, routinirter Schauspieler, setzen Sie einen dreieckigen Hut auf und tragen Sie dem Fra Diavolo seinen Mantel nach. Sie werden das ohne Probe

können. — Und ob ich es ohne Probe konnte! Man hat unten im Hause gezischelt, o, ich vernahm es wohl, es war gerade, als hörte ich meinen Namen aussprechen. — Das ist Wander! — Wander tritt wieder auf. — Aber nein, ihr Herren da unten, das ist Täuschung: Wander tritt nicht mehr auf. Aber es freut mich doch, daß ich meine letzte Rolle auf dem königlichen Hoftheater spielen durfte. Wer könnte es mir verwehren, wenn ich zum Beispiel von mir sagen wollte: — nahm auf der königlichen Hofbühne zu Z. in Fra Diavolo von dem Publikum Abschied."

„Niemand!" lachte Richard, der hinzugetreten war, „Ihr kämt dann höchstens in den Verdacht, als habt Ihr den Fra Diavalo gesungen."

„Wer war denn vorhin an der Donnermaschine?" fragte der Inspizient, der mit seinem Buch aus dem Hintergrunde hervortrat, in sehr ernstem Tone. „Habe ich denn nicht gestern die Geschichte bis zum Ekel einstudirt? Und der letzte schlug sogar vor dem Blitze ein; das ist doch unerhört. Wer war's?"

„Ich," sagte Schwindelmann, „und begreife das nicht, ich donnere fast das ganze Jahr und nehme mich ungeheuer in Acht."

„Ich pfeife Ihnen in Ihre Donner vom ganzen Jahr," entgegnete würdevoll der Inspizient, „den heutigen hätten Sie mir gut machen sollen. Auf den Blitz hätten Sie mir Achtung geben sollen; wer hat denn je gesehen, daß es zuerst donnert und dann blitzt."

„Das habe ich oft gesehen," erscholl die sanfte Stimme Schellingers, der zusammengekauert hinter dem ersten Maschinisten saß. „Im Himmel, wo man nahe dabei ist, thut's gar nicht anders."

„Und Sie waren wohl schon oft im Himmel," fragte der Beamte in wegwerfendem Tone.

„Nicht oft," entgegnete ruhig der Schneider, „aber einmal doch, als ich mit dem großen Luftballon aufstieg."

„Ah was! dumme Possen!" meinte der Beamte, indem er hinweg ging.

„Das ist doch so klar wie Tinte," fuhr der Garderobe-Gehilfe fort; „hier sind wir unter dem Gewitter, da leuchtet's und dann

kracht's, wenn wir uns aber darüber befinden, hören wir es natürlicherweise umgekehrt, zuerst Donner und dann Blitz. Dazu braucht man nicht Inspizient zu sein, um das zu begreifen."

„Und stiegst du damals hoch hinauf, Schellinger?" fragte Richard.

„Wir haben es nicht ganz genau messen können, denn die Schnur, die wir mit hinauf nahmen, reichte lange nicht aus."

„Aber wie hoch kamt Ihr denn eigentlich?"

„Ich glaube, wir kamen bis in den vierten Himmel," sagte der Schneider. „Ihr wißt doch, daß es deren sieben gibt."

„Ja, ja," sprach Schwindelmann nachdenkend, „man sagt zuweilen, man sei bis in den siebenten Himmel verzückt."

„Bis dahin kamen wir nicht," fuhr Herr Schellinger fort.

„Und wie waren die Himmel beschaffen?" fragte Richard lachend.

„In dem untersten war es feucht und kalt, das ist der Regen- und Schneehimmel, im zweiten wurde es schwül, da hält sich der Donner und Blitz auf; im dritten dagegen ist es heiß, das ist der Sonnenhimmel; und im vierten fangen die Engel an."

„Hast du welche gesehen, Schellinger?"

„Nicht deutlich, es schimmerte nur gelb, grün, blau und roth, auch waren wir nur in der untersten Kammer, wo die Regenbogen aufbewahrt liegen. — Aber pfeifen habe ich die Engel gehört."

„O, das hörte ich auch schon," meinte Richard lachend, „als ich noch beim Militär war und im Arrest saß."

„Apropos, Schellinger," sprach Herr Hammer nach einer Pause, „werden die Kostüme zum neuen Stück fertig? Ihr habt viel daran zu thun."

„Ich sage Euch," nahm Schwindelmann das Wort, „das gibt eine Pracht. Die Offiziers-Uniformen strotzen von goldenen und silbernen Tressen. Das ist doch überladen."

„Nein, es ist nicht überladen," sagte Schellinger in bestimmtem Tone. „Jetzt macht man freilich keinen Aufwand mehr mit so etwas; aber als ich noch Regimentsschneider in Berlin war unter dem alten Fritz, da hättet ihr andere Dinge sehen können. Ist doch eines Tages der Tambour-Major von den Grenadieren desertirt, der hatte für zwanzigtausend Thaler silberne Tressen an sich!"

„Schellinger! Schellinger!“ sagte ernst Herr Hammer, „daß Ihr Euch das Lügen nicht abgewöhnen könnt. — Die Tambour-Majors sind allerdings sehr reich angezogen, aber sie zeichnen sich hauptsächlich durch ihre Größe aus; da war keiner, welcher nicht seine acht Fuß maß.“

„O Herr Hammer!“ erwiderte der Garderobe-Gehilfe; „so groß habe ich noch keinen gesehen!“

„Nicht einmal unter dem alten Fritz!“ lachte Richard.

„Na, laß nur gut sein,“ fuhr Herr Hammer fort, indem er eine Prise nahm, „wenn wir uns mit dem Schellinger abgeben, so werden wir in alle Ewigkeit nicht fertig. Und heute gilt's Aufpassen. Der erste Akt thut sich noch, aber in den andern kommt eine Verwandlung über die andere. Ist die Flugmaschine zum Schluß recht in Ordnung, Richard?“

„Das will ich meinen,“ entgegnete dieser schmunzelnd. „Die habe ich heute Nachmittag ein paar Stunden lang probirt; das geht wie geschmiert.“

„Und wer nimmt das große Tau in die Hand, welches die oberste Geschichte hält? Daran ist viel gelegen; denn wenn man das einen Zoll fahren ließe, so schlägt uns die ganze Geschichte zusammen; und dann gute Nacht, wer darauf steht.“

„Seid unbesorgt,“ erwiderte der junge Zimmermann, „das nehm' ich selbst in die Hand, und wenn ich es einmal gepackt habe, da könnt ihr meinetwegen das ganze Ballet darauf stellen.“

„Die armen Tänzerinnen müssen doch rechten Muth haben,“ sagte Herr Wander; „es ist kein Spaß, an so ein paar elenden Drähten zu hängen oder an einem einzigen Tau, und da hinab zu sehen ein paar Stockwerke tief unter das Podium.“

„Die Gewohnheit thut's,“ versetzte der erste Maschinist.

„Ja, die Gewohnheit thut viel,“ meinte Herr Schellinger; „ich weiß das von der Zeit her, wo ich noch öfters auf die Gemsenjagd ging. Da sind wir Tage lang an Felsen herumgeklettert, die so scharfkantig waren, daß sie einem die Schuhsohlen durchschnitten, rechts ein Abgrund von tausend Fuß und links einer von zweitausend!“

„Dann konntet Ihr ja gar nicht mehr gehen, Schellinger!"

„O doch! diese Schnitte waren gerade unser Glück, denn sie hielten uns an dem Felsen fest. Habt Ihr nie gehört, daß sich die Gemsjäger in die Füße schneiden, wenn sie nicht mehr vorwärts können, und daß das Blut dann am Felsen festklebt und sie hält? Das war auch unser Glück."

„Ja—a, ja—a, Schellinger," sprach Herr Hammer ruhig, indem er aufstand, „Ihr habt in Eurem Leben gewiß manchen Bock geschossen. — Aber geht an eure Plätze, sie sind draußen an der letzten Scene; wir werden gleich Aktus haben."

Beim zweiten und dritten Akt war der Platz hinter der achten Coulisse von Niemand besucht; es war, wie der erste Maschinist vorhin gesagt, draußen eine Verwandlung um die andere, viel Donner und Blitz, Wasserfälle, die beständig gedreht werden mußten, und wogende Meere, wo Alles, was disponibel war, unter der großen, gleich Wasser gemalten Leinwand saß, und wie Frösche auf- und abhüpfte, um die wogende See schön und täuschend darzustellen.

Therese hatte oft nach Schwindelmann gesehen, aber sie wußte nicht, ging er ihr aus dem Wege oder war es Zufall, daß er, so oft sie ihn traf, bei den Zimmerleuten stand, oder so beschäftigt war, daß sie ihn nichts fragen konnte.

Marie saß trotz dem Vorgefallenen in unerklärlicher Angst in der Garderobe und scheute sich, Richard unter die Augen zu treten, sie wußte selbst nicht, warum. Nur einmal am heutigen Abend hatte sie ihm gezwungen zugelächelt, und das war nach dem ersten Akt, als er ihr mit einem herzlichen Händedruck von der Flugmaschine herunter geholfen und dabei gesagt hatte: „Aber Marie, heute Abend hast du prächtig ausgesehen; wenn wir einmal verheirathet sind, so mußt du mir zu Liebe das Haar auch einmal so machen. Für die Granatblüthen will ich schon sorgen!"

Der letzte Akt kam; die ersten Scenen spielten in einer kurzen Dekoration, um hinten Platz für das große Flugwerk zu gewinnen; die Ratten wurden dort eben aufgestellt und streckten krampfhaft ihre kleinen dünnen Beine heraus, um ihre Engelsfiguren recht

graziös zu machen; die Tänzerinnen standen in den Coulissen; hier plauderten ein paar zusammen, dort wurde noch eine Schleife aufgesteckt, und im Hintergrunde probirte der dürre erste Tänzer mit einigen ein paar Battements.

Auch das Podium war geöffnet, um die große Flugmaschine hinauf zu lassen und wir ersuchen den geneigten Leser, einen Blick dort hinab zu werfen. Es ist dies ein spärlich erhellter Raum unter der Bühne, voller Schnüre, Seile, Leitern, Treppen, Coulissenfüßen, Versenkungs-Apparaten und sonstigen Gegenständen. Hier ist für alle Schauerstücke und Feenopern ein wichtiger Platz, denn von hier aus erschallen die unterirdischen und Geisterstimmen, heulen die Winde aus den tiefen Schluchten hervor; von hier züngeln die Flammen aus dem Erdboden, wenn irgend ein finsteres Gespenst über die Oberfläche dahin schreitet, und von hier steigen Engel und Teufel auf.

Bei gewöhnlichen Vorstellungen ist es da sehr dunkel, nur ein paar trübe Laternen leuchten spärlich in dem weiten Raume; bei der heutigen Oper aber, wo alle Freuden des Himmels, alle Schrecknisse der Hölle losgelassen waren, brannte so viel Licht, um die Gegenstände rings herum nothdürftig erkennen zu können; auch war die größte Versenkung oben offen, und eine starke Helle fiel von da herein.

Richard stand drunten mit seinem Tau, und Schwindelmann, der gerade nichts zu thun hatte, saß neben ihm auf einer der Treppen. Das Theater verwandelte sich in die Schlußdekoration, und droben, von vier Mann getrieben, setzte sich die große Flugmaschine in Bewegung. Sie brachte den ganzen Himmel an's Tageslicht, aus dem nun am Ende Fee Amorosa, die Beschützerin der wahren Liebe, auf einer Wolke noch einige zwanzig Fuß höher stieg. Vorher aber kamen noch ein paar lange Scenen, und als droben zur Einleitung in diese eine sanfte Sphären-Musik erklang, zog Schwindelmann drunten seine Schnupftabaksdose hervor, und bot auch Richard eine Prise an, der sie lachend nahm und sagte: „Jetzt kann ich noch meine Hand zu etwas gebrauchen, wenn ich aber nachher die Fee in ihrem Himmel droben festhalten muß, da brauche

ich beide Hände und einen Theil meiner ganzen Kraft. — Hier aus dem dunklen Raume hinauf gesehen," fuhr er nach einer Pause fort, „schauen die Mädchen wahrhaftig wunderschön aus. Sieh' dir die Therese an, wie sich die prächtig ausnimmt!"

„Gott! das haben wir ja schon tausendmal gesehen," entgegnete Schwindelmann mürrisch. „Und dann steckt ja nichts dahinter; wer sie so wie ich von Hause abholen muß oder nachher in den Wagen hineinschieben, für den geht alle Täuschung verloren."

„Na, Schwindelmann," meinte Richard, „du bist ein alter, leichtsinniger Kerl; für dich ist das doch angenehm."

„Weiß Gott im Himmel," entgegnete ernst der Theaterdiener, „die meisten waren mir von jeher gleichgiltig und werden es immer mehr. Weißt du, wer sie so wie ich auch in ihrem Leben zu Haus genau kennt, dem thut es weh, wenn er so sehen muß, wie jetzt bald die, bald jene dumme Streiche macht. Anfänglich kommen sie mit den besten Vorsätzen hieher; sie sind brav und wollen es bleiben, sie wehren sich auch, so lange sie können, aber du lieber Himmel! die Verführung ist zu groß. Ich habe ja gewiß Mitleiden mit den armen Geschöpfen. Weißt du, Richard: hier in Sammet und Seide, Pracht und Glanz, — zu Haus Elend und Noth; hier stehen sie von den reichen Gastereien hungrig auf, um zu Haus auch nicht viel mehr zu finden, als Kartoffeln und trockenes Brod. Da kommen dann Anträge und Versprechungen für eine glänzende Zukunft, da wird dann endlich Leib und Seele verkauft — 's ist ein Jammer."

Richard blickte nachdenkend in die Höhe, und der Glanz droben, die Seide, das Gold, die falschen Brillanten, die rothen Wangen und blitzenden Augen erschienen ihm minder blendend.

„Ja, es ist ein Jammer," fuhr Schwindelmann fort, indem er heftig auf den Deckel seiner Dose klopfte. „Und man kann es ihnen nicht einmal übel nehmen; wenn angesehene Bürgerstöchter, überhaupt wohlhabende Mädchen tugendhaft bleiben, das sollte sich am Ende von selbst verstehen. Darnach drehe ich keine Hand herum, aber die da oben — nun, Richard, wehe thut es mir doch, wenn ich es so erlebe, wie eine nach der andern abfällt."

„Na, Schwindelmann, du übertreibst," sagte Richard, „du könntest mir ganz Angst machen. Es sind doch Manche darunter, die sehr ordentlich sind."

„Ja, es hat noch welche; sonst wäre es aber auch zu schlimm."

„Denk nur an deine beiden Schätze," fuhr Richard lachend fort, „die Clara und die Marie, — gelt, alter Kerl, für die Beiden gehst du durch's Feuer."

Schwindelmann machte ein Gesicht, als habe er eine saure Pflaume gegessen.

„Richard!" rief Herr Hammer durch das Sprachrohr hinab, „die obere Flugmaschine wird gleich in Bewegung gesetzt. Fasse das Tau an; wenn ich dir zurufe, so wickelst du es um und hältst es fest! Die an der Winde verlassen sich auf dich. Laß mir keinen Achtelszoll fahren!"

„Kein Haar breit!" rief Richard lustig. „Jetzt paß' auf, Schwindelmann! Siehst du deinen Schatz, schau, wie die Marie schön aussieht!"

„Auch die mag ich gar nicht mehr ansehen," erwiderte der Theaterdiener verdrießlich, indem er den Kopf wegwandte.

„Was hast du gesagt?" meinte Richard und fuhr erschreckt herum. — „Hast du von der Marie nicht gesagt, auch die möchtest du gar nicht mehr ansehen?"

„Ja, das habe ich gesagt," versetzte Schwindelmann. „Aber was kümmerst du dich darum? Dich interessirt's ja doch wohl nicht, was die Mädel zu Haus treiben."

Der junge Hammer war in diesem Augenblicke schlau genug, diese Frage des Theaterdieners eifrig zu verneinen. Er dachte sich: da ist vielleicht etwas vorgefallen; sage ich aber, daß mich die Marie interessirt, so schweigt der vorsichtige Kerl, der Schwindelmann. „Eigentlich geht's mich nichts an," versetzte er deßhalb, „und ich habe nur gefragt, weil man der Marie durchaus nichts Schlimmes nachsagen konnte, auch nicht das Geringste; das mußt du zugeben, Schwindelmann."

„Ich habe das bis jetzt nicht nur immer zugegeben," erwidert der Theaterdiener, „sondern auch eifrig verfochten."

Diese Worte bis jetzt — drangen wie ein Dolchstich in die Brust des jungen Zimmermanns; er zitterte heftig, ja, es wurde ihm schwarz vor den Augen. Mühsam Athem holend sagte er: „Bis jetzt, Schwindelmann — was soll das heißen: bis jetzt?"

„Ich weiß nicht," erwiderte dieser trotzig.

„Ist das auch recht," meinte mühsam lachend Richard; „ein alter Freund wie du macht einen da neugierig und will dann 's Maul halten? — Pfui, Schwindelmann! Das thun nur die alten Weiber. — Also, was wolltest du sagen mit dem bis jetzt? Ich verstehe es nicht."

„Nun denn, bis gestern, wenn dir das deutlicher ist," sprach erbost Schwindelmann, und nachdem er einen Augenblick hinauf geschaut in die schönen Züge der Tänzerin, fuhr er fort: „Sieht das Mädel unschuldig aus!"

„Ah! — Bis gestern, Schwindelmann!"

„Nichts, nichts! Es ist unrecht von mir, daß ich hier ein solches Gewäsch halte. Was geht's mich, was geht's dich an?"

Dem Zimmermann war es kaum möglich, den Athem in seine Brust zu ziehen. Er fuhr mit der rechten Hand an die Stirne, und in seiner heftigen Art überlegte er, ob es nicht vielleicht besser sei, seinen alten Freund Schwindelmann am Halse zu nehmen und ihn so lange zu schütteln, bis er ihm sage, was er wisse. — Wer weiß auch was geschehen wäre, wenn nicht in diesem Augenblicke die Stimme des ersten Maschinisten herabgerufen hätte: „Aufgepaßt da unten und angefaßt! Und so wie ich wieder rufe — das Seil fest umgeschlungen!"

Droben flammten zugleich die bengalischen Feuer in rother Gluth und warfen einen glänzenden Schein auch unter das Podium. Durch alle die Fugen und Dielen der Versenkungen strahlte es hindurch und es sah hier unten aus, als brenne oben das ganze Theater. Dabei erklangen Flöten und Harfen, und eine sanfte Musik begleitete das Aufschweben der Beschützerin der wahren Liebe. — „Ah!" machte das Publikum, und man hörte das wie ein entferntes Sausen und Rauschen.

„Aufgepaßt!" tönte es jetzt durch das Sprachrohr herab, und

Richard schlang mit zitternden Händen das Tau um den eisernen Träger und hielt es fest. Doch war seine Seele nicht dabei, ja sie schwebte nicht einmal mit der Fee Amorosa in die Höhe, sondern all' sein Denken, all' seine Fassungskraft konzentrirte sich auf Schwindelmann, der ruhig eine Prise genommen hatte und nun erzählte, wie er gestern in die Wohnung der Mamsell Marie gegangen, um die heutige Vorstellung anzusagen, wie er schon vor dem Zimmer geglaubt, er höre flüstern, wie er dann aber wieder gemeint, er habe sich geirrt, und darauf leise angeklopft habe. — Keine Antwort!

„Keine Antwort!" wiederholte Richard, dem der Schweiß von der Stirne herabfloß.

„Darauf öffnete ich die Thüre und — aber gib auf dein Tau Achtung, Richard," unterbrach sich Schwindelmann, „der eiserne Haken ist glatt; es könnte abrutschen, wenn du dich so stark zu mir herumdrehst."

„Du — öffnetest — also — die Thüre — und," — sagte Richard.

„Nun ja, da sah ich die Bescheerung; die Marie war allein, das heißt ohne ihre Tante, und ein Herr war bei ihr, sehr wohl gekleidet, der hielt sie fest in den Armen."

„O nein, Schwindelmann, das that er nicht!" schrie entsetzt der junge Zimmermann.

„Er that's, Richard; würde ich es sonst sagen? — Aber natürlich nur einen Augenblick, denn als ich so unberufen in's Zimmer trat, sprangen Beide vom Sopha auf."

„Vom Sopha auf!" schrie Richard wie wahnsinnig in höchster Aufregung. „Auf — vom Sopha, Schwindelmann? ah — verflucht!"

Bei diesen Worten hatte er seinen Oberkörper heftig nach dem Theaterdiener herum geworfen, um von dessen Lippen nochmals die Bestätigung zu hören. Doch war dieser wie von einer Feder in die Höhe geschnellt, streckte die Hände weit von sich und stieß einen gräßlichen Schrei aus.

Diesem folgte droben ein anderer, furchtbar und schmerzensvoll. Dumpf tönte dazwischen die Stimme des ersten Maschinisten durch das Sprachrohr hinab: „Richard! Richard!" Die Musik brach ab,

das Geschrei auf der Bühne pflanzte sich im Publikum fort, dort kreischten hundert Stimmen laut auf. Oben auf der Bühne krachte es zusammen, als breche das Podium ein; eine schwere Masse polterte zu den Füßen des jungen Zimmermanns, eine Masse von Brettern und Balken, und dazwischen — der Körper eines armen, jungen Mädchens, das noch eine Sekunde früher droben in Schönheit und Jugend gestrahlt, jetzt regungslos wie todt hier unten lag.

„Marie! Marie!" schrie Schwindelmann. Dabei stürzte er sich auf die Tänzerin, riß die Taue und Balken um sie her fort, nahm sie sanft in seine Arme und indem er neben sie kniete, legte er ihren Kopf behutsam in seinen Schooß.

„Das hat der Himmel gethan, nicht ich," murmelte Richard mit dumpfer Stimme. — Er schwankte auf seinen Füßen und mußte sich an dem eisernen Träger neben sich halten, um nicht hinzustürzen.

Ueber alle Treppen und Leitern hinab stürzte jetzt das Theaterpersonal, die Beamten, kurz was sich auf der Bühne befand, herbei, um sich von der Größe des Unglücks zu überzeugen. Therese war übrigens die Erste, die herbei kam, sie schauderte einen Augenblick wie vor der Todtenbläße des eben noch so frischen Mädchens, dann faßte sie Richards Arm und sagte, während ihre Zähne hörbar zusammenklapperten: „Das hast du absichtlich gethan. Du bist ihr Mörder." — Sie hatte Schwindelmann sogleich gesehen, sie hatte es sich gedacht, welche Unterredung hier stattgefunden.

„Nein, nein!" sagte Richard kaum hörbar, „da thun Sie mir Unrecht; ich weiß nicht, wie mir das Seil entschlüpft."

„Und hat dir Schwindelmann nichts erzählt?"

„O ja, ich that es," sprach der Theaterdiener mit bekümmerter Stimme.

„O gräßlich! gräßlich!" rief nun Therese laut weinend und warf sich auf die Kniee neben Marie hin. „Du armes, armes Geschöpf! — Aber es ist vielleicht besser so." Sie wischte ihr leicht über die Stirne und trocknete ein paar Tropfen Blut ab, die zwischen den bleichen Lippen langsam hervorgequollen waren.

In wenigen Augenblicken umstand ein Kreis entsetzter Gesichter und rathloser Menschen die Unglückliche; viele Stimmen riefen nach

einem Arzte, doch dauerte es lange, bis man einen gefunden. Der Theaterarzt war, wie das zuweilen zu geschehen pflegt, gerade nicht im Theater, aber einer von denen, die man in die Stadt gesandt hatte, traf nicht weit vom Theatergebäude zufälligerweise auf den Doktor Erichsen, der mit seinem Bruder im Begriffe war nach Hause zu gehen.

Der Kreis theilte sich, als der Arzt die Stufen hinabstieg, und Todtenstille herrschte rings umher, als er den Kopf des leblosen Mädchens langsam aufrichtete, Hände und Arme befühlte und ihr in das halbgebrochene Auge schaute. Kein Laut wurde ringsum hörbar, ja alle hielten den Athem an und jedes Auge blickte auf den Arzt. — Als dieser nun leicht den Kopf schüttelte, die Achseln zuckte und mit ernster Miene dem Intendanten, der hinter ihm stand, einige Worte zuflüsterte, sahen wohl Alle, daß wenig oder gar keine Hoffnung sei. Die Tänzerinnen, die sich bis jetzt zurückgehalten, stürzten nun von allen Seiten laut weinend neben Marie nieder, küßten ihr die Hände, die aufgegangenen schwarzen Haarflechten, und ein paar steckten eifrig die Granatblüthen zu sich, die ihrem Haar entfallen waren.

„Aber wie ist denn das Unglück gekommen?“ rief der Intendant, indem er bewegt seine Hände zusammen preßte. „Wer war unten bei dem Tau?“

Die ihn Umgebenden traten bei diesen Worten scheu vor dem jungen Zimmermann auf die Seite und Richard stand einen Augenblick allein, das Gesicht mit Todtesbläße bedeckt, die bläulichen Lippen halb geöffnet, die Augen starr aufgerissen.

„Ich bin es, der das gethan,“ sagte er nach einer Pause mit tiefem Athemzuge. — Darauf wurde sein Blick plötzlich unsicher, gläsern, seine Hände griffen um sich, als wollten sie irgend etwas erfassen; seine Kniee knickten ein, und wenn nicht einige der Zimmerleute ihm beigesprungen wären und ihn gehalten hätten, so wäre er zu Boden gestürzt. So aber ließen ihn seine Kameraden langsam niedersinken, und legten ihm seinen Kopf auf eine der Treppenstufen.

Doktor Erichsen verordnete nun, man solle das unglückliche Mädchen aufheben, und dann in einem Tragkorb in ihre Wohnung

bringen. Er schrieb sich Nummer und Straße derselben auf und entfernte sich mit Arthur. Daß Letzterer Gelegenheit fand, der erschreckten Clara ein freundlich tröstendes Wort zuzuflüstern, brauchen wir dem geneigten Leser eigentlich nicht zu sagen.

Man hob Marie auf, brachte sie sorgfältig auf die Bühne, und vier der Zimmerleute trugen den Körper des unglücklichen Mädchens in ihre Wohnung. Therese, entschlossen, wie sie immer war, hatte sich in der Eile nothdürftig angekleidet, einen warmen Mantel über das leichte Nymphenkleid geworfen und begleitete die arme Marie. Unterwegs hatte sie ihre herabhängenden Hände gefaßt, und wenn sie dieselben küßte, was oft geschah, so fielen ihre Thränen auf die erkalteten Finger. Das sah aber Niemand, als die Tausende von Sternen, die an dem klaren Himmel glänzten.

Richard hatte sich langsam wieder erholt, Schwindelmann war bei ihm geblieben, hatte ihm seine Jacke aufgeknöpft und kaltes Wasser in das Gesicht gespritzt. — „Ist sie fort?" fragte er, als er die Augen aufschlug; „aber nicht wahr, Schwindelmann, sie lebt noch?"

Der Theaterdiener nickte mit dem Kopfe und dazu zuckten seine Augenlider. Seine alten Augen waren es seit lange nicht mehr gewohnt, von Thränen angefeuchtet zu werden. — „Ja," antwortete er, „sie lebt noch; aber sage mir, Richard, —"

„Was denn?"

„Aber weißt du, Richard, du mußt dich nicht scheuen, es uns zu gestehen, — nicht wahr, die Marie war dein Schatz?"

„Sie war es," sagte der junge Zimmermann mit bebenden Lippen, „und sollte sie sterben, dann bleibt sie es auch, dann lebt sie für mich fort; sollte sie aber wieder frisch und gesund werden und leben bleiben, dann ist sie für mich gestorben." —

„Amen!" sagte der Theaterdiener mit unsicherer Stimme.

Darauf stiegen Beide langsam die Treppe hinauf, die zur Bühne führt, und nach all' dem, was vorgefallen, war es unheimlich still unter dem Podium.

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Im Fuchsbau.

Im Fuchsbau war es in letzter Zeit ziemlich still und geräuschlos hergegangen; Fremde gab es gar keine, und die Stammgäste waren auswärts so beschäftigt gewesen, daß sie nicht Zeit oder Lust hatten, sich hier häufig zusammen zu finden. Ueberhaupt war die Schenkstube nur belebt, wenn es nicht viel zu thun gab, mit andern Worten, wenn nicht viel Geld vorräthig war; dann wurde hier in Erwartung besserer Zeiten auf Kredit gelebt. Klimperte aber Silber und Gold in den Taschen, so zog man es vor, andere Kneipen aufzusuchen, nicht weil dort der Wein besser war, sondern weil man unbeobachtet sein konnte, was im Fuchsbau nicht so ganz der Fall war. Da hatten die Wände der Schenkstube Ohren und die alte Pförtnerin scharfe Augen; es schwebte selbst für diese harten Gemüther etwas Drückendes, durch die Räume, und wenn der Klang einer gewissen Klingel erscholl, so waren Wenige, die ihr Glas an die Lippen brachten, selbst wenn sie die Hand dazu schon erhoben hatten.

Auch heute Abend war die Klingel ertönt; da aber außer der Kellnerin sonst keine menschliche Seele im Zimmer war, so hatte sie nur auf diese ihre Wirkung ausgeübt. So hurtig es ihr die alten Beine erlaubten, war sie aufgesprungen, hatte nachgeschaut, ob die Drähte der Klingelzüge auch wirklich unverwirrt neben einander hingen, sie war auf einen Stuhl gestiegen und hatte ein kleines Kästchen betrachtet, welches ungefähr acht Schuh vom Boden an der Wand hing. In dieses Kästchen führte von oben eine kleine feine Kette, welche durch die Decke kam und irgendwo im Hause gezogen werden konnte. Auch diesen Zug untersuchte sie, ob er in Ordnung sei und nicht stocken werde; sie zog das kleine Kettchen vorsichtig in die Höhe, worauf eine Feder anschlug und hell und schrill der Klang einer Glocke ertönte. Zu gleicher Zeit öffnete sich der Boden des Kästchens nach unten. Die Alte nickte selbstzu=

frieden mit dem Kopfe, als sie sah, daß die ganze Maschinerie in Ordnung sei, und drückte den Boden wieder vorsichtig in die Höhe, dessen Schloß mit einem kleinen Geräusch wieder zusprang.

Dies Kästchen halte eine sehr wichtige Bestimmung; denn wenn die Glocke anschlug und sich der Boden öffnete, so hatte das alte Weib die Verpflichtung, augenblicklich den Haupthahnen der Gasbeleuchtungsröhren zuzudrehen und so das ganze Haus in tiefste Finsterniß zu versetzen. So lange nun die Alte als Pförtnerin sich hier befand, war das nur ein einziges Mal geschehen und zwar in einer fürchterlichen Nacht, an die sie nur mit Schrecken dachte.

So öde und leer wie das Schenkzimmer waren auch die Treppen und Korridore, obgleich hell beleuchtet; nur in einem Winkel der letzteren ging ein Mann ruhig auf und ab, nach Art einer Schildwache. Und diesen Dienst versah er auch. Von der Stelle aus, wo er sich befand, hatte er zwei lange Gänge, sowie die Haupttreppe im Auge, und wenn er ruhig stand und horchte, so war es ihm möglich, den leisesten Tritt, selbst vom entferntesten Theil des Gebäudes zu vernehmen. Die Thüre, neben welcher er stand, ist uns nicht unbekannt; sie führt in ein kleines Vorzimmer, und von da in das hohe Gemach mit der dunklen Holzbekleidung.

Wie an jenem Abend, dessen sich der geneigte Leser vielleicht noch erinnern wird, waren die dunkeln Vorhänge vor dem Fenster herabgelassen und im Kamine brannten große Stücke Holz. Auf dem alten Tische mit der grünen Decke standen zwei brennende Leuchter, und auf dem Stuhle mit der hohen Lehne, der neben dem Tische stand, saß er im gleichen Anzuge wie damals. Er hatte die Beine über einander geschlagen und die rechte Hand unter sein Kinn gestützt, während seine Linke nachlässig herabhing und den tscherkessischen Dolch, den er am Gürtel trug, zu wiegen schien. Vor ihm stand Mathias in ehrfurchtsvoller Haltung.

„Du meinst also," sagte er, „daß sich die Polizei um den Vorfall da draußen bei dem Schwemmer weiter nicht bekümmert hat?"

„Ich weiß das sogar genau," erwiderte Mathias; „es trieben sich allerdings einige von ihnen an dem Abend dort herum — aber," setzte er lächelnd hinzu, „es muß da ein guter Freund von

uns dabei gewesen sein, denn sie zogen sich leise zurück, als wir das Haus verließen, und Einen hörte ich sagen: Ach was! wer wird sich da hineinmischen! Pack schlägt sich, Pack verträgt sich!"

„Und doch hätten sie damals einen guten Fang machen können; aber das Eisen zu deinen Banden, Mathias, liegt noch in tiefer Erde, wird vielleicht niemals gefunden."

„Das hoffe ich," entgegnete der Andere mit tiefer Stimme. „Ich möchte doch nicht — — so enden."

„Gewiß nicht, Mathias; es wäre schade um dich. Was meinst du, wenn wir nach und nach daran dächten, das Geschäft abzuwickeln, wie die Kaufleute zu sagen pflegen."

Ein leichter Blitz flammte in dem Auge des Mannes auf; doch sprach er gleich darauf: „Sie wissen, Herr, mir gilt nur Ihr Befehl, und wenn Sie verlangen, ich soll mich morgen selbst angeben, so thue ich es."

„Gewiß, Mathias, ich weiß das. Aber lassen wir diese Reden! ich hoffe, du sollst noch einmal Zeit genug bekommen, ein ruhiges Leben zu führen, meinetwegen auch zu bereuen und wieder gut zu machen, was du verbrochen. — Also die Schwemmer'sche Wirthschaft hat aufgehört? Wann starb er?"

„Acht Tage nach jenem Vorfalle, Herr. Vielleicht hat er sich zu sehr alterirt; viel aushalten konnte er ohnedies nicht — vielleicht auch —"

„Nun was? — Warum stockst du?"

„Nun, ich meine, vielleicht half ihm auch Jemand über seine letzten Lebenstage schnell hinweg kommen."

„Teufel! ich will nicht hoffen."

„Ich weiß nichts genau, aber es wollte mir nicht gefallen, daß sich seit jenem Abend der Sträuber beständig dort aufhielt. Früher war dem in seinem lächerlichen Hochmuth das Haus dort viel zu schlecht; wie gesagt, von da an hielt er es mit der alten versoffenen Schwemmer, und wenige Tage nachher lud sie uns zum Begräbniß ihres Gemahls ein."

„Ich fürchte, der Sträuber wird nächstens ein klägliches Ende nehmen," sagte er nach einigem Nachdenken, und seine Hand fuhr

langsam von der Scheide des Dolches nach dem Hefte hinauf. „Wird er genau beobachtet?"

„Allerdings, so genau als es möglich ist; aber er ist schlau wie der Teufel, hat große Angst und nimmt sich sehr in Acht."

„Besucht er Häuser, in denen er nachweislich nichts zu schaffen hat?"

„Das wohl, aber wenn man sich bei ihm erkundigt, so hat er immer die triftigsten Ausreden."

„Zum Beispiel?"

„So treibt er sich gern in der Nähe des Schlosses herum. Ich habe ihn schon ein paar Mal aus dieser oder jener Thüre heraus kommen sehen."

„Immer im schwarzen Frack?"

„Und baumwollenen Handschuhen — das versteht sich. Als er mir das erste Mal da aufstieß, folgte ich ihm durch mehrere Straßen, und an einer passenden einsamen Stelle, wo ich that, als träfe ich ihn jetzt erst zufällig, sagte ich zu ihm: ei, Sträuber, woher des Wegs? — Ich dachte, er sollte mir irgend eine Lüge aufbinden, und dann wollte ich ihn examiniren; — aber Gott bewahre! er erzählte mir ganz ruhig, er komme vom Schlosse, wo er seine kleinen Geschäfte habe."

„Und welche? Gab er vielleicht vor, er handle mit alten Kleidern?"

„O nein, dazu ist er zu hochmüthig; er sei Agent geworden, sagte er, und dabei zog er seine schmutzigen Vatermörder stolz in die Höhe. — Agent oder Kommissionär für eine privilegirte Leichenkasse."

„Was ist das, Mathias?"

„Das sind Anstalten, wo man irgend Jemand versichern läßt, um nach dessen Tod ein gewisses Geld zu bekommen; es paßt für den Sträuber, und es ist viel scheues, heimliches Wesen dabei. Man versichert zum Beispiel so einen armen Teufel in einem Dutzend dergleichen Anstalten, dann stirbt er oder sie lassen ihn sterben und bekommen eine recht hübsche Summe. Ich weiß genau, daß der Sträuber und die Schwemmer ihren Mann auf diese Art

versicherten, und als er bald darauf an vieler Freundschaft starb, wurde ihnen wacker ausbezahlt."

„Aber was hat er im Schloß zu schaffen?"

„Da macht er mit den Bedienten, so sagt er, die oben erwähnten Geschäfte. Aber ich glaube ihm doch nicht; ich sah ihn zu oft in der Gegend herum flaniren, und Sie können sich denken, Herr, daß ich ihm eifrig nachspüre. Er geht meistens in den östlichen Seitenflügel: dort wohnt ein alter General, ich glaube Baron von W."

„Ah! dahin geht er!" sprach der Andere, plötzlich sehr aufmerksam werdend, wobei er hastig seine Stellung veränderte und seinen Oberkörper aufrichtete. „Das interessirt mich auf's Höchste. Sei so gut, Mathias, und nehm' dich der Sache an; spare keine Mühe, keine Kosten, stelle einen oder zwei Vertraute zur Beobachtung auf; er soll keinen Schritt mehr thun, den wir nicht erfahren. Berichte mir täglich darüber und so umständlich als möglich."

„Daran soll's nicht fehlen," erwiderte Mathias lächelnd.

„Dann noch eins, Mathias," fuhr der Andere mit ernster Stimme fort. „Ich habe da unter der Hand etwas von einem Kinderhandel, der schwunghaft betrieben werden soll, gehört. Pfui Teufel! Das ist 'ne Schande, und ich will das nicht leiden. Du weißt, lieber Mathias, ich spreche nicht gern zweimal von einer Sache, und wenn ich meine Hand ausstrecke, so zerdrücke ich die Schuldigen, mögen sie sein wer sie wollen."

Mathias war bei diesen Worten ein wenig erbleicht und sogar zurückgewichen, als der Andere die Hand nun wirklich ausstreckte.

„Es ist das eine Schande," fuhr dieser fort, „so ein armes Wesen in die Welt hinaus zu stoßen, es zu verkaufen zu den gemeinsten Lastern und Verbrechen, es eltern- und heimathlos zu machen. — O, ich kenne das! und möchte um Alles in der Welt damit nichts zu thun haben. Laßt die armen, unschuldigen Geschöpfe! — Ist denn die Welt so arm geworden an guten Freunden, die keine Ehre aber viel Geld haben? Wendet euch dahin, aber laßt mir jenen niederträchtigen Handel; ich weiß wohl, der Schwemmer war die Haupttriebfeder. Nun, er ist dahin, also laßt's bleiben!"

„Es soll unterbleiben," erwiderte Mathias mit fester Stimme, „verlassen Sie sich darauf, Herr."

„Schön. — Wie ist mir doch," fuhr er nach einer Pause in leichtem, gefälligem Tone fort, während er mit der Hand über die Stirne strich, „da habe ich einen guten Bekannten, dem könnte ein Besuch nichts schaden, er ist ein Buchhändler und ein sehr schlechter Kerl, er heißt Johann Christian Blaffer. — Hast du den Namen zufällig gehört?"

„Sie sprachen neulich mit mir darüber und gaben mir Befehl, mich nach den Verhältnissen des Hauses zu erkundigen."

„Richtig! ich hatte das vergessen. — Wird da für euch was zu holen sein?"

„In einigen Tagen eine artige Summe; Herr Blaffer beabsichtigt sein Haus zu verkaufen und will baar bezahlt sein."

„Ah! Meister Mathias, deßhalb hast du wahrscheinlich meinen Befehl so genau befolgt! — Nun, wer ist in dem Hause?"

„Zuerst der Prinzipal, Herr Blaffer, dann ein sehr dummer Lehrling —"

„An den ich dir eine Rekommandation verschaffen will," warf der Andere leicht ein.

„Ferner eine alte Magd," fuhr Mathias mit einer Verbeugung fort, „und ein recht schönes Mädchen."

„Aha, Meister! du nennst das Mädchen zuletzt; das muß einen Haken haben."

„Und einen tüchtigen, Herr. Der alte Buchhändler wandte ihr seine Liebe zu, und dafür betrügt sie ihn so tüchtig als möglich."

„Teufel! das mußt du mir erzählen," sagte der Andere aufmerksam und setzte dann mit leiser Stimme hinzu: „Armer Beil! Das soll ihn vollends kuriren."

„Es ist da ein junger, hübscher Kerl, — ich kenne ihn ziemlich —"

„Also ein leichter Patron, ein Taugenichts?"

„So etwas der Art, aber zum Sterben in das Mädchen verliebt. Er wohnt im Nebenhause, hat sie scharf angesehen, sie ihn auch, er spielt den großen Herrn und das hat ihr gefallen."

„So, so, also ziemlich leichte Waare!“

„Wohl möglich, Herr; ich muß aber zu ihrer Entschuldigung sagen, daß sie gezwungen den ersten Schritt that und sich deßhalb zum zweiten und zu den folgenden leicht überreden ließ.“

„Der junge Mensch kommt in’s Haus?“

„Ja, Herr; über das Dach des Nebenhauses; er klettert und schleicht wie ’ne Katze. Ich glaube nicht, daß ihn der Buchhändler so leicht erwischen wird.“

Der Andere machte nachdenkend ein paar rasche Gänge durch’s Zimmer. — „Schön, schön,“ sagte er alsdann; „sieh dir das Haus genau an, namentlich erforsche, wo der Buchhändler wohnt und wo das Mädchen wohnt. Melde mir, wenn die Gelder eingelaufen sind, und dann laß dich sehen und hole deine Instruktionen. Aber, Mathias, befolge sie auf’s Wort!“

„Wenn aber Zwischenfälle eintreten, die man nicht vorher sehen kann?“

„So zieht ihr euch unverrichteter Sache zurück. Wenn an der Ausführung meines Planes ein Jota fehlt, so ist die ganze Geschichte nichts werth. — Hast du mich verstanden? — Weiter habe ich nichts. Josef wird draußen sein; er soll herein kommen.“

Mathias, der die erhaltenen Befehle nur mit einem Kopfnicken beantwortet hatte, verließ das Zimmer, und gleich darauf trat Josef, der Jäger des Grafen Fohrbach, herein. Er trug einen grauen, unscheinbaren Jagdrock, doch war sein voller, schwarzer Bart sorgfältig geordnet.

„Ah! du bist da, Josef — Franz Karner? Du machst dich rar; in eurem Hause muß wenig Besonderes vorfallen, daß du keinen Stoff zu berichten findest. Wie ist’s damit, Herr Josef — Franz Karner?“

Der Jäger erschien einigermaßen befangen, doch richtete er sein Auge fest auf den jungen Mann, der, während er sprach, ruhig sitzen blieb und mit den Fingerspitzen auf dem Tische trommelte. — „Gewiß, Herr,“ sagte er darauf, „es gibt dort in der That wenig zu berichten, sonst wäre ich häufiger gekommen. Wenn Sie auch den Franz Karner noch nicht genau kennen, so wissen Sie

doch, daß Ihnen Josef mit Leib und Seele ergeben ist und daß er hält, was er verspricht."

„Selbst wenn ihm das Kummer machen sollte?" sprach der Andere mit Betonung.

„Selbst wenn ihm das Kummer machen sollte," wiederholte der Jäger achselzuckend, aber mit unterwürfigem Tone.

„Davon nachher," erwiderte der junge Mann leichthin. „Was hast du mir zu melden, Josef?"

„Wir hatten neulich eine große Soirée bei Seiner Excellenz dem Herrn Kriegsminister."

„Ich weiß das, Josef, du nahmst dich in deiner neuen Uniform sehr gut aus. Nur hast du es verlernt, dich in der Gesellschaft zu bewegen."

„Ah!" machte der Jäger fast sprachlos vor Erstaunen, „Sie haben mich gesehen, Herr?"

„Du läßt mich nicht ausreden; das ist ein Beweis für meine Behauptung. Der Wald hat dich etwas verwildert; man nimmt sich in Acht und reißt nicht nur so mit seinem Wehrgehäng einen ganzen Orangenzweig voll Blüthen und Früchten herunter."

„Bei Gott! das geschah mir," sagte der Jäger, tief Athem holend.

„Aber weiter! — In dieser Soirée —"

„— Traf mein Herr, der Herr Graf, mit jener Dame zusammen und allein im Zimmer neben dem Glashause."

„Und wo warst du?"

„Hinter dem Vorhange, der in's Neben-Kabinet führt."

„Bravo, Franz Karner, du übertriffst den Josef."

„Ich kann das Lob nicht annehmen," sagte mit festem Tone der Jäger. „Bei Gott im Himmel! ich wollte meinen Herrn nicht belauschen; ich war ganz zufällig da."

„Nun, das Resultat wird das Gleiche sein," versetzte der Andere in nachlässigem Tone. „Die Beiden waren also allein, und —"

„Es erfolgte eine Liebeserklärung."

„Und sie nahm sie an?"

„Gern, Herr," sagte der Jäger mit froher Stimme. „Und ich begreife das."

„Ei der Tausend!“

„Ja, Herr, es gibt wenig Kavaliere wie Seine Erlaucht der Graf Fohrbach, wenig Herren, denen Jedermann, der sie kennen lernt, so zugethan sein muß.“

„Wenige!“ lachte der Andere laut hinaus. „Also steht der Graf doch nicht einzig da? Wen würdest du zum Beispiel neben ihn setzen? Sei aufrichtig, Josef.“

„Sie, Herr,“ erwiderte der Jäger nach kurzer Ueberlegung, wobei er den jungen Mann mit seinem festen Blicke ansah. — „Sie, Herr,“ wiederholte er, „wenn —“

„Nun! weiter! weiter! Gerade heraus, Josef, wie wir es immer gegen einander hielten.“

„Wenn — wenn — Manches anders wäre,“ sagte der Jäger mit ganz leiser Stimme.

Dies Wort mußte den Andern ziemlich schwer betroffen haben, denn obgleich er ein Lächeln versuchte, wurde es doch gleich darauf von einem wehmüthigen Zuge verdrängt. Er ließ den Kopf in die Hand sinken und verharrte so einige Sekunden. „Allons!“ rief er alsdann nach einer Pause in seinem gewöhnlichen heiteren Tone, „du hast mir gewiß noch mehr zu sagen, Josef, denn wegen einer Bagatelle, wie diese, läßt du dich nicht bei mir sehen.“

„Sie haben Recht, Herr,“ erwiderte der Jäger; „es trieb mich, aufrichtig gesagt, nach langem Kampfe, hieher — nicht aus Furcht vor Ihrem Zorn, Herr, obgleich ich wohl weiß, daß mich derselbe in einem Nu zermalmen könnte, obgleich ich weiß, daß es Sie nur einen Zug an jener Klingel kostet und ich sehe das Tageslicht nie wieder. Aber ich komme aus Dankbarkeit, für Alles, was Sie an mir gethan. Und dies Gefühl ist es auch, welches mich zwingt, Ihnen — diesen Brief zu übergeben. — Es ist ein Verrath an meinem Herrn, aber ich kann nicht anders.“

„Ei, ei, ein zierliches Briefchen!“ lachte der Andere, indem er das Schreiben entgegen nahm. „Die Aufschrift kann ich mir denken. — Fräulein Eugenie von S. — Dergleichen wirst du viele zu überbringen haben, Josef?“

„Es ist der Erste, Herr," versetzte der Jäger sehr ernst; „und deßhalb dachte ich mir, Sie werden einen Werth darauf legen."

„Vielleicht," sagte der Andere achselzuckend; „doch wird nicht viel Interessantes darin stehen — einige Liebesbetheuerungen, Versprechen ewiger Treue, so was dergleichen. Wann schrieb es der Graf?"

„Seine Erlaucht kamen vor einer Stunde mit dem Herrn von Steinfeld von einer Whistpartie, ich glaube bei dem Herrn Major von S. Der Herr Graf waren verdrießlich und erregt, und sprachen, während sie sich umkleideten, viel mit dem Herrn von Steinfeld."

„So, so! Und was zum Beispiel?"

„Seine Erlaucht sagten: der Herzog wird wahrhaft unerträglich; hast du je so etwas erlebt? Bietet mir da — freilich unter vier Augen — eine so unsinnige Wette an — eine Wette, die, wenn er vielleicht mein Verhältniß zu Eugenie ahnt, an's Unverschämte grenzt."

„Brav, Josef! Du hast gut behalten. — Und die Wette?"

„Sie betraf Fräulein von S. Der Herr Herzog wollte es nämlich von heute bis über acht Tagen dahin bringen, daß bei dem großen Maskenballe, der am Hofe stattfindet, das Fräulein in ihrem Anzuge Bänder von den Farben des Herrn Herzogs tragen solle."

„Ah! Seine Durchlaucht sind leichtsinnig im Wetten, aber geniren sich nicht um den Teufel; das muß biegen oder brechen. Er ist ein gefährlicher Mensch." — Diese Worte murmelte er vor sich hin, so daß der Jäger nicht im Stande war, sie zu verstehen. — „Nun zu dem Briefe!" sagte er nach einigen Augenblicken mit lauter Stimme. — „Na, Josef," fuhr er lächelnd fort, „du wirst nicht Alles verlernt haben. Oeffne den Brief geschickt und vorsichtig. Du weißt, dort im Wandschrank befindet sich das Nöthige dazu."

Der Jäger zauderte.

Der Andere betrachtete das Siegel und schien dieses Zaudern nicht zu bemerken. „Er hat sich ein neues ganz gleiches machen lassen," sprach er lächelnd vor sich hin. Dann fuhr er lauter fort: „Es ist fein, aber dick; der Abdruck ist schwierig; du kannst es hinweg schneiden. — Da."

Der Jäger kämpfte einen schweren Kampf; sein Auge blitzte, seine Brust hob sich gewaltsam von tiefen Athemzügen. — „Verzeihen Sie mir, Herr,“ sagte er nach einer längeren Pause, „das kann ich nicht.“

„Was kannst du nicht?“

„Der Brief ist von meinem Herrn,“ fuhr er mit weicher, bittender Stimme fort, „von einem gütigen Herrn. O, es ist schon des Verraths genug — aber selbst öffnen — meine Hand zittert.“

„Ah, mein Freund,“ rief der Andere, und wie es schien gewissermaßen lustig, aus, „aber deine Hand zittert nicht, wenn sie auf eigene Rechnung die Büchse führt.“

Josef senkte sein Haupt und entgegnete: „Wenn ich Ihnen mit meinem Leben nützen kann, Herr, so werde ich nicht einen Augenblick zaudern, es hinzugeben, aber — es ist ja Ihre Schuld,“ fuhr er mit einem trüben Lächeln fort, „warum brachten Sie mich zu einem solchen Herrn?“

„Nun meinetwegen, sei es darum; das soll uns nicht entzweien!“ Er stand ruhig von seinem Stuhle auf, ehe er aber den Tisch verließ, blickte er den Jäger fest an, und als er das ein paar Sekunden gethan, wurden seine energischen Züge weicher; etwas Wehmüthiges erschien auf denselben. Dann ging er rasch zur Thüre, die sich, sowie er die Hand auf die Klinke legte, wie von selbst öffnete; er reichte den Brief hinaus und sagte: „Das Siegel behutsam ablösen!“

Unsichtbare Hände schienen ihn in Empfang zu nehmen, den Befehl augenblicklich zu vollziehen und ihm das geöffnete Schreiben zwischen den Vorhängen der Thüre wieder zu überreichen.

Er trat an den Tisch zurück und überflog den Brief. In demselben stand: „Verzeihe mir, Eugenie“ — ah! das Sie wäre glücklich übersprungen, murmelte er, — „daß ich durch dieses Schreiben mit einer Bitte belästige. Heute Abend wird bei Ihrer Hoheit der Frau Herzogin die Zusammenkunft stattfinden, wo man über die Kostüme zu dem bevorstehenden Maskenball berathet. Wenn es dir möglich ist, die Farbe des deinigen so zu wünschen,

daß du ein weißes Band darauf anbringen kannst, so wird mich das unendlich glücklich machen. Morgen will ich dir sagen, weßhalb ich diese sonderbare Bitte stelle.“ — Teufel! dachte der Leser, er geht gerade darauf los. Da wird der Herzog einen schweren Stand haben. — Nun, ich wünsche es dem Grafen, wenn er baldigst die Braut heimführt; es ist das eine noble Seele, sie nicht minder — es ist ein Paar, das Gott in der allerbesten Laune just für einander geschaffen zu haben scheint. — Er faltete den Brief zusammen; die unsichtbare Hand hinter dem Vorhang mußte ihn schließen, und dann gab er ihn dem Jäger zurück, wobei er sagte: „Ich danke dir, Josef, für deinen Eifer, obgleich der Brief nichts Wichtiges enthält. — Apropos! Du hast von deiner Frau nichts mehr gehört?“

Einen Augenblick blieb der Jäger die Antwort schuldig, dann sprach er: „Doch, Herr, sie ist mir gefolgt, sie hat mich gefunden.“

„Ah! das ist schlimm! Da werde ich helfen müssen; sie wird dich verrathen.“

„O nein, Herr!“ rief der Andere eifrig. „Glauben Sie mir, sie ist überglücklich, mich wieder gefunden zu haben.“

„Und du?“

„Weiß Gott, ich nicht minder, Herr! Sie hat mir die ganze unglückselige Geschichte erzählt; sie ist unschuldig — der Andere aber nicht; er hat sein Schicksal verdient.“

„Und wo ist sie? Nehm' dich in Acht: Franz Karner ist nicht verheirathet.“

„Aber er wird es sein, sobald Sie wollen, Herr,“ sagte Josef mit leiser Stimme, indem er seine Hände wie bittend zusammenfaltete. „Lassen Sie mir dieses Glück; ich liebe das arme Weib mehr als je.“

„Seltsame Menschen!“ erwiderte der Andere; doch schaute er nicht ohne Theilnahme in die glänzenden Augen des Jägers. — „Nun ja, du sollst die Papiere haben, aber ein reger Eifer für mich sei mein Lohn. Du hast mich verstanden? Ich wünsche dich öfter zu sehen als bisher.“

„O tausend, tausend herzlichen Dank für Ihre Güte!“ rief

Josef freudig. „Und wenn das Andere sein muß, so will ich mich bestreben, pünktlich zu sein.“ — Das sagte er mit einem Seufzer.

„Es wird dir schwer; du hast dich schon sehr in die Ehrlichkeit hinein gelebt, Josef. Nun, ich habe heute meine gute Laune; wie wäre es, wenn ich dich von jetzt ab ganz frei ließe?“

„O mein Gott! Das würden Sie thun?“

„Natürlich würden wir uns in dem Falle niemals wieder sehen.“

„Niemals, Herr?“

„Oder nur dann, wenn es dir wieder 'mal schlecht ginge. In dem Falle würde ich dir erlauben, mich nochmals hier aufzusuchen.“

„Sie überhäufen mich mit Großmuth; und ich soll nicht im Stande sein, etwas — Anderes für Sie thun zu können, Herr?“

„Ich glaube nicht. — Doch halt! Vielleicht wäre es dir möglich, später einmal einem meiner Freunde einen Dienst zu erzeigen, ohne daß es dich im Geringsten kompromittirt. Das wirst du thun!“

„O gewiß, Herr!“ rief der Jäger freudig aus und faßte mit seinen beiden Händen die Rechte des jungen Mannes, der sie ihm auch ruhig ließ und dabei sagte:

„Sollte also später Jemand irgend einen vielleicht auffallenden Dienst von dir verlangen und sagen zu dir, dem Franz Karner, ‚es geschieht für mich, Josef‘, so wirst du thun, was er wünscht.“

„So wahr mir Gott helfe!“ erwiderte der Jäger mit leuchtenden Augen; „und sollte es mich meinen Dienst, ja mein Leben kosten.“ Er zog hastig die Hand des jungen Mannes an seine Lippen und küßte sie innig. Dieser entwand sie ihm aber sanft, und als er Josef darauf anblickte, schüttelte er traurig lächelnd das Haupt, da er Thränen in den Augen des Jägers bemerkte.

„So gehe denn,“ sagte er mit weicher, fast zitternder Stimme; „drunten vor der Thüre schüttle den Staub von deinen Füßen und wenn du kannst, so vergiß es, daß du je diese Mauern betreten! Für deine Papiere werde ich sorgen, — sowie auch dafür,“ setzte er leise hinzu, „daß es dir nicht zu schwer wird, dir und deiner Frau einen neuen Hausstand zu gründen. — Jetzt verlaß mich!“

Er streckte die Hand gebietend gegen die Thüre aus und der Jäger befolgte diesen Befehl mit zögernden Schritten. Doch ehe

er hinaus ging, wandte er sich nochmals um, stürzte dem jungen Manne zu Füßen und sprach, indem er seine beiden Hände ergriff: „O verzeihen Sie mir, Herr, so konnte ich nicht scheiden; wenn man sich Jahre lang gekannt, wie wir, so wird es Einem hart, unendlich hart, sich zu trennen. Gott möge Sie behüten und möge es gnädig fügen, daß wir uns einstens freudig wieder sehen!" — Damit sprang er auf und war verschwunden.

„Amen!" sagte der junge Mann nach einer Pause, während er sich langsam mit der Hand über das Gesicht fuhr. Darauf blieb er noch einen Augenblick nachdenkend an dem Tische stehen und verließ alsdann das Zimmer auf die früher dem geneigten Leser schon beschriebene Art.

Achtundsechzigstes Kapitel.

Achselbänder und Karrikaturen.

Am gleichen Abend, in dem unser voriges Kapitel schließt, vielleicht eine starke Stunde später, verließ der Baron von Brand seine Wohnung; er trug einen sehr eleganten Paletot von dunklem Tuch, den er fest zugeknöpft hatte; sein blonder Bart war wie immer sorgfältig zugespitzt und parfümirt; er schritt lustig trällernd die Treppe hinab, wobei er seine Handschuhe zuknöpfte, und als er hierauf vor die Hausthüre trat, warf er einen Blick an den Himmel hinauf, welcher ruhig und klar war und, wie oft im Winter, in glänzender Sternenpracht funkelte. Es lag kein Schnee auf dem Boden, auch war dieser hart gefroren, weßhalb Herr von Brand keinen Wagen befohlen hatte.

Kaum aber wollte er den Fuß auf das Pflaster setzen, so fuhr eine Equipage, die in vollem Trabe aus der Mitte der Straße abgelenkt war, dicht an das Haus hin, wo die Pferde augenblicklich still standen. Der Baron zog seinen Fuß zurück, und that wohl daran, denn der Wagen war so nah bei der Thürschwelle vor-

gefahren, daß er den Heraustretenden beinahe in Gefahr gebracht hätte.

„Zum Teufel!“ rief dieser dem Kutscher zu, „ist das auch eine Manier, harmlose Fußgänger jählings zu überfallen! Heh! mein Freund! Weiß Er wohl, daß er mich um ein Haar überfahren hätte?“

„Ah! Sie sind es selbst, bester Herr von Brand!“ hörte er nun eine laut lachende Stimme aus dem Wagen. „Wenden Sie Ihren Zorn von dem Unschuldigen draußen auf mich. Es drängte mich, Sie zu sehen, und deßhalb befahl ich, so schnell zu fahren.“

„Coeur de rose!“ entgegnete der Baron, indem er an den Schlag trat. „Aber, gnädiger Herr, ich versichere Sie, mein kostbares Leben schwebte in augenscheinlicher Gefahr, oder, was fast noch schlimmer ist, meine geraden Gliedmaßen. — Wollen Euer Durchlaucht vielleicht aussteigen?“

„Nein, nein,“ versetzte lachend der Herzog; „Sie wollten eben ausgehen, und da kann ich mich nicht unterstehen, Ihre besetzte Zeit so sehr in Anspruch zu nehmen. Auch bin ich selbst eilig wie immer.“

„Wie Sie befehlen, gnädiger Herr. Aber da Sie zu mir wollten, so muß ich mir schon erlauben, Sie zu fragen, womit ich Ihnen dienen kann.“

„Ich habe zwei Worte mit Ihnen zu sprechen,“ sagte der Herzog, indem er den Schlag von innen öffnete, „und wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie für wenige Augenblicke in meinen Brougham steigen wollten. — Aber Sie müssen mir im Voraus verzeihen, bester Baron, daß ich Sie zu so ungewohnter Stunde überfalle und meinen Besuch nur halb mache; doch wissen Sie, ich bin immer so ungeheuer beschäftigt, und wenn ich mir auch oft vornehme, nach Ihnen zu sehen —“

„So kommen Euer Durchlaucht doch nur, wenn Sie Ihre wichtigen Gründe haben,“ schloß der Baron von Brand mit dem ihm eigenen süßen Lächeln den Satz. Bei diesen Worten war er in den Wagen gestiegen und ließ sich neben dem Herzog auf die weichen Kissen nieder.

„Ich war heute wieder bei dem Major von S.," sagte Seine Durchlaucht.

„Da wurde Whist gespielt," warf der Baron leicht hin.

„Nachher rauchten wir unsere Cigarre, der Major zeigte Steinfeld einige Waffen, ich und Graf Fohrbach wir traten an's Fenster."

„Da proponirten Sie ihm eine Wette."

„Woher wissen Sie das?" fragte erstaunt der Herzog.

„Nun, ich weiß es eben, gnädiger Herr; ich erfahre so Manches."

„Teufel auch! so habe Sie den Grafen Fohrbach gesehen!"

„Coeur de rose! — seit mehreren Tagen nicht."

„Oder den Herrn von Steinfeld, oder den Major, denen Graf Fohrbach vielleicht getratscht."

„Ebenso wenig."

„Unbegreiflich!" sagte der Herzog; „nun wenn Sie allwissend sind, so brauche ich Ihnen auch nicht zu sagen, weßhalb wir gewettet."

„Gewiß nicht, gnädiger Herr, denn ich weiß das ganz genau. Die Konversation betraf Fräulein von S., und Sie vermaßen sich — nehmen mir Euer Durchlaucht nicht übel — leichtsinniger Weise, das Fräulein zu bestimmen, Ihre Farben zu tragen. Ah! Durchlaucht, das ist stark!"

„Alle Teufel! Baron, woher wissen Sie das?" rief der Herzog in höchstem Erstaunen. „Es ist so, wie Sie sagen: ich sehe in ungeheurer Achtung zu Ihnen empor. Wahrhaftig, Baron, ich bin glücklich, daß ich Sie Freund nennen darf."

„Weil Sie wahrscheinlich einen Wunsch auf der Seele haben, gnädigster Herr," entgegnete Herr von Brand. Und wenn es in dem Wagen nicht so dunkel gewesen wäre, so hätte der Herzog nothwendig sehen müssen, von welch' verächtlichem Lächeln diese Worte begleitet waren.

„Bei Gott! den habe ich auch, Sie Allwissender; und einen ziemlich großen Wunsch."

„Den ich mir denken kann. Ich soll Ihnen helfen Ihre Wette gewinnen."

„Ja und Nein," sagte Seine Durchlaucht. „Die Wette ist nicht

zu gewinnen, denn der Graf nahm sie gar nicht an: aber meinen Willen durchzusetzen, das wäre mein höchster Wunsch."

„Daß das Fräulein bei dem Hofball Ihre Farben trägt?"

„Ja, das muß ich durchsetzen," sprach der Herzog eifrig. Dann fuhr er auf vertrauliche Art und sehr leise fort: „Dabei müssen Sie mir helfen; ich versichere Sie, Baron, ich gewinne nicht einen halben Pas bei dem starrköpfigen Mädchen. Was nützt mich das Fürwort des Vaters? — was nützt es mich, daß wir sie von allen Seiten umgarnt haben? — was helfen mich Ihre sonst so vortrefflichen Berichte? Ueber Alles, was ich erfahre, muß ich mich ärgern! — Wo geht sie hin? — Zum Kriegsminister oder zum Major von S. — Wer ist da täglicher Gast? — Graf Fohrbach! — Baron, wir müssen einen Hauptcoup ausführen; ich muß mit einem Mal das verlorene Terrain wieder gewinnen. Sie muß auf dem Hofball meine Farben tragen und sich so kompromittiren."

„Das Letztere kann nicht ausbleiben, wenn wir sie zu dem Ersteren vermögen. Das wird aber sehr, sehr schwer sein."

„Schwer, haben Sie gesagt, bester Baron!" jubelte der Herzog, „also doch nicht unmöglich. O, meine Dankbarkeit wäre unbegrenzt. Sprechen Sie, ist was zu machen?"

„Das will sehr überlegt sein. Und wie lange haben wir Zeit?"

„Noch acht bis zehn Tage, dann ist der große Maskenball bei Hof. — Sprechen Sie, Baron, machen Sie mich zu Ihrem ewigen Schuldner!"

„Ich fürchte, gnädiger Herr," erwiderte Herr von Brand lachend, „Ihre Ewigkeiten sind sehr kurz und vergänglich. — Doch will ich's darauf hin wagen. Aber erschrecken Sie nicht, wenn auch ich nächstens anfange, meine Forderungen zu stellen."

„Verlangen Sie!" erwiderte der Herzog bestimmt. „So lieb es mir ist, Ihr Schuldner zu sein, so sollen Sie mich doch jederzeit bereit finden, für Sie zu thun, was in meinen Kräften steht."

„Das höre ich jetzt schon zum zweiten Male, und es wird nächstens die Zeit kommen, wo ich Euer Durchlaucht fest beim Worte nehme."

„Ich hoffe es; aber meine Angelegenheit — sprechen Sie, bester Baron!"

„Soll — besorgt werden."

„Bei meiner Ehre! Baron," rief erfreut der Herzog, „versprechen Sie nicht zu viel?"

„Das thue ich nie," erwiderte ruhig Herr von Brand. „Es ist das freilich keine leichte Kommission, aber ich thu' Alles, um Sie mir zu verpflichten. Doch bedarf ich ein klein wenig Ihrer Hilfe; — heute Abend ist bei der Frau Herzogin eine Zusammenkunft, der Sie wahrscheinlich anwohnen werden."

„Ich habe von Mama die gnädige Erlaubniß erhalten," lachte der Herzog; „ich als einziger Mann zwischen ein paar Dutzend Hofdamen und Ehrenfräuleins."

„Sie Glücklicher! — Nun also, da werden Sie erfahren, welches Kostüm dem Fräulein von S. zugedacht ist. Sorgen Sie darnach für die bewußten Bänder in den Farben, die Sie wollen, sei es als Haar- oder Busenschleife, wenn sie irgend ein vollkommenes Damenkostüm wählt, sei es als Achselbänder, wenn man sie vielleicht zu einer der Ecuyèren Ihrer Majestät bestimmt. Und das bin ich überzeugt bei der prachtvollen Gestalt des jungen Mädchens!"

„Ach ja, bei ihrer prachtvollen Gestalt!" seufzte der Herzog.

„Aber die Schleifen und Achselbänder müssen mir in der von Ihnen bestimmten Farbe vollkommen fertig, auf's Zierlichste gemacht, in drei Tagen, von heute ab, übergeben werden."

„Das werde ich selbst besorgen, bester Baron, und zugleich meinen herzlichen Dank überbringen."

„Mit Letzterem wollen wir warten bis nach dem Hofballe," entgegnete Herr von Brand, „denn ich bin nicht allmächtig; auch mir kann etwas mißlingen."

„Nein, nein," rief triumphirend der Herzog, „Ihnen nicht. Glauben Sie mir, ich staune Sie an. Ich bin doch auch mit den Hofintriguen ziemlich bekannt, aber welche Wege Sie gehen, ist mir unerklärlich; über welch' immense Kräfte und Mittel müssen Sie zu verfügen haben!"

„Sie irren, gnädiger Herr," erwiderte der Baron leicht, „die Kräfte, die ich anwende, sind klein und unbedeutend wie ich selbst; es trifft sich nur zufällig, daß ich Ihnen dienen kann."

„Sie sind wahrhaftig zu bescheiden. Doch will ich jetzt Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen," versetzte der Herzog; „ich würde Sie einladen, mit mir zu kommen, aber ich muß, wie Sie wissen, bei jener wichtigen Zusammenkunft erscheinen. — Sie waren zu Fuß, wie ich sehe, kann ich Sie irgendwo absetzen?"

„Ich gehe zu Ihrem Rivalen," sagte lachend der Baron von Brand; „Sie sehen, wie ich offenherzig bin. Wenn Sie mich dahin bringen wollen, ist es mir angenehm."

„Und genirt es Sie nicht, wenn Sie in meinem Wagen anfahren?"

„Ganz und gar nicht, gnädiger Herr," versetzte der Baron in sehr harmlosem Tone. — „Coeur de rose! der Graf Fohrbach wird gar kein Gewicht darauf legen, ob ich von Euer Durchlaucht oder von Hause komme."

„So fahren wir also!" sprach der Herzog. Er ließ die Scheibe des Schlages herab und rief seinem Kutscher zu: „Zum Adjutanten, Graf Fohrbach!"

Dumpf rollte der Wagen dahin, durch erhellte und belebte Straßen, und bog bald rechts, bald links. Zuweilen fielen Lichtstrahlen aus einem der glänzenden Magazine in den Wagen hinein, und dann hätte man sehen können, wie der Herzog zuweilen aber kaum merklich forschend den Baron Brand anblickte, dieser dagegen zum Wagenschlage hinaussah und die erhellten Läden sowie die vorüberhuschenden Spaziergänger angelegentlich zu betrachten schien.

Jetzt hielten die Pferde; Herr von Brand sagte: „Ah! da sind wir schon!" und während er leicht und gewandt auf die Erde stieg, faßte er die dargereichte Hand des Herzogs, welche ihm dieser mit Empressement nachstreckte. Auf einen Zug an der uns bekannten Klingel öffnete sich die kleine Thüre, der Baron ging durch den Garten in das Haus, wurde von dem alten Diener mit einer steifen, feierlichen Verbeugung empfangen, und trat in den Salon,

wo sich der Hausherr befand, auch der Major von S., Arthur Erichsen und Herr von Steinfeld.

Sämmtliche Herren blickten auf, als er eintrat, Arthur und Graf Fohrbach wechselten einen bedeutungsvollen Blick mit einander; doch als hätten sie sich wohl verstanden, winkte der Maler dem Eintretenden freundlich mit der Hand, und Graf Fohrbach, sich gewaltsam von einer kleinen Befangenheit losmachend, rief laut lachend: „Da kommt der Baron! das ist unser Mann, der kann uns au fait setzen.“

Der Baron grüßte verbindlich der Reihe nach, wobei er den Kopf senkte und mit den Augen nach aufwärts schielte. Er zog bedächtig sein Sacktuch heraus, wischte seinen Bart und wedelte sich hüstelnd einige Wohlgerüche zu. Man konnte ihm das nicht übel nehmen, denn der Dampf der Cigarren in dem Gemach war wahrhaft schrecklich; er konnte auch nichts Gescheidteres thun, als sich selbst eine anzuzünden, was auch sogleich geschah, und dann erst, nach einigen starken Zügen, versicherte er, in der Verfassung zu sein, Rede und Antwort stehen zu können.

„Baron Brand ist mir schon recht,“ meinte Arthur, „und ich unterwerfe mich seinem Urtheilsspruch.“

„Um was handelt es sich?“ fragte jener geziert.

„Sie waren neulich bei mir,“ fuhr der Maler fort, „oder Sie kamen vielmehr mit Herrn von Dankwart. Sie erinnern sich, daß dieser Protektor aller schönen Künste vorläufig ein Porträt des Herrn Herzogs bei mir bestellte.“

„Vorher aber sollten Sie an seinem eigenen Kopfe beweisen, ob Sie auch fähig seien, ein gutes Porträt zu liefern. — Ganz recht,“ entgegnete der Baron.

„Und dies Porträt hat er gemacht!“ jubelte der Hausherr. „Vortrefflich! Arthur, lassen Sie es sehen.“

„Sie bringen mich wahrhaftig in Verlegenheit, Graf Fohrbach,“ sagte lachend der Maler; „ich habe Ihnen eine Zeichnung präsentirt, aber sie nicht als das Bildniß des Herrn von Dankwart ausgegeben. Gott soll mich bewahren! das ginge wider allen Respekt.“

„So lassen Sie sehen,“ sprach gravitätisch der Baron, und

zupfte seinen Halskragen sanft in die Höhe; „wir wollen unparteiisch entscheiden."

„Meinetwegen!" entgegnete der Maler. „Aber ich ersuche die Herren, meine Verwahrung zu Protokoll zu nehmen." Er erhob sich und nahm aus seiner Mappe, die in einer Ecke lehnte, ein Blatt, welches er dem Herrn von Brand übergab.

Dieser legte seine Cigarre auf das Kamin, wandte den Rücken gegen die Lampe, die auf dem Gesims stand, und als nun das volle Licht derselben auf jenes Bild fiel, fuhr ein höchst angenehmes Lächeln über seine Züge. Seine Oberlippe erhob sich kokett und zeigte die blendend weißen Zähne. — „In der That vortrefflich!" sagte er nach längerem Betrachten; „superb! — göttlich! Das ist das Bild eines Schimpanse, und hat zugleich große Aehnlichkeit mit Herrn von Dankwart."

„Zeigen Sie auch die anderen!" rief Graf Fohrbach.

Und der Maler brachte noch fünf andere Blätter zum Vorschein, worin der Schimpanse und Herr von Dankwart nach der bekannten Spielerei behandelt waren, mittelst welcher man in hundert Abbildungen mit ganz unmerklichen Aenderungen, wodurch zwei Blätter immer vollkommen ähnlich sind, dennoch den großen Sprung von einem ausgespannten Frosch bis zum Apoll von Belvedere zurücklegen kann. Hier aber genügten vollkommen sechs Blätter, um aus einem gerechten und untadelhaften Schimpanse zur vollständigen Figur des Herrn von Dankwart überzugehen.

„Die Blätter sind kostbar," sagte Herr von Brand nach einer Pause; „ich gäbe was darum, wenn ich sie meinem Album einverleiben könnte. Lieber Herr Erichsen, könnte sie ein armer Mann, wie ich bin, bezahlen?"

„Wenn es eine präsentable Arbeit wäre," erwiderte der Maler, indem er seine Blätter wieder zusammen packte, „so würde ich, mich aller Ihrer Gefälligkeiten erinnernd, mir ein Vergnügen daraus machen, sie in Ihr Album zu stiften. Aber verzeihen Sie mir, in diesem Falle wäre das vielleicht für uns Beide ein gefährliches Wagstück."

„Was geht uns Herr von Dankwart an?" meinte der Baron.

„Aber seine Herrin desto mehr,“ warf der Major dazwischen, „er steht in der allerhöchsten Gnade; Sie können morgen bei ihm vorfahren und ihm gratuliren; er hat wieder einen neuen Orden bekommen.“

„Das würde ich wahrhaftig thun,“ sagte lachend der Baron, „wenn ich jene sechs kostbaren Blätter hätte, um sie nachher zur Abkühlung präsentiren zu können.“

„Das würden Sie nicht thun,“ versetzte aufmerksam Graf Fohrbach. „Ich kenne und bewundere Ihren Muth in jeder Hinsicht, aber das würden Sie bleiben lassen.“

„Das käme auf eine Wette an,“ entgegnete Herr von Brand in gefälliger Weise.

„Die ich annehmen würde; Zehn gegen Eins!“

„Halt! halt! ihr Herren!“ sprach der Major. „Das wär' eine Wette, die uns Alle, wie wir hier versammelt sind, theuer zu stehen kommen könnte.“

„Die auch nie stattfinden kann,“ sagte Arthur, „denn ich würde die Blätter nie, namentlich aber nicht zu einem solchen Zwecke, hergeben.“

„Genug! genug!“ mischte sich Herr von Steinfeld, der bisher in einem Buch geblättert hatte, in das Gespräch, „man muß nicht so in ein Wespennest schlagen wollen. Aber sage mir, vortrefflicher Hausherr, darf ich dich um eine Tasse Thee bitten?“

„Ich weiß nicht, wo er so lange bleibt,“ erwiderte Graf Fohrbach. Doch hatte er kaum die Klingel gezogen, als auch schon der Kammerdiener, fast unhörbar, in das Zimmer glitt, den Thee in der uns bekannten Art aufstellte, und darauf mit den Bedienten wieder verschwand.

Jeder nahm sich eine Tasse, dann sagte Herr von Steinfeld mit Beziehung auf das Gespräch von vorhin: „Unsereins, der lang in der Fremde war und fast unbekannt geworden ist, könnte sich durch so etwas empfehlen. — Alle Wetter! Wer hat die Wette gemacht? würde es freilich heißen. — Graf Fohrbach, bei sich zu Hause in einer kleinen Gesellschaft. — Wer war da? — Nun, Erichsen, der die Blätter gezeichnet, Major von S., Herr von Steinfeld —“

„Ja, ja,“ sagte der Major, „das könnte uns Allen ein paar verdrießliche Gesichter eintragen.“

Der Hausherr hatte achselzuckend zugehört und bedächtig seine Tasse ausgetrunken, dann sagte er: „Ja, wir werden alt, es ist kein Spaß mehr da und kein Humor. — Apropos!“ fuhr er nach einer Pause fort, „du bist mit deinen Besuchen ziemlich fertig. Man hat dich doch überall gnädig aufgenommen?“

„Darüber kann ich nicht klagen. — Doch da fällt mir etwas ein, worüber ihr mich vielleicht aufklären könnt. — Als ich bei deinem Papa war,“ wandte er sich an den Hausherrn, — „Seine Excellenz empfingen mich sehr zuvorkommend — traf ich den alten General-Adjutanten Baron von W. mit seiner Frau.“

Herr von Brand zuckte, aber fast unmerklich, zusammen.

„Wenn ich sage traf, so meine ich damit, ich begegnete ihm an der Thüre des Salons; er ging, ich kam. Es war so auf der Schwelle, daß ich nicht präsentirt werden konnte. Der Bediente meldete mich, und da war es mir, als wenn sich die Baronin von W. bei Nennung meines Namens plötzlich und auffallend von mir abwende.“

„Wer weiß, wilder Mensch,“ sagte der Major, „ob du sie nicht vielleicht früher einmal gekannt, ihr die Cour gemacht oder sie auffallend vernachlässigt hast?“

„Unmöglich!“ erwiderte Herr von Steinfeld. „Als ich damals noch hier war, war der alte Baron auf weiten Reisen und heirathete in meiner Abwesenheit. Ich machte natürlich auch in seinem Hause meinen Besuch, er empfing mich; Madame, hieß es, sei unpäßlich.“

„Das ist so seine Art,“ meinte gleichgiltig Graf Fohrbach, „er ist ein alter, eigensinniger Herr, der sein Haus Niemanden öffnet, und nur genaue Bekannte seiner Frau vorstellt.“

„Ihr könnt euch denken,“ fuhr Herr von Steinfeld fort, „daß das meine Neugierde erregt, und daß ich Alles daran setzen werde, ihre Bekanntschaft zu machen. — Ist sie schön?“ —

„O nicht übel, wie soll ich sie dir beschreiben?“ sprach der Hausherr, und fuhr gleich darauf lachend fort: „Richtig! betrachte dir dort den Baron Brand.“

Dieser war in tiefe Gedanken versunken und starrte in die Theetasse, die er vor sich hin hielt. Als er nun so plötzlich seinen Namen nennen hörte, wäre ihm diese fast aus der Hand gefallen, so schrak er zusammen. Doch faßte er sich augenblicklich wieder, lächelte und sagte: „Was beliebt, Graf Fohrbach?“

Herr von Steinfeld hatte übrigens, der an ihn ergangenen Aufforderung gemäß, seinen Blick auf den Baron geworfen und mußte in dessen Gesicht etwas gefunden haben, was ihn fesselte, denn er betrachtete ihn eine Zeit lang mit großer Aufmerksamkeit, dann aber starrte er vor sich hin, augenscheinlich in tiefe Gedanken versunken. — „Wirklich,“ sagte er darauf, indem er mit der Hand über die Augen fuhr; „also Herr von Brand sähe der Frau von W. ähnlich?“

„Die alte Geschichte,“ entgegnete dieser achselzuckend und süßlich lächelnd, wobei er sich aber nicht enthalten zu können schien, einen Blick in den Spiegel an seiner Seite zu werfen. — „Das ist die alte Geschichte dieses guten Grafen Fohrbach. Das belustigt ihn: man lasse ihm diese Grille.“

„Nein, nein, es ist was daran,“ meinte auch der Major. „Wir haben schon früher darüber gesprochen; haben Sie noch nicht in Ihren Geschlechtsregistern nachgesehen?“

„Späße! Nehmen Sie nur unsere beiderseitigen Namen.“

„Aus welcher Familie ist die Baronin?“ fragte Herr von Steinfeld.

„Aus einem großen sicilianischen Hause, auf icci endigend; wer kann das behalten?“

„Aber das blonde Haar für eine Italienerin?“

„Der Vater war ein Engländer oder Schotte. Es liegt noch ein gewisses Düster über ihrer Herkunft.“

„Ich muß sie sehen,“ sagte bestimmt Herr von Steinfeld.

„Lieber Baron Brand,“ lachte der Hausherr, „ich lasse mir die Aehnlichkeit doch nicht abstreiten. Wer weiß, wie das zusammenhängt!“

„O, mir wäre ein solcher Zusammenhang gar nicht unlieb,“ sagte der Baron. Dann trank er seine Tasse leer, und stellte sie, Müdigkeit affektirend, auf den Tisch.

Der Major hatte sich erhoben und machte Anstalten zum Fortgehen. — „Ich habe Dienst," bemerkte er lächelnd auf die Frage des Grafen, und setzte hinzu, als ihn dieser ungläubig ansah: „Ich versprach meiner Frau, sie im Schlosse abzuholen."

„Ah! sie ist auch bei der großen Berathung! Du Glücklicher, da erfährst du heute Abend schon, welche Kostüme befohlen werden."

„Was mich im Grunde gar wenig interessirt, denn ich liebe die Maskerade nicht," erwiderte der Major und setzte, sich umschauend, hinzu: „Wer von den Herren geht mit?"

Der Baron von Brand und Herr von Steinfeld nahmen darauf hin ebenfalls von dem Hausherrn Abschied, Arthur wollte ihnen folgen, doch bat ihn Graf Fohrbach, zu bleiben und noch eine Stunde mit ihm zu verplaudern.

An der Thüre wandte sich Herr von Brand um und rief dem Maler mit einem etwas erzwungenen Lächeln zu: „Bester Herr Erichsen, bitte, überlegen Sie es sich ernstlich, ob und zu welchen Bedingungen ich die sechs Blätter bekommen kann."

„Der Teufel auch," sagte der Hausherr, nachdem er gehört, daß die Thüren draußen geschlossen worden; „was mag ihm so an dem Porträt des Herrn von Dankwart gelegen sein! Da wären Ihre Blätter in guten Händen. Nehmen Sie sich in Acht! — Ich glaube wohl," setzte er nach kurzem Besinnen hinzu, „daß er einen guten Gebrauch davon machen würde, und ich möchte schon Dankwärtchen einen kleinen Aerger wünschen; aber Sie werden sich um's Himmelswillen nicht mit dem Baron einlassen."

„Aber Sie proponirten ihm doch selbst eine Wette!"

„Weil ich gewiß war, daß Sie die Blätter nicht hergeben würden. — Apropos, Arthur, Sie erinnern sich der paar Worte, die wir neulich auf dem Balle zusammen sprachen; ich muß Ihnen wiederholen: nur durch die größte Behutsamkeit, dem Baron gegenüber, können wir im Stande sein, seine Aufmerksamkeit, ja seinen Verdacht nicht zu erregen. Sie werden deßhalb auch in meinem Betragen gegen ihn durchaus keine Aenderung merken."

„Ich hoffe, daß Sie über diesen Punkt auch mit mir zufrieden sein werden," meinte Arthur.

„Vollkommen. — Ich hielt Sie nicht ohne Absicht hier zurück; neulich machte ich einen Besuch bei unserem Polizeidirektor; ich gehe da zuweilen hin, es ist das ein sehr anständiges Haus, doch will ich Ihnen gestehen, daß ich diesmal meinen besonderen Zweck dabei hatte. Ich brachte das Gespräch auf die Zustände unserer Residenz, namentlich was das Departement des Polizeidirektors anbelangt, und erzählte dann leicht hingeworfen die Geschichte meines Petschafts, das neulich so räthselhaft verschwand. Der alte Herr riß nach seiner Gewohnheit heftig an der Nase und legte der Sache eine größere Wichtigkeit bei, als ich gedacht; ja, er erließ mir ein förmliches Verhör nicht und ich mußte ihm zu dem Ende auf sein Arbeitszimmer folgen, wohin er auch seinen ersten Sekretär beschied, — unter uns gesagt, ist dieser ein junger, sehr gescheidter Mann, der in seinem kleinen Finger mehr Verstand hat, als Seine Excellenz im ganzen Körper. — Nun gut! Ich muß das Petschaft beschreiben, wo es gelegen, wann ich es vermißt und noch mehr dergleichen für die Polizei so wichtige Kleinigkeiten. — Es sei sonderbar, sagte mir der Sekretär, daß ähnliche Diebstähle so häufig vorkämen, und oft Sachen beträfen, die an und für sich gar keinen Werth hätten, Briefe, ganze Korrespondenzen, Dokumente und dergleichen; auch würden sie mit einer Sicherheit begangen, die an's Fabelhafte streife. Ja, es sei vorgekommen, daß Diesem oder Jenem, namentlich in der höheren Gesellschaft, ein Blatt, ein Brief plötzlich gefehlt habe, irgend eines Inhaltes, aber geeignet, ihn vor einer anderen Person schwer zu kompromittiren, und es sei unglaublich, aber wahr, daß man kurze Zeit darauf eben jener andern Person das betreffende Papier in die Hände gespielt und so wie muthwillig die erbittertsten Feindschaften hervorgerufen habe."

„Unerklärlich."

„Dazwischen hindurch zögen sich, so erzählte der Polizeidirektor, nun eine ganze Menge wirklicher und schwerer Diebstähle, mit einer Sicherheit und einem Muthe ausgeführt, wie sie nur durch die wohlorganisirteste Bande geschehen könnten, durch eine Bande, die mit ebenso viel Umsicht als Energie geleitet würde."

„Also endlich glaubt man an die Existenz einer solchen?", sagte

Arthur. „Es ist gut, daß ihnen droben einmal ein Licht aufgeht. Wir geringeren Leute drunten haben schon lange nicht mehr daran gezweifelt; mein Vater, der viel mit den Vätern der Stadt zu verkehren hat, machte oft darüber Andeutungen und sprach von dem Hause, das zwischen uns Beiden neulich auch genannt wurde, dem sogenannten Fuchsbaue, als dem Herde aller dieser Geschichten. — Aber mir scheint, die Thüre ihres Schlafzimmers wurde geöffnet," unterbrach er sich; „die Vorhänge haben sich soeben bewegt."

„O, es wird mein Jäger sein," entgegnete der Graf und fuhr dann fort: „Dasselbe vermuthete man auch auf der Polizeidirektion; doch haben die schärfsten Hausaussuchungen noch nie etwas ergeben; das soll freilich eine solche Verwirrung, ein solcher Knäul von Treppen, Stuben und Gängen sein, daß sich ein Uneingeweihter dort selbst am hellen Tage nicht ausfinden könne. Der Sekretär des Polizeidirektors meinte, man könne da nur durch eine Radikalkur helfen, indem man von Staatswegen die ganzen Gebäulichkeiten ankaufe und niederreiße."

„Das wäre schade für uns Maler," versetzte Arthur lächelnd, „denn es hat dort wahrhaft prachtvolle Ansichten, finstere, melancholische Winkel, wie sie die kühnste Phantasie nicht ersinnen kann."

„Richtig!" sagte ebenfalls lachend der Graf; „und diese Winkel und engen Gassen lieben Sie absonderlich. Warten Sie, man kommt hinter Ihre Schliche."

„Wie so?" fragte der Maler.

„Wenn man sich nicht weit vom Fuchsbau am Kanale hin verliert, so kommt man in kleine Straßen, wo Sie, theuerster Arthur, eigentlich nichts zu schaffen hätten, und wo man Sie doch häufig herumwandeln sieht."

„Das leugne ich auch ganz und gar nicht."

„Also in der That ein kleines Verhältniß?"

„Sagen Sie lieber ein großes Verhältniß, Graf Fohrbach. Ich gestehe Ihnen, dem Freunde, daß mich mehr als eine müßige Laune dorthin zieht. Ja, warum sollte ich es leugnen! Ich habe dort ein Mädchen gefunden, das ich unendlich liebe, — das ich

Ihnen in vielleicht nicht zu langer Zeit als meine Frau vorzustellen habe."

„Aus jenen engen Gäßchen?" sagte der Graf im höchsten Erstaunen. „Was wird Papa Erichsen dazu sagen, und vor Allem, Mama, die sehr strenge Kommerzienräthin?"

„Das ist freilich noch eine schroffe Klippe, die ich umschiffen muß und will. — Gewiß, Graf Fohrbach, ich scherze nicht, ich bin dazu fest entschlossen."

„Und ihr liebt einander, wie es sein soll?" erwiderte der Graf mit wahrer Theilnahme. — „Und wenn das Mädchen gut und anständig ist, woran ich übrigens eben so wenig zweifle, als an ihrer Schönheit, denn Ihr guter Geschmack ist mir bekannt, so haben Sie Recht, sich über unsere kleinlichen Verhältnisse hinwegzusetzen. Sie sind ja ein freier Mann, ein Künstler, — Sie können am Ende handeln wie Sie wollen," setzte er mit einem kleinen Seufzer hinzu.

„Ich wußte wohl," erwiderte Arthur mit Wärme, „daß Sie meinen Entschluß billigen würden, und sollten Sie das Mädchen kennen lernen, so würden Sie mir noch unbedingter Recht geben."

„Ach, lieber Arthur," versetzte der Graf nach einer Pause, „diesmal kann meine Zustimmung für Sie eigentlich wenig Werth haben, denn ich befinde mich fast in gleicher Lage und fühle deßhalb parteiisch für Sie."

„Sie — Graf Fohrbach?" fragte Arthur erstaunt.

„Ja, bester Freund, auch ich liebe; eigentlich zum ersten Mal in meinem Leben, und auch mir treten die Verhältnisse hemmend entgegen. Doch auch ich bin fest entschlossen, dieselben niederzuwerfen, denn ich liebe, Arthur, und vor allen Dingen, werde ebenso wieder geliebt."

„Dann wollen wir uns gegenseitig gratuliren," sprach lachend der Maler, indem er seine beiden Hände ausstreckte, welche Graf Fohrbach herzlich schüttelte, und darauf erwiderte:

„Verlassen Sie sich auf mich, Sie werden jederzeit, unter allen Verhältnissen und Lagen einen treuen und ergebenen Freund an mir finden. Haben Sie mir doch beständig die besten Beweise

Ihrer Zuneigung gegeben, sogar in Geschichten, an welche nur zu denken ich mich jetzt fast schäme, und wo ich am Ende Ihr Verführer geworden bin, wenn Ihre Liebe Sie nicht geschützt hat, wie mich die meinige."

„O ja, sie schützte mich vollkommen," entgegnete lächelnd der junge Mann. „Richtig! wir sprachen noch nicht darüber, und damit hängt doch auch etwas zusammen, was wieder auf unsern räthselhaften Baron zurückführt."

„Ah! lassen Sie hören; darauf bin ich begierig."

„Sie baten mich damals, Ihnen den Brief zu besorgen an eine gewisse Madame Becker, Kanalstraße, glaube ich. Das war an jenem Tage, wo Ihr Petschaft verschwand."

„Richtig! richtig! und ich benützte das Siegel des Herrn von Brand."

„Also habe ich doch Recht!" rief überrascht der Maler. „Ich bemerkte wohl arabische Schriftzüge auf demselben, doch fiel es mir erst später ein, daß Ihnen vielleicht der Baron damit aus der Verlegenheit geholfen."

„Und was hat es mit diesem Siegel für ein Bewandtniß?"

„Die bewußte Madame Becker erschrak, als sie es bemerkte; und doch schien sie es wieder anzutreiben, Ihren Wunsch zu erfüllen. Das beschäftigte mich, sobald ich das Haus in der Kanalstraße verlassen; Ihr Siegel — ich kannte es ja — ein einfaches F., sogar ohne Wappen und Krone, konnte unmöglich einen solchen Eindruck auf die Frau machen."

„Sie haben wahrhaftig Recht," sprach der Graf nach einigem Besinnen. „Als ich in jenem Brief von der Frau das Bewußte verlangte, dachte ich selbst nicht, daß es möglich sei, und war in der That überrascht, als sie mir einige Zeit nachher anzeigte, die Angelegenheit habe sich arrangirt. Dabei schrieb sie auch von einem hohen Freunde, dem ich sagen solle, wie viel Mühe sie sich gegeben. Damit war offenbar der Baron gemeint, dessen Siegel sie also erkannt; und wenn sie dies erkannt, so muß sie schon in häufige Berührung mit ihm gekommen sein."

„Und nicht blos in Berührungen, wie die andern vornehmen

Herren," meinte Arthur lächelnd, „sondern ihr Schreck zeigte mir deutlich, daß sie ihn fürchte."

„Wie ein für sie mächtiges Wesen," sagte der Graf rasch einfallend. — „Bei Gott! Arthur, es ist so: ich scheue mich fast, es auszusprechen; aber wenn ich meine Begegnung mit ihm in der Nacht am Fuchsbaue, namentlich den Bericht jenes unglücklichen Geschöpfs im Schlosse und so all die verschiedenen Sachen zusammenstelle so drängt sich mir die feste Ueberzeugung auf, der sogenannte Baron von Brand stehe an der Spitze einer weit verbreiteten Bande von Fälschern, Dieben, vielleicht Mördern."

„Entsetzlich!" rief Arthur ergriffen. „Und wenn dem so wäre, würden Sie zu seiner Entdeckung, zu seiner Bestrafung etwas beizutragen im Stande sein? Würden Sie es über sich vermögen, den Mann, der hier unzählige Mal in Ihrem Zimmer gewesen, der von Ihrem Thee getrunken, von Ihren Cigarren geraucht, den vielleicht verdienten Ketten und Banden zu übergeben?"

„Nein, nein, dazu wäre ich nicht im Stande, obgleich ich es gewiß nicht ungern sehen würde, wenn wir von diesem wirklich gefährlichen Menschen befreit würden. Ja, ich würde vielleicht meinen kleinen Einfluß aufbieten, um ihm die freie Entfernung von hier zu erleichtern. Aber wie sich mit ihm darüber verständigen? Daß sich langsam ein Garn um seine Füße zieht, bin ich fest überzeugt, und darum thut es mir leid, wenn ich, wie heute Abend, sehen muß, daß er so unbewußt, sicher, aber unaufhaltsam der Gefahr entgegen geht."

„Und letzteres ist doch noch die Frage," entgegnete Arthur. „Ist Baron Brand wirklich der, für den wir ihn halten, so ist er ein außergewöhnlicher Mensch, dem ich meine Bewunderung nicht versagen kann, und der nicht so unklug sein wird, auf seinem gefährlichen Pfade blindlings dahin zu gehen. Glauben Sie mir, der hat die Augen offen so gut wie wir; und ich bin überzeugt, daß die erste Hand, die sich nach ihm ausstreckt, ihn spurlos verschwinden macht."

„Gewiß, lieber Arthur; aber da wir einmal dieses Kapitel begonnen, so ist es vielleicht nicht indiskret, wenn ich Sie frage,

wie jenes Rendezvous am Neujahrsabend eigentlich abgelaufen ist; ich muß darauf dringen, da Sie auch in dieser Angelegenheit Auslagen für mich gehabt haben."

„Diese sind so unbedeutend, daß es gar nicht der Rede werth ist. Auch ist Ihr Verlangen durchaus nicht indiskret, denn ich kann Sie versichern, was ich mit dem Mädchen verhandelt, hätte die ganze Welt sehen können. Ich erhielt also Ihren Brief und ging um acht Uhr, wie derselbe von mir oder vielmehr von Ihnen verlangte, an die Ecke der Prinzenstraße; einen Wagen ließ ich mir folgen und im Schatten der Häuser halten. Ich brauchte auch nicht lange zu warten, so sah ich ein Frauenzimmer, obgleich mit ziemlich unsichern Schritten, auf mich zugehen. Sie war in einen langen, dunkeln Shawl gewickelt, so daß man von ihrer Figur so gut wie gar nichts entdecken konnte; um den Kopf trug sie eine schwarzseidene Kapuze mit sehr langen Spitzen, die so dicht auf ihr Gesicht niederfielen, daß es unmöglich war, die Gesichtszüge des Mädchens zu erkennen."

„Das glaube ich wohl, denn es war eine dunkle Nacht."

„Ich hatte mich so aufgestellt, daß sie sehen konnte, wie ich an der Straßenecke auf Jemand zu warten schien."

„Welchen Weg kam sie?"

„Sie schien vom Theater zu kommen."

„Ah!"

„Als ich nahe bei ihr war und sie mir in's Gesicht sah, welches ich mir auch, im Gegensatz zu ihr, gar keine Mühe gab, zu verbergen, stutzte sie und schien sich abwenden zu wollen. Ich sagte ihr: Sie erwarten jemand Anderes als mich zu finden; Graf F. aber ist verhindert und bittet vielmal um Entschuldigung. — Man muß doch höflich sein. — Er wird vielleicht das Vergnügen haben, fuhr ich fort, Sie ein anderes Mal zu sehen; für heute war es ihm gewiß unmöglich."

„Und sie gab keine Antwort?"

„Nicht eine Silbe; ja sie wandte mir fast den Rücken zu und nickte ein paar Mal mit dem Kopfe, namentlich als ich sie fragte ob sie sich des Wagens bedienen wolle, um nach Hause zu fahren."

„Das nahm sie an? — Aber sagte Ihnen keine Adresse?“

„Das war unnöthig, wußte ich doch selbst die Wohnung der Madame Becker; ich fragte sie, ob sie in die Kanalstraße fahren wolle, da nickte sie abermals mit dem Kopfe. Ich hob sie alsdann in den Wagen, sagte dem Kutscher, wohin er fahren solle, und empfahl mich auf's Höflichste.“

„Arthur,“ rief der Graf lachend, „ich glaube in der That, daß Ihre Liebe aufrichtig und wahr ist. Aber Sie können doch froh sein, daß eben dies Mädchen sich so dicht verschleiert und verhüllt hielt, und in kalter, dunkler Nacht vor Sie hintrat; denn, nehmen Sie mir es nicht übel, ich wollte doch für nichts stehen, wenn es Ihnen mit aller seiner Schönheit im warmen Zimmer beim Schein der Lichter unter den angegebenen Verhältnissen erschienen wäre.“

„Also war es ein gutes Abenteuer?“

„Das will ich meinen! Es betraf ein Mädchen, nach der Tausende vergeblich gesehen, die bis jetzt unbescholten dastand.“

„Ah! eine Verführung!“

„Nur durch die Macht des Goldes; sonst würde ich mir noch größere Vorwürfe gemacht haben, als ich damals schon that, namentlich da sie einer armen Familie angehört und durch ihren Erwerb Vater und Geschwister unterstützen muß.“

„Ein sauberer Erwerb!“ sagte kopfschüttelnd der Maler.

„Ich meine das nicht, wie Sie es nehmen,“ entgegnete der Graf. „Ihr Erwerb ist sehr anständig, kann es wenigstens sein; sie ist sogar eine Kollegin von Ihnen, Arthur — eine Künstlerin.“

„Ah! wenn ich das gewußt hätte, so würde ich ein Gespräch mit ihr angeknüpft haben. — Aber ihre Kunst besteht wohl im Gebrauch der Nadel.“

„Gefehlt, Arthur! Höher hinauf, oder wenn Sie wollen, tiefer hinab, denn die Kunst dieser jungen Dame besteht im Gebrauch ihrer Füße; sie ist eine — Tänzerin.“

Arthur wußte nicht, warum ihn dieses Wort so schmerzlich berührte. War es die leichtfertige Betonung, mit der sein Freund dies Wort aussprach, war es, weil auch *sie* eine Tänzerin, und

weil es also wieder eine ihrer Kolleginnen war, die hier so zweideutig aufgetreten. Ja, es preßte ihm das Herz zusammen, und er hätte viel darum gegeben, wenn Graf Fohrbach dies nicht gesagt hätte.

Dieser aber hatte keine Ahnung davon, wie wehe er Arthur damit gethan. „Ja," fuhr er fort, „wie ich Ihnen schon vorhin bemerkte, hatte mich der Erfolg meiner Bemühungen selbst überrascht; ich glaubte nicht daran, und wunderte mich sehr, als jener Brief der Madame Becker an mich kam. Wenige Tage nachher schickte sie mir ihre Rechnung, sie war ziemlich stark, aber ich sandte ihr noch mehr, als sie verlangte; es wird jenem armen Geschöpf auch zu gut kommen, und — wenn auch in allen Ehren, so interessire ich mich immer noch für die schöne Clara."

„Für die schöne Clara?" sagte der Maler, und trotzdem er diese Worte ganz leise, fast unhörbar sprach, so schien er doch kaum genug Athem gehabt zu haben, um sie heraus zu stoßen.

Der Graf hatte bei den letzten Worten seine Cigarre weggeworfen und den Fauteuil gegen das Kamin gedreht, wo er sich damit beschäftigte, die glühenden Kohlen zusammen zu scharren und einen angebrannten Holzblock darauf zu legen. Er konnte deßhalb nicht sehen, wie Arthur plötzlich so bleich wurde, wie er seine Hand krampfhaft auf das Herz preßte, dann über die Augen fuhr und hierauf gezwungen lächelnd mit dem Kopfe schüttelte. — „O! nein! — nein!" dachte der Maler, „so eine Idee ist ja lächerlich. — Aber eine Tänzerin war es, hat er gesagt. — Die schöne Clara. — Wer trägt sonst noch diesen Namen? — Mein ganzes Vermögen, Alles, was ich habe und kann, für eine gute Auskunft!"

„Man darf so ein Kaminfeuer nie ausgehen lassen," meinte Graf Fohrbach. „Finden Sie nicht, daß es hier schon kalt geworden ist?"

„Nein, gewiß nicht — gewiß nicht!" brachte Arthur mühsam hervor. „Mir ist es heiß, sehr heiß."

Der Andere hatte den kleinen, zierlichen Blasbalg ergriffen, der am Kamine hing, und fachte damit die Gluth von Neuem an.

Arthur saß da mit den Gefühlen eines Unglücklichen, über den

das Richtschwert gezückt wird. Der blanke Stahl flimmerte ihm schon vor den Augen, er brauchte nur eine Frage zu thun und dann fiel vielleicht der tödtliche Streich, sein Lebensglück für ewig zerstörend. — Sollte er diese Frage thun? sollte er die beiden Hände seines Freundes ergreifen, ihm flehend in die Augen blicken und um Gottes und aller Liebe willen um den vollständigen Namen jenes Mädchens bitten? — Dann mußte er ihm auch sein ganzes Unglück offenbaren. — Oder sollte er ihn in gleichgiltigem Tone darum ersuchen? — Gewiß! er mußte das Letztere wählen. Und er that es unter den tiefsten Schmerzen, mit der fürchterlichsten Anstrengung. — Ja, er lachte dazu, aber sein Lachen klang heiser, fast wie ein Geheul, und wenn der Graf nicht so sehr mit seinem Feuer beschäftigt gewesen wäre, hätte er aufmerksam werden müssen.

„Die — schöne — Clara, sagten Sie," sprach der unglückliche junge Mann. „Ah! — damit haben Sie mir Ihr Geheimniß verrathen."

„Oh! es soll für Sie gar keines sein," erwiderte der Graf. „Wir kennen uns zu genau, und ich bin fest überzeugt, daß Sie den Namen dieses armen Mädchens Niemanden sagen werden, der vielleicht Interesse an ihr nimmt."

„Nein, das thue ich gewiß nicht."

„Sie haben ihn ja auch schon errathen; und ist sie nicht in der That reizend, ja liebenswürdig, die schöne Clara? — Clara Staiger, eine unserer graziösesten Tänzerinnen."

Da war es heraus, und Arthur sank momentan in sich zusammen, wobei er übrigens so viel Geistesgegenwart besaß, beide Hände vor die Augen zu drücken, damit der Andere seine hervorstürzenden Thränen nicht sehen möge. Doch hielt es ihn nicht länger in dem Zimmer; es schien sich mit ihm zu drehen, die Mauern schienen ihm zu wanken; es lag ihm centnerschwer auf der Brust, er mußte hinaus in's Freie, in die kalte Nachtluft, um wieder athmen zu können. Und doch durfte er nicht so davon stürzen, das war seine Qual. Obgleich wie im Fieber zitternd, mußte er sich langsam und förmlich erheben; obgleich sein Blut

in den Adern raste, mußte er Ruhe und Müdigkeit affektiren, und mußte mit dem Grafen noch einige gleichgiltige Worte wechseln. Glücklicherweise war es ziemlich spät geworden, weßhalb ihn dieser nicht lange zurückhielt. Und doch däuchte es dem Unglücklichen eine Ewigkeit, bis er seinen Hut ergriffen und die Thüre erreicht hatte. Ja, dort mußte er noch einen Augenblick warten, denn Graf Fohrbach machte ihn auf die Mappe aufmerksam, die er vergessen. — Endlich — endlich — öffnete sich ihm die Hausthüre, endlich trat er auf die Straße hinaus, und erst da schöpfte er tief Athem, als ihm die kalte Nachtluft seine brennende Stirne kühlte.





